Neuere deutsche Literaturgeschichte

bearbeitet

von

Paul Merker
Professor an der Universität Greifswald

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha 1922

10409

UNIVERSITY OF ARIZONA
830.9
M 56
LIBRARY

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten

PRINTED IN GERMANY

Vorwort

Als der Verlag mit dem Anerbieten an mich herantrat, für seine „Wissenschaftlichen Forschungsberichte“ als Ergänzung zu der von Baesecke bearbeiteten „Deutschen Philologie“ i. e. S. das Referat über die „Neuere deutsche Literaturgeschichte“ zu übernehmen, ging ich nicht ungern darauf ein, schien es mir doch ebenso für die fachwissenschaftliche Entwicklung erwünscht wie im eigenen Interesse heilsam, die durch die äußeren Verhältnisse der Kriegszeit und die inneren Stimmungen der ersten Nachkriegsjahre mehr oder weniger gelockerten Beziehungen zu den neueren Erscheinungen der literarhistorischen Wissenschaft durch einen summarischen Überblick wieder fester zu begründen. Im Laufe der beiden letzten Jahre hat mich freilich diese eingegangene Verbindlichkeit oft genug bedrückt. Äußere und persönliche Gründe, besonders meine unterdessen erfolgte Berufung nach Greifswald, die damit erwachsenen neuen beruflichen Verpflichtungen und die Entfernung von großstädtischen Verlags- und Bibliotheksverhältnissen traten vielfach hemmend in den Weg. Vor allem aber kam mir die Schwierigkeit der Arbeit erst im Laufe der Zeit zu vollem Bewußtsein. Bei dem Mangel jeglicher bibliographischer Vorarbeiten, wie sie durch das Stocken der großen referierenden Organe bedingt war, stellte schon die rein sammelnde und ordnende Tätigkeit keine leichte Aufgabe dar. Nach Ausscheiden einer großen Anzahl völlig wertloser oder doch die Wissenschaft wenig fördernder Erscheinungen blieben, ohne die 170 nur bibliographisch verzeichneten Nachträge vorwiegend aus den Jahren 1920 bis 1922, fast 600 Bücher und größere Aufsätze zur Bearbeitung übrig. Es liegt auf der Hand, daß eine solche so große Zeiträume und eine Fülle von Erscheinungen umfassende Berichterstattung gewisse unvermeidliche und mir sehr wohlbewußte Ungleichheiten und Mängel enthält. Da der deutsche Buchhandel bei der Schwierigkeit seiner gegenwärtigen Lage mich leider nur ganz wenig durch Zusendung von Besprechungsexemplaren unterstützte, und eine auf der Höhe stehende germanistische

45953

Spezialbibliothek mir nicht zur Verfügung stand, konnte ich das eine oder andere der in den allerletzten Jahren erschienenen Bücher an meinem gegenwärtigen Wirkungsorte nicht in die Hände bekommen. Auch sonst brachte es der immer weitergehende Fluß der Neuerscheinungen und die Schwierigkeit, an entlegener Stelle herausgekommene Forschungen zur Benutzung zu erhalten, mit sich, daß das Grundprinzip, in den Bericht alle Werke der Jahre 1914—1920 aufzunehmen und nur die Erscheinungen der beiden letzten anderthalb Jahre dem bibliographischen Anhang zu überweisen, nicht ganz streng durchgeführt werden konnte, und besonders das Jahr 1920, das infolge der verzögerten Erscheinung dieses Referates erst nachträglich in die Berichterstattung einbezogen wurde, mit einer teils darstellenden, teils nur bibliographisch verzeichnenden Berücksichtigung eine ungleichmäßige Behandlung erfuhr. Auch in der Ausführlichkeit der Berichterstattung wird man vielleicht der einen oder anderen Dissertation etwas zuviel Raum eingeräumt finden, während in anderen Fällen dem Leser unter Umständen eine eingehendere Behandlung erwünscht gewesen wäre. Hier war der Umstand, daß die in den letzten Jahren besonders oft genannten Bücher mit einiger Wahrscheinlichkeit dem Benutzer, sei es in Originalform, sei es durch eingehende Sonderanzeigen, bereits bekannt waren, für einen nur kürzeren Hinweis entscheidend, der an sich nicht der Bedeutung des betreffenden Buches angemessen sein konnte. Dem Grundgedanken dieser Forschungsberichte entsprechend durfte es sich im ganzen nur um eine referierende Übersicht handeln, die dem kritischen Moment nur in allgemeinen Urteilen über den Wert oder Unwert der einzelnen literarhistorischen Arbeiten und dem Hinweis auf ihre Hauptresultate Rechnung trug und sich auf Einzelausstellungen nicht einließ.

Meiner Frau und treuen Mitarbeiterin sei auch an dieser Stelle für unermüdliches Mitschaffen mit herzlichem Danke gedacht.

Merker

Inhaltsübersicht

Seite

§ 1. Prinzipien und Methoden 1
§ 2. Allgemeine Literaturgeschichte 9
§ 3. Bibliographien und Zeitschriften 17
§ 4. Reformation und Humanismus 21
§ 5. Das Zeitalter des Barock 46
§ 6. Aufklärung 57
§ 7. Empfindsamkeit und Sturm und Drang 67
§ 8. Klassizismus 74
§ 9. Romantik 89
§ 10. Die führenden Dramatiker des 19. Jahrhunderts 106
§ 11. Das junge Deutschland und der Zeitroman 116
§ 12. Realismus 121
§ 13. Neuklassizismus 128

Bibliographie der in den Jahren 1920/22 erschienenen Werke und Nachträge 132

Verfassernamen 137

Sachverzeichnis 141

§ 1. Prinzipien und Methoden

Es ist immer ein Zeichen innerer Kraft und verheißungsvoller Entwicklung, wenn eine Wissenschaft neben der praktischen Alltagsarbeit und Einzelforschung sich prinzipiellen Fragen und methodischen Erwägungen zuwendet. Liegt in solchem Selbstbesinnen mit seiner theoretischen Anbahnung neuer Wege und Zukunftsmöglichkeiten doch ein jugendfrisches Vorwärtsdrängen, während in Zeiten gesunkenen Selbstvertrauens und wissenschaftlicher Erlahmung nur ein müdes Fortspinnen des einmal aufgelegten Fadens zu beobachten ist. Schon geraume Zeit vor dem Weltkrieg war die deutsche Literaturgeschichte, nachdem sie über ein Menschenalter lang fleißiger und ertragreicher, aber im ganzen etwas engumgrenzten Forscherarbeit obgelegen hatte, in ein solches neues Entwicklungsstadium eingetreten, das in vieler Hinsicht eine Verschiebung und Bereicherung der Fachinteressen brachte, neue Probleme aufstellte und die alten nicht selten in andere Beleuchtung rückte. Der Tod einer Anzahl hochverdienter Vertreter der literarhistorischen Wissenschaft — ich nenne nur A. Schönbach († 1911), B. Suphan († 1911), J. Minor († 1912), E. Martin († 1912), E. Schmidt († 1913), R. M. Werner († 1913), O. Harnack († 1914), R. M. Meyer († 1914), W. Creizenach († 1918) — schien auch äußerlich zu dokumentieren, daß die ältere Forschergeneration langsam zurückzutreten begann und jüngere Kräfte mit neuen Idealen mehr und mehr den Kurs bestimmten. Die eigentlichen Wurzeln für diese immer deutlicher zur Erscheinung kommende Umbildung und Ausdehnung der literarhistorischen Disziplin aber lagen tiefer und waren in den schon in der letzten Zeit des kaiserlichen Deutschland leise zu spürenden Umwandlungen der allgemeinen Welt- und Lebensanschauung begründet, die vom Speziellen, Stofflichen, Persönlichen einen wachsenden Zug zum Allgemeinen, Geistigen, Überpersönlichen erhielt. Spiegelt doch die einzelne Wissenschaft als Teilerscheinung des Kulturganzen, solange sie nicht einem lebensfremden Alexandrinertum anheimfällt, in der Wahl ihrer Probleme und der Art ihrer Durchführung getreulich die Gesamtstimmung einer Zeit wider. — Zwei Fragen sind es, um die es sich bei diesen Erörterungen besonders handelte: einmal die Bedeutung und Stellung der deutschen Literaturgeschichte überhaupt und andererseits die Methoden, mit denen sie ihre wissenschaftlichen Ziele verfolgt.

In ihrer älteren Entwicklungsphase, die etwa die beiden ersten Drittel des 19. Jahrhunderts umfaßt, hatte sich die Erforschung und

Darstellung literarischer Denkmäler der nationalen Vergangenheit noch nicht recht zum Range einer selbständigen Wissenschaft durchgerungen. Sie wurde entweder von Vertretern anderer Disziplinen gewissermaßen nebenberuflich mit erledigt und entbehrte in den Händen von Historikern, Philosophen, Theologen, Kunstgelehrten und Journalisten, so vortrefflich einzelne ihrer Leistungen waren, des festen wissenschaftlichen Untergrundes und einer tieferen methodischen Schulung. Oder aber sie wurde von der neubegründeten Wissenschaft von der deutschen Philologie, deren Hauptinteressen durchaus auf sprachlichem, mythologischem, sagengeschichtlichem und volkskundlichem Gebiete lagen und in der Hauptsache nur die Welt des deutschen Mittelalters umspannten, im allgemeinen bloß mit einer Nebenrolle bedacht, so grundlegende Erkenntnisse auch von dieser Seite ausgingen. Die fachfremde Behandlung jener früheren Entwicklungsstufe hat die Literaturgeschichte, wenn wir von der mehr oder weniger zufälligen dilettantischen Mitarbeit einzelner absehen, heute im ganzen überwunden, indem ein eigener Stand von Literarhistorikern mit besonderen Lehrkanzeln sich ausgebildet hat. Um ihre volle Anerkennung von seiten der altdeutschen Philologie dagegen kämpft sie noch heute. So wird es begreiflich, daß auch einige jüngst erschienene, sonst ihren Zweck vortrefflich erfüllende Studienratschläge und Gebietsumgrenzungen altdeutscher Philologen (v. d. Leyen, Das Studium der deutschen Philologie, München 1913; G. Bäsecke, Wie studiert man Deutsch? München 1917; V. Michel, Über Begriff und Aufgabe der deutschen Philologie, Jena 1917) mehr oder weniger die Literaturgeschichte nur stiefmütterlich behandeln. Und doch kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß die literarhistorische Forschung, so dankbar sie auf die jahrzehntelange Verkoppelung mit der reinen Philologie zurückblickt und so notwendig auch für die Zukunft nahe Berührungen und wechselseitige Befruchtungen sind, sich nachgerade zu einer selbständigen Wissenschaft ausgewachsen hat, deren eigenwertige Bedeutung über kurz oder lang in speziellen Ordinariaten an allen deutschen Universitäten zum Ausdruck kommen muß. Notwendig dafür freilich ist, daß das gegenwärtig vielfach fast verlorengegangene Gefühl von der inneren und äußeren Einheit dieser über tausendjährigen literarischen Kultur Deutschlands wieder voll zum Bewußtsein kommt und die Sezessionsansprüche einer besonderen neueren deutschen Literaturgeschichte zurückgedrängt werden. Rein entwicklungstechnisch betrachtet hat diese seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sich ausbildende und in den jüngstvergangenen Jahrzehnten zu überragender Bedeutung gelangte neuzeitliche Literaturwissenschaft, ganz abgesehen natürlich von der Fülle ihrer Resultate, ihre zweifellosen Verdienste darin, daß sie die literargeschichtliche Forschung von der Vorstellung einer nur philologischen Teildisziplin oder eines mehr oder weniger dilettantischen Studiengebietes befreite und zu vollwissenschaftlichem Range erhob. Dringend wünschenswert aber ist nun, daß diese als selbständiges Gebiet anerkannte literarhistorische Wissenschaft nunmehr ihre so erfolgreichen Emanzipationsbestrebungen auch auf die mittelalterliche Hälfte ausdehnt und durch

Ablösung der literargeschichtlichen Probleme jener früheren Jahrhunderte aus dem Verband der vorwiegend sprachlich-antiquarisch gerichteten altdeutschen Philologie ihren Herrschaftsbereich auch voll austüllt. So war es zu begrüßen, daß J. Petersen in seiner Schrift „Literaturgeschichte als Wissenschaft" (1914), die einige zuvor in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift erschienene Aufsätze etwas verändert und erweitert zusammenfaßt, das literarhistorische Gesamtgebiet einer systematischen Betrachtung und kritischen Prüfung unterzog, indem er die Stellung der älteren und neueren Literaturgeschichte zu den benachbarten Wissenschaften, besonders innerhalb des Rahmens der deutschen Philologie, beleuchtete und vom Standpunkt historischer Beurteilung aus eine Reihe methodischer Fragen und allgemeinerer Gesichtspunkte klar und anregend untersuchte.

Handelte es sich hier darum, die im letzten Menschenalter immer mehr zum Ausdruck gekommene wissenschaftliche Vollwertigkeit der literargeschichtlichen Disziplin durch eine prinzipielle Erwägung und kritisierende Rückschau auch theoretisch zu erweisen, so gingen mehrfach pädagogische Bestrebungen der letzten Jahre darauf hinaus, die schulische Behandlung deutscher Literaturdenkmäler mit der Belehrung über andere Zweige des nationalen Kulturlebens und der heimatlichen Naturkunde zu verquicken und zu einem höheren Begriff der Deutschkunde zusammenzufügen. Der starke vaterländische Impuls, der namentlich in den ersten Kriegsjahren durch das deutsche Volk hindurchging, und das bittere Gefühl, sich auch im neutralen Ausland dauernd ungerecht beurteilt zu sehen, ließen begreiflicherweise in den reformpädagogischen Erörterungen diese nationaldeutsche Note besonders stark anklingen. In diesem Sinne legte z. B. W. M. Becker in einem „Deutschkunde oder Germanistik?" betitelten Aufsatz der „Grenzboten" (1917; Jahrg. 76, S. 137—146) den Plan eines einheitlichen Faches vor, das in seinen weiten Grenzen deutsches Leben, deutsche Natur und deutsche Vergangenheit in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen umfassen sollte. Schoß eine solche rein volkstümlich orientierte Pädagogik entschieden über das Ziel hinaus, indem die von derselben Lehrpersönlichkeit danach verlangte Beherrschung ganz heterogener Stoffgebiete unter dem nur äußerlich einenden nationalen Gesichtspunkt die Gefahr oberflächlicher Behandlung nur zu nahe legte, so hatte diese Strömung doch auch ihr Gutes, soweit sie sich in annehmbaren Grenzen hielt. Das Pflanzen- und Tierleben, Staat und Recht, Handel und Wirtschaft u. a. m. konnten unmöglich in diese germanistische Wissenschaft einbezogen werden. Wohl aber war es vielfach förderlich, daß man in dieser deutschkundlichen Disziplin neben der Literatur- und Sprachgeschichte auch der übrigen geistigen Kultur, besonders der Religion, bildenden Kunst und Musik, mit ihren parallelen Entwicklungstendenzen mehr Beachtung als bisher schenkte. In dieser Hinsicht war die während des Krieges erfolgte Erweiterung der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", deren wissenschaftliches Niveau sich schon seit einer Reihe von Jahren erfreulich gehoben hatte, zu einer „Zeitschrift für Deutschkunde" mit allgemeineren Interessen wohl begründet. Die 1917 unter Beihilfe einer Reihe von Mitarbeitern von W. Hofstätter, dem einen Herausgeber dieser Zeitschrift, bearbeitete „Deutschkunde" legte in populärer, aber gediegener Form dar, was alles an deutscher Art und Kunst unter diesen Gesichtspunkt fällt und geeignet ist, in Leben und Schule das Selbstbewußtsein des deutschen Menschen zu heben. Von dieser pädagogischen Neueinstellung bleibt natürlich der durchaus selbständige Charakter der rein wissenschaftlichen Literaturgeschichte unbeeinträchtigt, wenn auch hier eine engere Berührung mit der allgemeinen kulturellen Vergangenheit vielfach anregend wirken könnte.

Auffallend lebhaft wurden daneben im Zeitraum der Berichtsjahre methodische Fragen erörtert, die schon vorher in der Diskussion wachsende Bedeutung gefunden hatten und deren Gegensätzlichkeit besonders bei der Erörterung über die Wiederbesetzung des durch den

Tod Erich Schmidts erledigten Berliner Lehrstuhls offen zutage trat. Fast ein Jahrhundert lang hatte die zunächst in der altdeutschen Philologie glänzend bewährte, dann besonders von der Schererschule mit reichstem Erfolg auf Probleme der neueren deutschen Literaturgeschichte übertragene philologisch-historische Methode fast unbeschränkt geherrscht, indem sie die Textkritik, Entstehungsgeschichte, Quellenanalyse und biographische Einzelforschung in den Vordergrund ihres Interessenkreises stellte. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aber machten sich gegen diese nicht selten zu handwerksmäßig und einseitig betriebene Methode in steigendem Maße Widersprüche geltend, die dann besonders in jüngster Zeit zu einer fruchtbaren, wenn auch gelegentlich ziemlich scharfen Auseinandersetzung der gegnerischen Ansichten führten. Teils war es das dichterische Individuum, teils war es das geschaffene Kunstwerk, das man durch eine neue Beleuchtung tiefer zu erfassen suchte. Nachdem schon 1907 A. Sauer in seiner bekannten Prager Rektoratsrede nachdrücklich auf die engen Beziehungen von „Literaturgeschichte und Volkskunde“ hingewiesen und die Wichtigkeit des stammesgeschichtlichen Zusammenhanges bei der Beurteilung literarischer Denkmäler betont hatte, baute sein Schüler J. Nadler diese Anschauungen, die in der Tat ein bisher zu wenig beachtetes Element bei der historischen Betrachtung deutscher Dichtung zu Ehren brachten, theoretisch und praktisch weiter aus. Von seiner, auf solchen Voraussetzungen fußenden Literaturgeschichte wird noch des näheren zu reden sein. Hier kommt der Versuch einer „Wissenschaftslehre“ in Frage, den N. im 21. Bande des Euphorion (S. 1—63) veröffentlichte. Augenscheinlich stark von Rickert beeinflußt sucht er in eingehender, freilich vielfach scholastisch-spitzfindiger Weise unter starker Betonung der begrifflichen Ordnungselemente die logisch-erkenntnistheoretischen Grundlagen literargeschichtlicher Forschung herauszuarbeiten und kommt mit einer Ablehnung rein zeitlicher Gruppierung zu dem Schluß, daß nur eine familiengeschichtlich und stammeskundlich orientierte Erfassung des Schrifttums innerlich begründet sei und zum Wesen der Sache vordringe. So fruchtbar diese ganze Methode im einzelnen zweifellos sein kann und so überraschende Erkenntnisse ihr N. in der praktischen Durchführung seiner Literaturgeschichte abzugewinnen wußte, so sicher ist, daß damit eben nur eine Seite der literargeschichtlichen Probleme getroffen wird und man mit ihr allein niemals den ganzen Fragenkomplex löst. Vor allem kommt dabei das ästhetisch-künstlerische Moment zu wenig zur Beachtung. Mit ihrer Einstellung auf die physiologische Bedingtheit des Untersuchungsobjekts ist diese das Schwergewicht auf die Stammesherkunft des Dichters und den Entstehungsort der Dichtung legende Betrachtung im Grunde verwandt mit der naturwissenschaftlichen Geistesrichtung der siebziger und achtziger Jahre. Man wundert sich fast, daß diese Methode nicht zwei bis drei Jahrzehnte früher zur prinzipiellen Erwägung kam.

Blieb diese stammeskundliche Literaturgeschichte auf die Prager Schule beschränkt, so zogen zwei andere miteinander in engeren Beziehungen stehende Forschungsrichtungen, die man als die psychologische

und philosophische bezeichnen kann, weitere Kreise. Beide gingen von Wilhelm Dilthey aus oder erhielten doch von diesem Philosophen, dessen Wirkung erst jetzt recht spürbar wurde, starke Anregungen. Das Spiel der Lebenskräfte, wie es in der beständigen Wechselwirkung zwischen der individuellen Psyche und den allgemeinen Zeitideen zum Ausdruck kommt, bildet ja die Spule, um die sich die im einzelnen so vielseitigen Gedankenfäden Diltheys spinnen. Während die individualpsychologische Richtung, die besonders den Erlebnisvorgang im Inneren der schaffenden Persönlichkeit ins Auge faßt, in jüngster Zeit besondere theoretische Erörterungen nicht anstellte, wurde die philosophische Methode, die den Niederschlag der allgemeinen Weltanschauungskomplexe und bestimmter Denksysteme weniger im schöpferischen Individuum als im geschaffenen Kunstwerk untersucht, mehrfach behandelt. Es ist wohl kein Zufall, daß besonders Forscher, denen das Problem der Romantik am Herzen liegt, sich nach dieser Seite hin betätigt haben, spielt doch das philosophische Element im Denken und Dichten dieser Epoche eine hervorragende Rolle. Nachdem früher vor allem O. Walzel in diesem Sinne gearbeitet hatte, ist es neuerdings in erster Linie R. Unger, der sein Augenmerk vor allem auf den Ideengehalt in den Werken unserer hervorragenden Dichter lenkt und den philosophischen Einschlag und geistigen Grundcharakter zum Gegenstand eindringender Studien macht. Schon 1908 hatte er auf die Wichtigkeit der „Philosophischen Probleme in der neueren Literaturwissenschaft“ in einem Münchener Vortrag hingewiesen und damit diese Forschungstendenzen, die sich um dieselbe Zeit auch in der Kunstgeschichte und Musikwissenschaft zu regen begannen, in der literargeschichtlichen Behandlung zu prinzipieller Bedeutung erhoben. Auf sein großes Hamannbuch (1911), das eine solche Verschiebung der allgemeinen geistigen Struktur zum Grundmotiv der Darstellung machte, ließ er 1917 die aus einem Basler Vortrag hervorgegangene Schrift „Weltanschauung und Dichtung“ folgen, die nur leider an etwas entlegener Stelle zur Veröffentlichung kam. Freilich handelt es sich hier nicht, wie der Haupttitel vermuten lassen könnte, um eine direkte Erörterung der inneren Beziehungen dieser beiden Kulturfaktoren zueinander. Vielmehr wird das Problem, wie übrigens der Untertitel auch angibt, gewissermaßen indirekt angefaßt, indem die Denkarbeit Diltheys, des größten Vertreters dieser Wissenschaftsrichtung, in nachschöpferischer Analyse und ergänzender Ausdeutung zu eindringlicher Darstellung kommt. Nachdem einleitend auf den engen Zusammenhang von Dichtung und Weltanschauung und in einem raschen Überblick über die wichtigsten geschichtlichen Erscheinungsformen auf die Bedeutung dieser Verbindung gerade für die Höhenpunkte der geistigen Entwicklung hingewiesen worden ist, werden die Erkenntnisse, die Dilthey der historischen Struktur der letzten Entwicklungsphasen dieses Problems angedeihen ließ, nachgezogen und im zweiten Teil die systematischen Anschauungen des großen Philosophen über diese Fragen, besonders seine Dreitypentheorie, zusammenfassend und kritisch beleuchtet.

Ungleich mehr noch aber wurde während der letzten Jahre eine dritte Richtung erörtert, die den Schwerpunkt nicht auf den ideengeschichtlichen Gehalt, sondern auf die ästhetisch-künstlerische Seite der Dichtung und auf das ihr innewohnende Formproblem legt. Zwar waren auch früher, selbst in der rein philologisch-historischen Schule, die formalen Gesichtspunkte nicht ganz vernachlässigt worden, und feinfühlige Literarhistoriker und Pädagogen hatten es von jeher für ihre Pflicht gehalten, auch diesen Fragen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Vielfach aber war man dabei nicht viel über eine schönrednerische Prädikatserteilung hinausgekommen. Wo aber ernstere technische und formanalytische Untersuchungen angestellt wurden, standen sie zumeist unter dem Eindruck einer rein rationalistischen Auffassung, die das einzelne Formelement registrierend herausgriff und von einer Einfühlung in das Gesamtkunstwerk sich fernhielt. Jetzt sollte diese Ergründung des Formproblems durch eine intuitive Versenkung in das künstlerische Werk angebahnt und zum Kernpunkt der literarwissenschaftlichen Forschung gemacht werden, die damit im Grunde sich nur als eine Art angewandter Ästhetik darstellen würde. In zahlreichen Aufsätzen literarischer und kunstwissenschaftlicher Zeitschriften sind die Grundlagen und Ziele dieser ästhetischen Methode in den Berichtsjahren erörtert worden.

Auf germanistischer Seite hat mit theoretischen Darlegungen besonders A. Kober dafür eine Lanze zu brechen gesucht (vgl. Germ.-Rom. Monatsschrift VII, 109 ff.: „Wesen und Methoden der Literaturwissenschaft"; Zeitschr. f. Ästhet. u. allg. Kunstw. X, 191 ff.: „Der Begriff der Literaturgeschichte"; Logos VI, 1: „Zur philosophischen Voraussetzung der Literaturwissenschaft").

Zweifellos hat diese in erster Linie die künstlerischen Qualitäten des Dichtwerks betonende Methode ihre hohe Bedeutung und die Entwicklung unserer Wissenschaft hat den geschärften Blick für diese spezifisch ästhetischen Werte und die formanalytischen Erkenntnisse als wertvollen Zuwachs zu buchen. Der öfters zu beobachtenden Überheblichkeit und Unduldsamkeit dieser Richtung anderen Betrachtungsarten gegenüber aber ist mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß auch diese Methode allein niemals die literarhistorischen Probleme ganz lösen wird, sondern nur durch die sich ergänzende Zusammenarbeit der verschiedenen Behandlungsweisen eine erschöpfende Erkenntnis gewonnen werden kann. Wie übrigens die verwandten Bestrebungen in der Romanistik und Anglistik, in der Kunstgeschichte und ebenso in manchen literargeschichtlichen Arbeiten ausländischer Literarhistoriker zeigen, handelt es sich dabei um eine allgemeinere Strömung unserer Tage, die letzten Endes aus dem erhöhten Erlebnisdrang und dem antiintellektualistischen Zuge der modernen Weltanschauung geboren ist.

Drei Forderungen sind es, soviel ich sehe, die in den theoretischen und praktischen Äußerungen dieser methodischen Richtung namentlich zutage treten und für sie charakteristisch sind: 1. Das wissenschaftliche Interesse hat sich in erster Linie mit der Erklärung des einzelnen Kunstwerkes zu befassen, das als eine überindividuelle Erscheinung durchaus

eigenwertige Bedeutung hat und losgelöst von seinem individuellen Schöpfer vor allem nach seinen Formelementen zu betrachten ist. Die Literaturgeschichte ohne Verfassernamen wurde so zu einem viel nachgesprochenen Schlagwort. Mit ihrer Beiseiteschiebung der Entstehungsgeschichte, der zeitgeschichtlichen Bedingtheit und ähnlicher Fragen richtet sich diese rein ästhetische Betrachtung somit gegen die philologische Methode, mit ihrer bewußten Verleugnung der schöpferischen Persönlichkeit und der von diesem Ausgangspunkt in das Kunstwerk überfließenden stofflichen und formalen Züge wendet sie sich gegen die biographisch-psychologische Methode, mit ihrer nahezu ausschließlichen Beachtung der Formqualitäten steht sie schließlich auch der vorwiegend ideenanalytisch interessierten philosophischen Methode fern. 2. Da diese literarwissenschaftliche Forschung es nur mit den sprachlichen Kunstwerken von unleugbar ästhetischem Wert zu tun haben will, hat nach ihrer Meinung alles Unkünstlerische, Ephemere als historischer Ballast und bloßes Zeitdokument aus dem Interessenkreis dieser Wissenschaftsrichtung auszuscheiden. Daß damit ganze Epochen, die für unser Empfinden wenig künstlerische Werte hervorgebracht haben, unter den Tisch fallen, läßt die Vertreter dieser ästhetischen Methode kühl, die denn auch nirgends sich etwa mit dem 16. und 17. Jahrhundert befassen und auch in den folgenden Epochen nur eine Spitzenauslese betreiben. Und doch scheint bei aller Anerkennung dieser methodischen Richtung um die bisher entschieden vernachlässigten Formprinzipien die Frage begründet: Haben wir mit unserem doch auch nur historisch bedingten Formempfinden ein Recht, über Werke, literarische Gruppen und ganze Stilrichtungen das völlige Verdammungsurteil auszusprechen, ja sie von jeder Beurteilung auszuschließen, nur weil unserem ästhetischen Gefühl diese Dinge als künstlerisch wertlos erscheinen? 3. Da das heutige Formgefühl und ästhetische Empfinden als absoluter Maßstab angelegt wird, stehen begreiflicherweise diejenigen Werke und Kunstschulen, die bereits von den gleichen oder doch ähnlichen Formgesichtspunkten getragen sind, dieser literarwissenschaftlichen Methode innerlich am nächsten. Sie beschäftigt sich deshalb mit besonderer Vorliebe nur mit der Dichtung der letzten Generationen oder mit moderner Literatur. Der heutzutage in allen literargeschichtlichen Disziplinen zu beobachtende Zug zur neueren und neuesten Zeit ist somit auch durch diese gegenwärtig starken Anklang findende methodische Richtung mit begründet.

Mehr oder weniger deutlich lassen sich dabei innerhalb dieser formanalytischen Betrachtungsweise des letzten Jahrzehnts zwei Stufen scheiden. Für beide gab besonders O. Walzel nachhaltige Anregungen. In seiner früheren Entwicklungsphase hat dieser Zug zur Formerkenntnis einen ausgesprochen kunstpädagogischen Charakter, indem die Erweckung und Stärkung des formalen Sinnes und damit eine Anleitung zu vertieftem Kunstgenuß als Ziel vorschwebte. Während der Kriegsjahre hat sich neben diesen natürlich noch fortwirkenden kunsterzieherischen Bestrebungen wieder ein rein wissenschaftliches Problem vorgedrängt, nämlich die Frage nach den inneren Gesetzen der Form und ihren Ent-

wicklungsprinzipien. Epochemachend wirkte hier H. Wölfflins auch für den Literarhistoriker wichtiges Buch „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst“ (1915). Es ist auf der Überzeugung aufgebaut, daß neben den äußeren Kultureinflüssen die historische Abfolge der Kunststile abhängig ist von gewissen immanenten Kunstvoraussetzungen, wie sie im menschlichen Sehen und im künstlerischen Formen selbst gegeben sind. Indem es eine Reihe sich gesetzmäßig ablösender technischer Begriffspaare aufstellt, sucht es eine Entwicklung der neueren Kunst gewissermaßen von innen beleuchtet und rein aus ihrem subjektiven und objektiven Material erklärt zu geben. Der Versuch lag nahe, diesen Grundsatz der inneren Formgesetzmäßigkeit nun auch auf die Literatur zu übertragen, wenn auch die Gefahr vorschneller Übernahme der in der Kunstgeschichte gewonnenen Erkenntnisse bestand und in der Tat nicht immer vermieden worden ist. Die Aufgabe jedenfalls war, zunächst einmal sich über das Wesen und die Formeigenheiten der einzelnen Gattungen Klarheit zu schaffen und die darüber etwa schon geäußerten Ansichten kritisch zu beleuchten.

Hier wirkte, wie erwähnt, besonders eine größere Anzahl von Aufsätzen O. Walzels aufhellend, der in einem an den „Deutschen Abenden“ des Berliner Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht gehaltenen und 1916 gedruckten Vortrag auf die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Erforschung der „künstlerischen Form des Dichtwerkes“ allgemein hingewiesen und durch formanalytische Beobachtungen besonders zu Lessings „Emilia Galotti“, Ibsens „Rosmersholm“, Jean Pauls Romanen, Fontanes „Jenny Treibel“, Zolas „Une page d'amour“, Ricarda Huchs Garibaldiroman praktische Winke gegeben hatte. Von seinen in erster Linie der epischen Kunstform gewidmeten Untersuchungen sollen hier nur folgende Aufsätze Erwähnung finden: „Formeigenheiten des Romans“ (Intern. Monatsschr. 1914, VIII, 1329 ff.), „Formen des Tragischen“ (ebenda 1914, VIII, 463 ff. 581 ff.), „Die Kunst der Prosa“ (Zeitschr. f. d. d. Unterr. 1914, XXVIII, 1 ff. 81 ff.), „Die Kunstform der Novelle“ (ebenda 1915, XXIX, 161 ff.), „Roman und Epos“ (Das liter. Echo 1915, XVII, 581 ff. 657 ff.), „Objektive Erzählung“ (Germ.-Rom. Monatsschr. 1915, VII, 161 ff.). Der diesem Formanalytiker vorschwebende Weg, durch eine „Wechselseitige Erhellung der Künste“ Klarheit über das Wesen der einzelnen Kunstzweige und Formgattungen zu schaffen, war schließlich Gegenstand einer besonderen Darstellung, die in den philosophischen Vorträgen der Kantgesellschaft veröffentlicht wurde (1917).

Überblickt man in diesen und so manchen verwandten Untersuchungen, die hier nicht im einzelnen zu Worte kommen können, diese ganze formalistische Richtung der letzten Jahre, so scheint heute schon deutlich daraus hervorzugehen, daß Wölfflins genanntes Buch auch hier epochemachend wirkte, insofern nach einer Periode rein systematischer, gewissermaßen zeitliche und räumliche Verschiedenheiten als nur scheinbar vorhanden betrachtender Formforschung das historische Moment wieder mehr zu seinem Rechte kommt, nur daß neben den äußeren Entwicklungsimpulsen die inneren, in der eigenen Struktur der literarischen Gebilde liegenden Entwicklungstendenzen die gebührende Beachtung finden.

Von anderer Seite ausgehend, aber letzten Endes demselben Ziele der Erklärung der historischen Stilformen zustrebend, stellt sich ganz neuerdings eine weitere Methode dar, für die P. Merker mehrfach

eingetreten ist und die er als „sozialliterarische“ Richtung bezeichnet. Sie sucht aus der Erforschung auch der Breiten und Tiefen des dichterischen Lebens den literarischen Grundtypus der einzelnen Epochen näher zu bestimmen und an diesem Maßstab die individuellen Höhenleistungen zu messen. Indem sie besonders den Abwandel und die Kreuzung der literarischen Stilformen ins Auge faßt und im Zusammenhang mit den umgebenden Kulturverhältnissen studiert, will sie mit der Betonung der allgemeinen grundbildenden Strömungen und Kräfte in das innere Gefüge der literargeschichtlichen Entwicklung eindringen. Die Haupttriebfeder der historischen Stilwandlungen und ihrer Gesetzmäßigkeit wird hier nicht im gewissermaßen mechanischen Ablauf technisch-formaler Voraussetzungen, sondern in der Einbettung des literarischen Lebens in die Abfolge kulturpsychologischer Gesamtstimmungen gesehen. Da indessen diese Fragestellung zumeist erst jenseits des Berichtszeitraums auftauchte, hat hier nicht näher davon die Rede zu sein (vgl. bibliographischer Anhang über die Erscheinungen der Jahre 1920 und 1921).

§ 2. Allgemeine Literaturgeschichte

Die in den jüngstvergangenen Jahrzehnten vorherrschende Richtung zu analytischer Weltbetrachtung ließ wie in den übrigen Wissenschaftsgebieten so auch innerhalb der deutschen Literaturgeschichte den Sinn und die Kraft zu einer großzügigen, die Stoffmassen geistig durchdringenden Synthese vermissen. Es gab wohl eine vielfach ausgezeichnete Einzelforschung. Aber die Neigung, die zahllosen Sondererkenntnisse höheren begrifflichen Kategorien einzuordnen und in historischen Gesamtbetrachtungen zusammenzufassen, war nur schwach entwickelt. So war es wiederum bloß der Ausdruck einer allgemeinen Zeitstimmung, daß langehin nur eine populäre oder doch nur halbwissenschaftliche Literaturgeschichtsdarstellung das Feld beherrschte und daneben die eigentlich gelehrte, das Tatsachenmaterial unter neue Gesichtspunkte stellende Literaturgeschichtschreibung fast ganz fehlte. Der neue, die tieferen Zusammenhänge und inneren Beziehungen betonende Zeitgeist hat auch da eine Wendung gebracht und das Interesse an zusammenfassenden Gesamtbetrachtungen gefördert.

Jahrzehntelang war es von den Darstellungen, die den ganzen oder wenigstens nahezu vollständigen Ablauf der literarischen Entwicklung Deutchslands vorführten, im Grunde nur Wilhelm Scherers „Geschichte der deutschen Literatur“ gewesen, die trotz ihrer eleganten äußeren Form Anspruch auf wissenschaftliche Vollwertigkeit erheben konnte und auch für den stoffkundigen Fachmann eine Quelle immer neuer Belehrung blieb. Aber Scherers Werk, das 1883 zuerst hervorgetreten war und es im Laufe eines Menschenalters auf dreizehn Originalauflagen (die 13. im Jahre 1915) gebracht hatte, brach bekanntlich mit dem „Faust“ als einem „würdigen Schluß“ ab, und der vom Verfasser beabsichtigte Anhang, der eine Zusammenstellung der Tatsachen und eine kurze Charakteristik der nachgoetheschen Zeit bringen sollte, kam

infolge Scherers frühem Tode († 1886) nicht mehr zur Ausführung. So war es entschieden zu begrüßen, daß die nach Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist zuerst 1917 herausgekommene „Volksausgabe“ des berühmten Werkes, die auf den bibliographischen Schlußteil Verzicht leistet, in einem aus der Feder Oskar Walzels stammenden Anhang die Ausführungen Scherers bis zur Gegenwart fortsetzt. In vier knapp gehaltenen, gleichwohl aber ein übersichtliches Bild gebenden Abschnitten, die die Epoche von der Julirevolution bis 1848, die Blütezeit des Realismus, die Frühzeit des neuen Reiches und die Entwicklung vom Eindruck zum Ausdruck schildern, werden die Grundströmungen gut herausgearbeitet. Die fast epische Ruhe und Plastik der Schererschen Schilderung hat freilich diese Fortsetzung ebensowenig erreicht wie die ältere Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von R. M. Meyer, neben deren fast ausschließlich individualistischer Beurteilung die Darstellung Walzels mehr stilgeschichtlichen Erkenntnissen zustrebt. Die knapp gehaltene Skizze aus dem Anhang zu der Literaturgeschichte Scherers hat Walzel dann bedeutend erweitert zu seinem selbständig erschienenen Buche „Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod“ (Berlin 1919). In den Grundlinien mit der zwei Jahre vorher erschienenen Arbeit übereinstimmend sucht diese neue Darstellung in Ergänzung zu A. Sörgels bekanntem Werke besonders die jüngsten Dezennien deutscher Dichtung ausführlicher darzustellen. In Einzelheiten wird man natürlich nicht selten anderer Meinung sein können (die Bedeutung Hasenclevers z. B. scheint mir ebenso überschätzt wie diejenige Karl Hauptmanns unterschätzt); im ganzen betrachtet aber bietet diese Schilderung mit ihrem bewußten Verzicht auf äußerliches Datenmaterial und ihrer Betonung der Form und des Weltanschauungsgehaltes der neueren Literatur ein feinsinniges und kenntnisreiches Bild der jüngsten Literaturströmungen, das freilich vom Leser schon eine gewisse Vertrautheit mit dem Stoff fordert.

Wie hier Scherers Literaturgeschichte eine Fortsetzung bis auf die Gegenwart erhielt, so stellte das aus dem Nachlaß Richard M. Meyers herausgegebene umfangreiche Werk „Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ (Berlin 1916) gewissermaßen eine Ergänzung nach vorn dar zu des Verfassers früher erschienener und schon mehrfach aufgelegter Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Auch diese letzte Gabe des ebenso kenntnisreichen wie überraschend fruchtbaren Berliner Philologen zeigt alle die Vorzüge, freilich auch alle Schattenseiten seiner Produktion. Bewunderungswürdige Weite des Blickes, Eigenart des Urteils und geistvolle Beleuchtung des Einzelnen verbinden sich mit einer impressionistisch-sprunghaften Darstellung, einer kaum jemals wirklich falschen, oft genug aber schiefen Bewertung der Dinge und einer übertriebenen Neigung zur Parallele. Immerhin aber zeigt dieses Werk, das besonders bei seiner Behandlung des Minnesangs einen beachtenswerten Höhepunkt literargeschichtlicher Darstellung erreicht, eine neue Note in der so vielseitigen Persönlichkeit Meyers, die den frühen Tod dieses verdienstvollen Gelehrten schmerzlich empfinden läßt. Waren alle seine bisherigen literargeschichtlichen Arbeiten besonders

auf die Erfassung der Persönlichkeiten und der einzelnen Werke eingestellt, so werden hier ungleich mehr wie früher die formalen Grundströmungen und stilgeschichtlichen Zusammenhänge betont und damit im Sinne der neuen Wissenschaftsrichtung höhere synthetische Gesichtspunkte gewonnen. Freilich setzt auch dieses vielfach nur andeutende und blitzartig beleuchtende Werk für eine ersprießliche Lektüre gewisse Vorkenntnisse voraus.

Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß in dem Berichtszeitraum auch die älteren Gesamtliteraturgeschichten von Lindemann-Ettlinger (1915 [9 u. 10], katholischer Standpunkt, aber reichhaltig), A. Biese (1917 [10], 1918 [12], ästhetisch-individualistische Beurteilung), Vogt und Koch (seit der 4. Auflage in drei Bänden, von denen bisher die ersten beiden von der Urzeit bis zum Ende der Sturm- und Drangzeit führenden Bände vorliegen, als Überblick besonders geeignet, sorgfältig ausgewählte bibliographische Anhänge), E. Engel (1917 [23], rationalistischer Standpunkt, federflinke, mitunter freilich nicht ungeschickte Mache), sowie die kleineren Darstellungen von K. Heinemann, M. Koch und H. Röhl neu aufgelegt wurden. Wenig befriedigt das als Neujahrsgruß für im Felde stehende Bonner Studenten gedachte Büchlein von J. M. Verweyen, dessen schöner Titel „Vom Geist der deutschen Dichtung" (Bonn 1917) so viel verspricht, das aber mit seinem willkürlichen und fehlerhaften Überblick über die literarische Gesamtentwicklung und seiner sprunghaften, nur die klassische Periode eingehender behandelnden Darstellung kaum jemals in die geistigen Tiefen dringt. Wissenschaftlich wertlos ist auch der verwegene und vielfach recht windige Versuch von Klabund, die „Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde" (Leipzig 1920) vorzutragen. In den älteren Partien völlig unzureichend und von Fehlern wimmelnd, im einzelnen vielfach von einer unsachgemäßen politischen Tendenz beherrscht, im Stil mitunter überraschend plastisch, öfters freilich auch salopp und geschmacklos entschädigt das Ganze höchstens gegen die Moderne hin durch einige guterfaßte Charakteristiken. Ebensowenig kann natürlich für ein ernsteres Studium der Literaturgeschichte das als erster Teil einer Übersicht über die Weltliteratur gedachte Bändchen von A. Bartels, „Die deutsche Dichtung" (Leipzig 1917) in Frage kommen, das an der Hand der deutschliterarischen Nummern der Reclamschen Universalbibliothek kaum viel mehr als eine trockene Aneinanderreihung von Namen und Werken bietet und gegen den Schluß hin immer mehr zu einem öden Schriftstellerkatalog herabsinkt.

Ließen sich alle diese längeren und kürzeren Darstellungen nur von dem rein historischen Gesichtspunkt der bloßen Abfolge des literarischen Geschehens leiten, so trug eine zweite Gruppe literargeschichtlicher Werke auch jenem lokalen Gesichtspunkt Rechnung, von dem schon in den theoretischen Erörterungen des vorigen Paragraphen die Rede war. Hier ist vor allem eingehender von Joseph Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" zu sprechen, zu deren ersten beiden 1912 und 1913 erschienenen Bänden nunmehr (Regensburg 1918) als vorletzter des Gesamtwerkes ein dritter Band hervorgetreten ist. So viel an dem Unternehmen des jungen österreichischen Literarhistorikers auszusetzen ist und so schief, ja gefährlich manche seiner Grundanschauungen sind, so ist das Ganze doch als eine kühne, wenn auch verfrühte Tat aller Achtung wert. Nach einer Zeit stoffhäufender Detailforschung und gelehrter, aber ideenarmer Behandlung literargeschichtlicher Probleme wirkt eine kraftvolle, eigenwillige Bändigung der Stoffmassen immer imponierend. Freilich ist diesem Urteil sofort die einschränkende Bemerkung hinzuzufügen, daß dem Verfasser sein Versuch, die literarische Entwicklung aus der geistigen Verschiedenheit und den Sonderschick-

salen der einzelnen Stämme zu erklären, vorläufig nur teilweise gelungen ist und oft genug neben dem mehr oder weniger zufälligen lokalen Nebeneinander dieses psychophysische Band innerer Zusammenhänge nicht deutlich wird. Nadler teilt bekanntlich, wie er auch in einem „Die Entwicklungsgeschichte des deutschen Schrifttums" betitelten und für die Leipziger Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik geschriebenen Heftchen (Jena 1914) knapp zusammenfassend skizziert, die Gesamtheit deutschsprachlicher Literaturerzeugnisse in drei regional geschiedene Gruppen: a) Die Rheingegenden, wo Franken und Alemannen auf altem Kulturboden in der Zeit von Karl d. Gr. bis zu den Klassizisten des 19. Jahrhunderts eine Literatur schaffen, die im wesentlichen von stofflichen und formalen Elementen des antiken Kulturerbes zehrt. b) Die Donaugegenden, wo das bayerisch-österreichische Volk aus der Verschmelzung antiken und volkstümlich-deutschen Geistes eine Literatur besonderen Gepräges schafft, die besonders gern zum Dramatisch-Vollsaftigen drängt. c) Das Kolonistenland zwischen Elbe und Weichsel, wo auf altem slawischem Siedlungsboden die „Neustämme" früh unter oströmisch-hellenistischen Einfluß traten und wo aus der Kreuzung deutschen und slawischen Blutes und der Mischung östlichen und westlichen Wesens der Geist der Romantik geboren wurde. Diese stammesgeschichtlichen Erkenntnisse, die dem Verfasser erst im Laufe seiner Arbeit zu vollem Bewußtsein gekommen sind, enthalten in ihren ersten beiden Regionscharakteristiken zweifellos viel Beachtenswertes, ohne daß man sich nun gerade auf diese Formel festzulegen braucht. Die dritte, dem ostelbischen Schrifttum geltende Überzeugung halte ich für verkehrt und die Ableitung einer mehrhundertjährigen Romantik aus diesem Kolonisationsgebiet für eine fixe Idee, die kaum irgendjemand billigen wird und nur Verwirrung in die entwicklungsgeschichtliche Struktur des literarischen Geschehens bringen kann. So energisch aber solche Geschichtskonstruktionen abzulehnen sind, so gebührt Nadler doch für diesen im Berichtszeitraum erschienenen dritten Band unser aufrichtiger Dank, enthält er doch in seiner ersten Hälfte sozusagen eine literargeschichtliche Entdeckung. Die reichsdeutsche Einstellung unserer bisherigen Literaturgeschichtschreibung ließ schon das bayerische Schrifttum, noch mehr aber das österreichische Literaturleben mehr denn stiefmütterlich behandeln. Es ist ein unbestreitbares Verdienst dieses Bandes, daß hier aus entlegenen Quellen und der Spezialforschung abseits stehender Provinzialzeitschriften die vielfach nahezu unbekannte Barock- und Aufklärungsliteratur des bayerischen Stammes, die das Gesamtbild des 17. und 18. Jahrhunderts wesentlich verschiebt, unverdienter Vergessenheit entrissen worden ist, wenn man dabei auch gelegentliche antipreußische Schärfen gern entbehrt hätte. Gerade in unserer Zeit, wo diese südöstlichen Gebiete des Deutschtums besondere politische Bedeutung gewonnen haben, sollte dieser Hinweis wissenschaftlich fruchtbar werden und die Forschung mehr auf diese stark vernachlässigten Gebiete lenken.

Während hier das literarische Leben des deutsch-österreichischen Volkes innerhalb eines größeren Rahmens zu erhöhter Beachtung kam,

verfolgte die deutsch-österreichische Literaturgeschichte von J. W. Nagl und J. Zeidler seit längerem dasselbe Ziel durch die besondere provinzialgeschichtliche Abgrenzung ihres Darstellungsstoffes. Seit 1897 in Lieferungen erscheinend, hatte der seit Jahren abgeschlossene erste Band die literarische Entwicklung dieser Länder von der Kolonisation der Ostmark bis auf die Zeiten Maria Theresias um die Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgt. Nachdem das durch den Tod Zeidlers etwas ins Stocken geratene Unternehmen mit dem Eintritt E. Castles in die redaktionelle Mitarbeit eine frische Kraft erhalten hatte, erschien nunmehr der erste Teil des zweiten Bandes, der die klassische und romantische Zeit umfassend die stoffliche Behandlung bis zum Revolutionsjahr 1848 und in der Dialektliteratur z. T. weit darüber hinaus vorschiebt, während die sonstige Darstellung der letzten beiden Menschenalter einem geplanten weiteren Halbband vorbehalten bleibt. Infolge der abschnittweisen Beteiligung zahlreicher Spezialforscher ist die Güte der einzelnen Teile natürlich ungleich; die umfassende, vielfach auf primärer Forschung beruhende Sachkenntnis, die Berücksichtigung auch der breiten Literaturströmungen und der allgemeineren kulturgeschichtlichen Grundlagen, sowie das reiche Illustrationsmaterial hat dieser umfangreiche neue Band mit den früher erschienenen Teilen gemein.

Während das außerhalb der deutschen Reichsgrenzen liegende Gebiet des bajuwarischen Stammes für den Literarhistoriker bisher zumeist nur in einzelnen traditionell herausgegriffenen Erscheinungen in Frage kam, hat man der deutschen Dichtung der Schweiz von jeher die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet, ja Bächtolds „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz (1887 ff.) gilt mit Fug und Recht als eine der Glanzleistungen deutscher Literaturgeschichtschreibung überhaupt. Auch neuerdings hat man diese hochalemannischen Gegenden in den literarhistorischen Interessenkreis einbezogen, und es bedurfte eigentlich kaum des besonderen von J. M. Bächtold in seiner Züricher Dissertation (1917) fast zu eingehend begründeten Nachweises, daß eine lediglich das deutsche Schrifttum der Ostschweiz umfassende „schweizerische Literaturgeschichte“ innere Berechtigung habe. Die Bedeutung dieser westoberdeutschen Bezirke für das altdeutsche Geistesleben kommt erneut in S. Singers die Hauptpunkte der Entwicklung vortrefflich heraushebendem Vortrag „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter“ (Bern 1916) zum Bewußtsein. Unter Verwertung der neueren über J. Bächtolds monumentales Werk hinausgekommenen Spezialforschung, zu der in den gehaltvollen Anmerkungen des Anhangs bedeutsame Hinweise und Ergänzungen gegeben werden, wird die literarische Entwicklung von der klösterlich-gelehrten Epoche in den Tagen Notkers und Tutilos über die aristokratische Periode der höfischen Zeit, wo Hartmann von Aue (der auch hier als Schweizer in Anspruch genommen wird), Ulrich von Zäzikon, Konrad Fleck, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg und Gottfried von Braunschweig dort episch tätig waren und neben ihnen Steinmar und Hadloub den lyrischen Chorus anführten, bis zu der demokratischen Dichtung des ausgehenden Mittelalters verfolgt, wo Wittenweilers mit Recht hochgeschätzter „Ring“ einen beachtenswerten Höhepunkt darstellt, daneben die Lehrdichtung in Konrad von Ammenhusen, Heinrich von Laufenberg und Konrad von Helmsdorf gewichtig vertreten ist und wenig später das Fastnachtsspiel, die Reimchronik und das Volkslied sich zu besonderer Blüte entwickeln.

Ein bisher von der provinzialliterarischen Forschung nicht allzu reichlich bedachtes Feld betrat P. A. Merbach, der (1916) im vierten Bande von Friedel und Mielkes Landeskunde der Provinz Brandenburg (S. 193—367) die „Literaturgeschichtliche Entwicklung der Provinz Brandenburg“ zusammenfassend seit den Tagen, wo der märkische Minnesinger Otto IV. süddeutsche Sangeskunst in seinem Lande einführt, bis zum Berliner Roman der Gegenwart darstellt, wobei besonders das 16. Jahr-

hundert mit den lateinischen Poesien der klerikalen und akademischen Welt (Georg Sabinus!), mit seiner reichhaltigen Dramenliteratur (Knaust, Stummel, Pondo, Rollenhagen, Ringwald, Krüger) und den märkischen Kirchenlieddichtern eingehend behandelt werden, während die Barockzeit so gut wie ganz übersprungen wird und auch das 18. und 19. Jahrhundert sich vielfach mit einer mehr andeutenden als ausführenden Beurteilung begnügen müssen. Immerhin sind damit die Grundlagen für eine brandenburgische Literaturgeschichte gelegt, die freilich zu tieferem Verständnis die literarische Sonderentwicklung in die geistige Gesamtgeschichte des deutschen Volkes und die Stilabfolge seines literarischen Schaffens einbetten müßte. Erst dann würde die Fülle der Einzelheiten zu voller wissenschaftlicher Bedeutung gelangen. Ähnlich verfolgte B. Pompecki in seiner „Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen“ (Danzig 1915) die literarischen Bestrebungen dieser ostdeutschen Gegend von der Ordenszeit bis auf die Gegenwart, wobei innerhalb der reichhaltigen, zumeist nach städtischen Geisteszentren eingeteilten Darstellung nicht nur gebürtige Westpreußen, sondern auch dort lebende Angehörige anderer deutscher Stämme mit behandelt werden. Die große Belesenheit des Verfassers, die freilich mitunter an die falsche Adresse geraten ist (vgl. z. B. S. 4 die ganz unhaltbare Rolandliedhypothese), hat namentlich für die neuere Zeit eine Fülle von Namen und Werken zusammengebracht, neben denen man die bestimmenden geistigen Entwicklungslinien gern schärfer herausgearbeitet sehen möchte. — Einen einzelnen lokalen Mittelpunkt griff Ph. Witkop heraus, der in seinem Büchlein „Heidelberg und die deutsche Dichtung“ (Leipzig 1915) die Bedeutung dieser süddeutschen Residenz für das literarische Leben in raschen Zügen verfolgt.

Auch die gattungsgeschichtliche Darstellung hat einige beachtenswerte Beiträge zu verzeichnen. Vor allem ist hier der großen „Geschichte des neueren Dramas“ von Wilhelm Creizenach zu gedenken, zu deren vor dem Kriege erschienenen vier Bänden (1893, 1901, 1903, 1909) nunmehr (1916) ein fünfter, ausschließlich der Dramenkunst Shakespeares gewidmeter Band getreten ist, während der seit Jahren vergriffene zweite Band seit 1918 in einer vermehrten und die neuesten Forschungsergebnisse gewissenhaft verwertenden Neuauflage erschien. Da das Unternehmen mit dem 1918 erfolgten Tode des verdienstvollen Verfassers leider wohl dauernd zum Stocken gekommen sein wird, mag ein kurzes rückschauendes Gesamturteil hier eingefügt sein. Von dem Fortleben des antiken Dramas im früheren Mittelalter und den Anfängen des geistlichen Schauspiels an führt dieses die gesamte süd- und westeuropäische Dramenliteratur berücksichtigende monumentale Werk die Entwicklung dieser literarischen Gattung über die theatralische Kunst der Humanisten und die nationalsprachliche Renaissancetragödie in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Deutschland, den Niederlanden bis zu jenem Höhepunkt, den die dramatische Dichtung im England der Elisabethanischen Zeit erhält. Hier, genauer gesagt bei dem Jahre 1613, bricht die auf breitester internationaler Basis aufgebaute Darstellung nunmehr mit dem jüngsterschienenen fünften Bande ab. Daß das Ganze Fragment bleiben würde, war bei der Fülle des noch zu bewältigenden Stoffes freilich seit Jahren vorauszusehen, zumal da die letzten Bände gegenüber der energischeren Zusammenschnürung in den früheren Teilen immer mehr sich zu breit ausladenden, vor detaillierten Sonderuntersuchungen nicht zurückschreckenden Monographien ausgewachsen hatten. Staunenswert aber ist überall der Fleiß und die Gründlichkeit, mit der immer auf Grund eindringender

mühevoller Quellenstudien die im ganzen noch vielfach von der Einzelforschung vernachlässigten Stoffmassen zu einheitlichen Komplexen zusammengeballt werden. Dabei beschränkt sich die Darstellung nicht etwa auf einfach aneinandergereihte Analysen und Dichterbiographien, wie sie seinerzeit Bobertags verunglücktes Romanwerk zeigte, sondern nach Möglichkeit wird die Gesamtheit des dramatischen Lebens vorgeführt, wie sie sich in Inhalt und Form, Charakteristik und Komposition, Stil und Metrik, Theorie und Praxis, Ausstattung und Wirkung der Stücke, sowie in Bühnentechnik und Schauspielerdasein kundgibt. Freilich ist das Werk in seiner Gesamtheit keine leichte Lektüre. Etwas Sprunghaftes ist vielen Partien eigen und das Detailinteresse verliert sich mitunter zu sehr ins Einzelne. Die große Linie und epische Ruhe des wissenschaftlichen Kunstwerkes fehlt. Vor allem möchte man gern innerhalb dieser immer gewaltiger andrängenden Stoffmengen die leitenden Grundströmungen und herrschenden Ideen, das Typische im Individuellen stärker betont und die Zusammenhänge mit dem kulturellen Gesamtleben der einzelnen Nationen mehr beachtet sehen. All das aber kann die überragende Bedeutung dieses Werkes nicht mindern, das noch für Generationen zur Grundlage weiterer Studien dienen wird. Dem Verfasser aber, der ein Menschenalter lang in polnischer Umgebung zu Ehren deutscher Wissenschaft forschte und schrieb, soll es unvergessen bleiben, daß er in jenen verflossenen Jahrzehnten, deren emsige Vielgeschäftigkeit zumeist in Einzeluntersuchungen stecken blieb, den Mut und die Kraft zu einem groß angelegten zusammenfassenden Unternehmen fand. — Creizenachs „Geschichte des neueren Dramas“ ist ein schwergelehrtes Werk, dessen unendliche Fülle sich nur in einer abschnittweisen, den Sonderinteressen der Leser dienenden Lektüre enthüllen kann. Eine treffliche Ergänzung dazu, die von vornherein auf den Gesamtüberblick eingestellt ist, bietet die Geschichte der dramatischen Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart, die B. Busse unter dem Titel „Das Drama“ erscheinen ließ und zu deren beiden früher (1910 und 1911) herausgekommenen Bändchen nunmehr (Leipzig u. Berlin 1914, Aus Natur und Geisteswelt Nr. 289) ein dritter, das 19. und 20. Jahrhundert behandelnder Teil getreten ist. Ebenfalls international orientiert wird hier das dramatische Schaffen der einzelnen europäischen Nationen kraftvoll nach stilgeschichtlichen Epochen (Romantik, Epigonen, Realismus, Naturalismus, Symbolismus und Neuromantik) unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammengefaßt. Im einzelnen wird man auch da manches aussetzen können (Otto Ludwig z. B. kommt ebenso wie Büchner recht schlecht weg). Im ganzen aber kann man dem treffsicheren Blick und der großzügigen Linienführung des im Felde gefallenen Verfassers seine Anerkennung nicht versagen.

Für die lyrische Gattung füllte die kleine, aber beachtenswerte „Geschichte der deutschen Lyrik“ von Richard Findeis (Berlin und Leipzig 1914) in zwei Bändchen eine längst empfundene Lücke aus. Während die früher erschienene „Neuere deutsche Lyrik“ von Ph. Witkop (Leipzig 1910 und 1913) sich zu Unrecht so nannte und

an Stelle einer fortlaufenden Geschichte nur etwa dreißig lyrische Porträtbilder des 18. und 19. Jahrhunderts brachte, die trotz des aufgewendeten Wortschwalls oft recht wenig anschaulich wirkten (auch die zweite, den etwas veränderten Titel „Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche" führende Auflage hält in ihrem 1921 erschienenen 1. Bande trotz mancher Besserungen an dieser Anlage fest), ist hier mit Glück der Versuch gemacht, die typischen lyrischen Entwicklungsstufen von der indogermanischen Urzeit bis etwa zum Ende der impressionistischen Dichtung zu verfolgen. Der beschränkte Raum verbietet dem Verfasser, der leider auch zu den Opfern des Weltkriegs gehört, sich irgendwie in Einzelheiten einzulassen. Aber die Darstellung, die ebenfalls nach geistes- und stilgeschichtlichen Gesichtspunkten eingeteilt ist, weiß das Wichtige gut herauszugreifen und gibt einen recht brauchbaren Überblick. — Nicht ganz auf der Höhe der beiden zuletzt genannten Überblicke steht H. Rausses kleine „Geschichte des deutschen Romans" (Kempten und München 1914, Sammlung Kösel). Namentlich das Anfangskapitel, in dem die Versromane der höfischen Zeit behandelt werden, steht auf schwachen Füßen. Auch späterhin sind einzelne Vertreter des Romans (besonders Jean Paul) doch gar zu flüchtig gestreift. Andere Kapitel dagegen, bei denen der Verfasser aus dem weiten Gesichtskreis seiner eigenen früheren Spezialforschungen urteilt (Schelmen- und Abenteuerroman), verraten den Kenner. Bei dem bisherigen Mangel einer kurzgefaßten, übersichtlichen Geschichte des älteren deutschen Romans — denn die Werke von Mielke und Schian gelten ja ganz oder doch überwiegend nur dem 19. Jahrhundert — muß auch dieser Abriß willkommen geheißen werden, zumal er die Höhenpunkte und entscheidenden Persönlichkeiten richtig heraushebt und im ganzen einen leidlich guten Überblick über die Entwicklung darbietet.

Bei Gelegenheit dieser gattungsgeschichtlichen Revue sei schließlich auch kurz darauf hingewiesen, daß 1915 O. Walzel in den „Neuen Jahrbüchern" (35. Bd., S. 99—129 und 172—200) die Entwicklung des bürgerlichen Dramas und K. Holl ebenda (36. Bd., S. 453—473) die Entwicklung des deutschen Lustspiels skizzierte, während R. Petsch im 28. Bd. der Z. f. d. U. durch drei Aufsatzfolgen hin „Die Hauptströmungen im Drama der Gegenwart" in ihrer naturalistischen, neuromantischen, neuklassizistischen und jüngsten Ausprägung vorführte, um zugleich den wachsenden inneren Zusammenhang zwischen der allgemeinen Kultur und der dramatischen Kunst dieser Jahrzehnte aufzuzeigen.

Zwar nicht einer einzelnen formalen Gattung, wohl aber einer bestimmten Stoffgruppe ist das fleißige und kenntnisreiche Buch von A. H. Kober über die „Geschichte der religiösen Dichtung" (Essen 1919) gewidmet, das mit einer wohltuenden überkonfessionellen Blickweite geschrieben ist. Freilich das Ziel, das der Verfasser sich setzte, nämlich einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Seele zu liefern, ist nur zu einem kleinen Teile erreicht. Das Werk, das sonst als guter Wegweiser durch das Labyrinth der reichen religiösen Dichtung dienen kann, erhebt sich eben nicht auf das kulturpsychologische Niveau, sondern bleibt zumeist im rein Tatsächlichen des literarhistorischen Nacheinander. Das Auf- und Abwogen vom innerlich Re-

ligiösen zum äußerlich Kirchlichen und wieder zu erneuter Subjektivität und Mystik und die Einbettung dieser besonderen Strukturverschiebungen der religiösen Dichtung in die allgemeineren geistigen Strömungen und seelischen Metamorphosen in der Geschichte des deutschen Volkes ist nur in einzelnen Partien gelungen. In den Einzelcharakteristiken aber steckt viel feines und richtiges Urteil.

Schließlich gehört in dies Kapitel, in dem die allgemeinere literarhistorische Literatur nach ihren wichtigeren Neuerscheinungen gesichtet werden soll, auch J. Petersens Schrift über „Das deutsche Nationaltheater" (Leipzig und Berlin 1916 = 14. Ergänzungsheft der Z. f. d. U.). Aus Vorträgen hervorgegangen, die im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten wurden, führt die klar geschriebene und mit gutgewähltem Bildmaterial versehene Darstellung in fünf Kapiteln die Hauptphasen der theatergeschichtlichen Entwicklung Deutschlands vor. In knappen, aus dem Zusammenklingen von Zeitcharakter, Bühne, Drama, bildender Kunst, Schauspielertum und Publikum zu anschaulicher Wirkung gelangenden Bildern werden wir von den geistlichen Spielen des späteren Mittelalters und dem Volks- und Schultheater des 15. und 16. Jahrhunderts über die vorwiegend auf opernhafte Effekte berechneten Bühnenformen der Renaissance- und Barockzeit hingeführt zu den Bestrebungen der Aufklärung und des Neuhumanismus, die neuauftauchende Idee eines Nationaltheaters zu verwirklichen, die indessen trotz bester Absichten und guter Ansätze nicht eigentlich zu ihrem hohen Ziele kam und auch in dem Festspielgedanken des 19. Jahrhunderts nicht seine Verlebendigung erhalten hat, zumal die Betonung der tiefinnerlichen und wahrhaft kulturellen Bedeutung aller theatralischen Kunst vielfach zugunsten veräußerlichter und stoffbetonter Wirkung zurückstehen mußte.

§ 3. Bibliographien und Zeitschriften

Das grundlegende bibliographische Werk für jeden wissenschaftlich arbeitenden Literarhistoriker ist nach wie vor K. Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", jenes gewaltige Unternehmen, das die Gesamtheit der auf deutschsprachlichem Boden dichterisch tätigen, zu künstlerischer oder wenigstens ephemerer Bedeutung gelangten Personen, zumeist nach Gattungen oder Landschaften in Gruppen geordnet, in zeitgeschichtlicher Folge vorführt und neben meist kurzen biographischen Hinweisen nicht nur sämtliche Werke der angezogenen Schriftsteller, sondern auch die darüber geschriebenen literarhistorischen Aufsätze und Bücher verzeichnet. Erstmalig in drei Bänden, als Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes jener frühgermanistischen Zeiten, in den Jahren 1859—1881 erschienen, kommt es bekanntlich heute nur in seiner stark erweiterten und umgearbeiteten zweiten Auflage in Frage, die seit 1884 hervorzutreten begann und heute noch nicht abgeschlossen ist, obwohl große Partien des vorklassischen und klassischen Zeitalters bereits in abermals wesentlich bereicherter dritter Auflage vorliegen. Bis 1913 hatte es die in erster Linie heute gültige zweite Auflage bis auf 10 Bände gebracht, von denen die beiden letzten Bände mit ihrer Behandlung der belletristischen, romanhaften und epischen Literatur des Zeitraums von 1815—1830 auf ihrem Gattungsgebiete bereits bis zu dem von diesem Unternehmen seit seiner Begründung ins Auge gefaßten zeitlichen Endpunkt (ca. 1830) vorgedrungen waren. Unterdessen ist der hochverdiente Herausgeber des Grundrisses, Edmund Götze, der diese maßgebende Bibliographie seit Goedekes Tode leitete, hoch-

betagt verstorben. Für ihn haben die Hauptredaktion übernommen: A. Rosenbaum, der seit Jahren für die Herausgabe der Schlußbände hingebende Arbeit leistet, und F. Muncker, der seit langem eine Fortsetzung und Ergänzung des „Goedeke" bis zur neuesten Zeit vorbereitet hat. Auf diese Weise ist die Fortführung des für jeden literarhistorischen Forscher unentbehrlich gewordenen Werkes bis nahe an die Gegenwart heran gewährleistet, während wir vorläufig bei den vom „Goedeke" nicht behandelten neueren und neuesten Zeiträumen vor allem auf R. M. Meyers knapperen „Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte" (1907 [2]) angewiesen sind, der mit irreführendem Titel die Bibliographie der Dichtung des 19. Jahrhunderts enthält. Da die Gesamtleitung den zunächst fällig gewesenen 11. Band des Goedekeschen Grundriß, der mit seinem stoffüberschütteten § 334 eine Neubearbeitung der überreichen dramatischen Literatur der Epoche von 1815—1830 bringen sollte, infolge des Heldentodes seines Bearbeiters K. Kipka vorerst zurückstellen mußte, sind von der zweiten Auflage dieses Werkes im Berichtszeitraum nur die ersten Bogen des 12. Bandes erschienen (1919), in denen H. Schollenberger mit Unterstützung von anderen Kräften die schweizerische Literatur aus den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bearbeitete. Von dem bisher allein in dritter Auflage vorliegenden und in eine Reihe von Unterteilen zerfallenden 4. Band waren vor dem Kriege die Abteilungen 2—4 erschienen (1910—1913), die eine monumentale Bearbeitung der Goetheliteratur mit eingehendem Sonderregister (= IV, 4 [3]) gebracht hatten. Seitdem ist 1916 auch die in größeren Partien freilich schon früher zutage getretene und wiederum in zwei Halbbände zerfallende erste Abteilung dieses 4. Bandes zum Abschluß gekommen, die aus dem Zeitraum der Aufklärung, Empfindsamkeit und Vorklassik die Schweizer, Bremer Beiträger, Anakreontiker, Klopstock, die Barden, Lessing, die Popularphilosophen, Wieland, die Roman- und Schauspieldichtung dieser Epoche, die Stürmer und Dränger und schließlich den Göttinger Hain in neuer bibliographischer Bearbeitung vorführt, so daß man für diese literarhistorischen Kapitel sich jetzt bibliographisch nahezu ausreichend allein aus dem „Goedeke" orientieren kann.

Auch das ursprünglich aus Grenzbotenaufsätzen erwachsene Buch von A. Bartels, „Die deutsche Dichtung der Gegenwart", das mit einer geschickten Mischung von literarhistorischer Darstellung und bibliographischer Übersicht das literarische Leben von Hebbel und Otto Ludwig bis zur Gegenwart behandelt und letztmalig 1910 in achter Auflage erschienen war, konnte 1918 in einer stark vermehrten und verbesserten 9. Auflage hervortreten, die freilich unterdessen bereits wieder vergriffen ist und nur für die allerneuesten Entwicklungsphasen des literarischen Lebens eine abermalige Neubearbeitung und Fortführung in dem Buche desselben Verfassers „Die Jüngsten. Deutsche Dichtung der Gegenwart" (Leipzig 1921) gefunden hat. — Erfreulicherweise konnte auch die ausgezeichnete und eine empfindliche Lücke des wissenschaftlichen Handbuchmaterials ausfüllende „Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte" von R. F. Arnold, die gegenüber dem individualistischen Anlageprinzip Goedekes vor allem eine sachgruppengemäße bibliographische Bearbeitung der für den Literarhistoriker direkt oder indirekt in Frage kommenden wissenschaftlichen Bücherwelt gibt, in vermehrter und verbesserter Auflage (1919) sich vorstellen. — Als Neuerscheinung aber darf das „Deutsche Literatur-Lexikon" von H. A. Krüger gelten (München 1914), obwohl es letzten Endes von der Grundlage jenes 1882 von A. Stern herausgegebenen „Lexikons der deutschen Nationalliteratur" ausgegangen ist. In lexikalischer Anordnung verzeichnet es die hauptsächlichsten deutschen Dichter von den Anfängen bis zur Gegenwart, gibt kurze biographische Abrisse und berichtet über die dichterischen Werke, sowie über die wichtigere dazu selbständig veröffentlichte wissenschaftliche Literatur. Das zweifellos einem praktischen Bedürfnis entgegenkommende Werk ist vielfach von der Kritik unfreundlich aufgenommen worden, und in der Tat bieten die zahlreichen Lücken und Unrichtigkeiten leicht erkennbare Angriffspunkte. Trotzdem stehe ich nicht an, das Buch für ein zur schnellen Orientierung recht brauchbares Hilfsmittel zu erklären, dem eine zweite Auflage und damit die Möglichkeit zu einer gründlichen bessernden Bearbeitung zu wünschen ist, die dann auch die jetzt nur in ziemlich willkürlicher Auswahl aufgenommenen stoffgeschichtlichen Stichworte ausbauen sollte.

Von den beiden für die Arbeit des germanistischen Literarhistorikers unentbehrlichen periodischen Bibliographien sind die *„Jahresberichte über die Erscheinungen*

auf dem Gebiete der germanischen Philologie", die mit ihren literargeschichtlichen Referaten und Titelhinweisen von der altdeutschen Zeit bis in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts reichen, in den Jahren 1916—1921 mit fünf neuen Bänden (36. bis 41. Bd.) hervorgetreten, die über die literarhistorischen Neuerscheinungen der Jahre 1914—1919 Auskunft geben, während die den Zeitraum von etwa 1450—1850 umfassenden „*Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte*" 1915 und 1916 (bzw. 1918) in ihrem 24. und 25. Band die Bibliographie und textliche Berichterstattung über die Jahre 1913 und 1914 brachten und über das Erscheinungsjahr 1915 wenigstens den bibliographischen Teil vorlegen konnten (1919). Die gewaltigen redaktionellen Schwierigkeiten, mit denen referierende Unternehmen dieser Art schon immer und besonders während des Krieges infolge der militärischen Dienstleistungen zahlreicher Mitarbeiter zu rechnen hatten, und daneben die immer fühlbarer werdenden drucktechnischen Hemmnisse haben somit zu dem unvermeidlichen Mißstand geführt, daß zwischen Erscheinungs- und Berichtsjahr gegenwärtig ein Zeitraum von fünf Jahren und mehr klafft. Damit aber ist natürlich der eigentliche Zweck und Nutzen einer solchen zusammenstellenden und zusammenfassenden Berichterstattung stark vermindert. Es sei deshalb auch an dieser Stelle nachdrücklich der Leitung der „Jahresberichte" empfohlen, nicht zum wenigsten auch, um im Interesse der wünschenswerten Verbreitung dieses höchst verdienstvollen periodischen Organs den unbedingt notwendigen Abbau des zur Zeit für die Mehrzahl der Fachgenossen unerschwinglich hohen Preises zu ermöglichen, eine tiefgreifende Neugestaltung in Erwägung zu ziehen. So angenehm und nützlich Reichhaltigkeit und Fülle des Inhalts ist, so wird in diesem Falle, wie mir scheint, des Guten zuviel getan und damit die erstrebenswerte Übersicht erschwert. Die „Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens", die „Kulturgeschichte", die „Ästhetik und Poetik", ja selbst die „Publizistik" und die sprachgeschichtlichen Abschnitte, so wichtig sie vielfach für den Literarhistoriker sind, gehören im Grunde nicht hierher und wären vielleicht besser in pädagogische, historische, philosophische und grammatische Sonderberichterstattungen zu verweisen. Etwas mehr ideelles Zusammenwirken und bewußte Arbeitsteilung der parallelen Unternehmen wäre auch da ratsam. Schließlich ist auch darauf hinzuweisen, daß in den textlichen Berichterstattungen noch immer zuviel wertloses Material ausgebreitet ist, dem mit der bloßen Erwähnung im bibliographischen Teil fast schon zuviel Ehre angetan ist. Ob neben dem natürlich weiterzuführenden Gesamtbande eine Zerlegung der Jahresbände in eine Reihe dünnerer und damit wesentlich billigerer Einzelhefte und die dadurch bedingte Anpassung an die zeitgeschichtlichen und gattungsgeschichtlichen Sonderinterinteressen der verschiedenen Forscher- und Leserkreise technisch und redaktionell möglich ist, wage ich nicht zu entscheiden. Wünschenswert wäre sie auf jeden Fall. [Ergänzend sei zu diesen schon vor längerer Zeit geschriebenen Ausführungen darauf hingewiesen, daß auf der Jenaer Philologenversammlung (1921) die Zusammenlegung der beiden oben erwähnten Jahresberichte beschlossen und eine Kommission zur Festlegung der Anlage dieser nunmehr einheitlichen periodischen Bibliographie eingesetzt wurde.] —

Wie in allen anderen Wissenschaftsgebieten hatten auch in unserem Fach die Zeitschriften durch Behinderung ihrer Mitarbeiter und die steigenden drucktechnischen Nöte in diesen Jahren einen schweren Stand. Von den maßgebenden Organen der „älteren" deutschen Philologie sind nur die seit 1874 bestehenden „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur", nach den Herausgebern meist „Paul und Braunes Beiträge" (PBB) genannt, ungestört weiter erschienen, indem sie von 1914—1920 ihre Jahresbandserie um die Nummern 39.—44. Band erweitern konnten. Die einst von M. Haupt 1841 begründete und nun schon ein ehrwürdiges Seniorendasein von über achtzig Jahren führende „Zeitschrift für deutsches Altertum" (Z. f. d. A.), die seit ihrem 19. Bd. (1876) den erweiterten Titel „*Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*" trägt, hatte es bis 1913 auf 54 Bände gebracht. Durch die Kriegsverhältnisse trat dann ein mehrjähriges Stocken ein. Erst 1917 konnte ein 55. Band, dann nach erneuter Pause 1918/19 ein 56. Band hervortreten, dem nun schon ein 57. Band (1920) und ein 58. Band (1921) gefolgt sind. Der mit dieser darstellenden Zeitschrift seit 1876 verbundene, aber eine eigene Bandzählung und Paginierung führende kritisch besprechende „*Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur*" (A. f. d. A.) lag bis 1913 in 36 Bänden vor. Den Stockungen

der „Zeitschrift“ folgend erschien während der Kriegsjahre nur der 37. Band (1917), während seitdem in fast friedensgemäßer Folge der 38. (1919), 39. (1920) und 40. (1921) Band hervortreten konnten. Am schwersten hatte offenbar das dritte unserer altgermanistischen Organe, die *„Zeitschrift für deutsche Philologie“* (Z. f. d. Ph.) zu kämpfen, die 1868 von Höpfner und Zacher begründet (daher in älteren Zitaten auch gelegentlich als Zachers Zeitschrift = Z. Z. bezeichnet) nun auch schon ihren halbhundertjährigen Geburtstag feiern durfte. Sie konnte in allen diesen Jahren nur zweimal sich neu vorstellen, indem sie 1915 ihren 46. Band, 1918 ihren 47. Band herausbrachte.

Nicht minder schwierig lagen die Verhältnisse für die der „neueren“ Literaturgeschichte gewidmeten Zeitschriften. Fast ganz stockte die früher lange Zeit wichtigste periodische Veröffentlichung dieser Art, der österreichische *„Euphorion“* (seit 1894 bestehend). Nach dem Erscheinen seines 21. Bandes im Jahre 1914 schien er für die literarhistorische Welt verloren zu sein, bis er sich erfreulicherweise 1919 wieder mit neuen Erscheinungsheften melden konnte, sodaß gegenwärtig bereits ein 21. (1920) und 22. Band (1921) zum Abschluß gekommen ist. Besonders aber sei darauf hingewiesen, daß von den dieser Fachzeitschrift angegliederten und in neuerer Zeit mehrfach in besonderen „Ergänzungsheften“ zum Abdruck gebrachten bibliographischen Übersichten über Neuerscheinungen der neueren Literaturgeschichte und der benachbarten Disziplinen 1914 das wiederum von A. Rosenbaum vortrefflich bearbeitete 11. Ergänzungsheft erschienen ist, das in Zeitabschnitten und Sachgruppen geordnet eine Bibliographie (z. T. auch mit knapp referierendem Text) der in den Jahren 1912 und 1913 erschienenen Zeitschriftenaufsätze (!) und Bücher zur deutschen Literaturgeschichte mit ausführlichem Register bringt. [Dazu ganz neuerdings bereits vier Abteilungen eines 12. Ergänzungsheftes mit teilweiser Bibliographie über die Jahre 1914 bis 1918, sowie ein 13. und 14. Ergänzungsheft darstellender Art, die Briefe zur deutschen Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (1921) und eine Sammelkritik von Gundolfs Goethebuch (1921) bringen.] — Auch die seit 1909 bestehenden sprachlichen und literargeschichtlichen Interessen zugleich dienende *„Germanisch-Romanische Monatsschrift“* (GRM) mußte im Sommer 1915, da die geistige wie technische Mitarbeiterschaft zumeist einberufen war, ihr Erscheinen mitten im 7. Band vorläufig einstellen, der erst 1919 in zwei Doppelheften vom September (8.—9. Heft) und Oktober/Dezember (10.—12. Heft) zu Ende geführt werden konnte. Seit Anfang 1920 erscheint diese Zeitschrift wieder mit erfreulicher Regelmäßigkeit [der 8. und 9. Band ist abgeschlossen, vom 10. Jahrgang sind bisher zwei Doppelhefte erschienen], freilich wie so viele „Monats“schriften aus äußeren Gründen in zweimonatlich ausgegebenen Doppelheften. — Von der redaktionellen und technischen Not der zentralen Sammelstätten literarhistorischer Aufsätze, die besonders für den im wesentlichen darauf angewiesenen wissenschaftlichen Nachwuchs sich schmerzlich bemerkbar machte, zogen die dem strengen zünftigen Gesichtskreis etwas abseits gelegenen Publikationsorgane Nutzen, wie die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ und die „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur“, die in steigendem Maße den deutschen Literarhistorikern ihre Tore öffneten. Gelegentlich fand deutsche Wissenschaftsarbeit auch in dem während der Kriegszeit gegründeten holländischen „Neophilologus“ oder in der norwegischen Philologenzeitschrift „Edda“ ein Unterkommen. Besonders aber gewann dadurch die *„Zeitschrift für den deutschen Unterricht“*, die, wie erwähnt, der wachsenden Neigung unserer Tage zu allgemein kultureller Erfassung der nationalen Vergangenheit durch ihre Umtaufe in „Zeitschrift für Deutschkunde“ Rechnung trug, erhöhte Bedeutung, zumal sie als einziges der neueren literarhistorischen Publikationsorgane regelmäßig weiter erschien und unterdessen es vom 28. Jahresband im Jahre 1914 bis Ende 1921 auf 35 abgeschlossene Bände brachte. Besonders zu bemerken ist, daß 1915 eine „Gesamtübersicht über die Jahrgänge 1—27“ ausgegeben wurde, deren erster „die Literatur und Kunstgeschichte im allgemeinen“ behandelnder Teil den Benutzer schnell über die von dieser Zeitschrift im Laufe eines reichlichen Vierteljahrhunderts geleistete Arbeit in Sachgruppen unterrichtet. Zu begrüßen sind auch die in dieser Zeitschrift üblich gewordenen Sammelreferate, die auch in anderen Publikationsorganen mehr gepflegt werden sollten. Bei dem beständigen Fortschritt der Wissenschaft wird es immer schwieriger, die Ideenentwicklung und den Erkenntnisfortschritt einzelner Problemkreise deutlich im Auge zu behalten. Die größeren referierenden Unternehmen können auf Einzelheiten und innere methodische Wand-

lungen nicht eingehen, und doch wäre es von größtem Wert, in mehrjährigen Abständen von besonderen Kennern zusammenfassend etwa über die Fortschritte der Gralsforschung, der Mystikforschung, der Faustforschung oder über die einzelnen Dichtern (Walther von der Vogelweide, Murner, Fischart, Lessing, Ludwig usw.) gewidmete Arbeit nicht nur in objektiven Referaten, sondern gewissermaßen von höherer Warte aus orientiert zu werden, etwa so wie die leider schon so bald wieder eingegangenen „Geisteswissenschaften" (1913 f.) es in vorbildlicher Weise für die verschiedensten Wissenschaftsgebiete taten. Schließlich sei bei dieser Gelegenheit auch die Frage aufgeworfen, ob nicht die eine oder andere unserer Zeitschriften auch in bestimmten Abständen wiederkehrende Referate über die germanistische Arbeit des Auslandes bringen könnte, etwa ähnlich wie das „Literarische Echo" in regelmäßigen „Briefen" über das fremde Literaturleben berichtet. Es ist zwar richtig, daß für die germanistische Forschung und die wissenschaftliche Behandlung der deutschen Literaturgeschichte die ausländische Mitarbeit eine ungleich geringere Rolle spielt als beim Anglisten, Romanisten, klassischen Philologen usw. Immerhin aber zeigte es sich wiederholt, daß die z. T. sehr fördernden Forschungserkenntnisse holländischer, skandinavischer, russischer Germanisten zum Schaden des wissenschaftlichen Fortschritts bei uns zu wenig oder gar nicht bekannt waren.

§ 4. Reformation und Humanismus

Das literarische Leben Deutschlands rollt im Zusammenhang mit der übrigen kulturellen Vergangenheit und eingebettet in die allgemeine sozialpsychische Entwicklung der Nation in einer geschlossenen Einheit ab, die wohl eine Verschiebung der Grundstimmungen und einen Wechsel der literarischen Stilformen, aber keine eigentlichen Absatzstellen und Trennungsstriche kennt. Wenn ich hier im Gegensatz zu diesen von mir öfters vertretenen Überzeugungen den Überblick über die wichtigeren Neuerscheinungen der literargeschichtlichen Forschung erst mit der Periode einsetzen lasse, wo nach der landläufigen Auffassung die Neuzeit und damit die „neuere" deutsche Literatur beginnt, so tue ich dies aus äußeren und praktischen Gründen, vor allem auch, weil bereits G. Baesecke in dem die „Deutsche Philologie" i. e. S. behandelnden Parallelhefte dieser wissenschaftlichen Forschungsberichte (Gotha 1919) auf den Seiten 59—77 kenntnisreich über die Ergebnisse der dem früheren und späteren Mittelalter zugewandten literargeschichtlichen Studien der jüngsten Zeit sich ausgelassen hat und die an sich starke Stoffbelastung des vorliegenden Heftes eine wiederholende und ergänzende Berichterstattung über jene Forschungsresultate unratsam erscheinen ließ.

Der Literarhistoriker, der sich jetzt forschend oder lehrend den Literaturdenkmälern des Reformationszeitalters zuwendet, darf es dankbar begrüßen, daß ihm neuerdings ein paar Hilfsmittel allgemeinerer Art seine Studien erleichtern. Um den Inhalt und Geist der literarischen Werke dieser Epoche recht zu verstehen, hat man sich von Fall zu Fall auch die historischen und kirchengeschichtlichen Voraussetzungen sowie die allgemeinen geistigen Grundlagen durch Quellenstudien und Sonderuntersuchungen zu vertieftem Bewußtsein zu bringen. In dem Labyrinth des dafür in Frage kommenden urtextlichen und wissenschaftlichen Studienmaterials mit seiner verwirrenden und bisher niemals deutlich gesichteten Fülle leistet jetzt die neuerschienene, zwei starke Bände umfassende „Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte" von G. Wolf (Gotha, 1. Bd. 1915, 2. Bd. 1916 u. 1922) vortreffliche Dienste. Der auf diesem Zeitgebiete aus früheren Arbeiten vorteilhaft bekannte Verfasser gibt eine Art Fortsetzung der mittelalterlichen Quellenkunde von Wattenbach und Lorenz bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts, greift dabei aber tief in die

mittelalterliche Welt zurück, so daß die literarhistorische Forschung für die spätmittelalterliche wie frühneuzeitliche Dichtung hier ein wichtiges und ungemein brauchbares Hilfsmittel erhalten hat, dessen unvermeidbare Lücken und kleine Unebenheiten neben der Größe des Geleisteten kaum in Frage kommen. Nachdem die Einleitung einen aufschlußreichen Überblick über die Wandlungen der reformationsgeschichtlichen Historiographie geboten hat, enthält der erste Band zunächst unter dem Oberbegriff „Vorreformation" eine quellenkundliche Behandlung der Mystik, der separatistischen Bestrebungen, der innerkirchlichen Reformversuche wie des Humanismus, um dann (den Schlußteil von Band I und den Anfang von Band II füllend) die allgemeinen und weltlichen Grundlagen des reformationsgeschichtlichen Prozesses (Reichsgeschichte, Landesgeschichte, Reichsstände, Reichsritterschaft) darzustellen und schließlich zu den Einzelheiten der eigentlichen kirchlichen Reformationsgeschichte überzugehen.

Wie hier im Hinblick auf den Inhalt ist auch hinsichtlich der sprachlichen Form der frühneuhochdeutschen Dichtwerke manches für das erleichterte Verständnis dargeboten worden. Eine erschöpfende und wissenschaftlich vollwertige Darstellung der frühneudeutschen Grammatik fehlt freilich noch und wird erst nach längerer Zeit spezialisierter Detailforschung möglich sein. Einen vorläufigen Ersatz, der zwar nicht immer einwandfrei ist, im ganzen aber recht gute Dienste leistet, bietet V. Mosers „Historisch-grammatische Einführung in die frühneuhochdeutschen Schriftdialekte (Halle 1909), an die nur kurz erinnert sei. Vor allem ist in diesem Zusammenhang auch auf A. Götzes ungemein brauchbares und als Ergänzung zu den größeren Wörterbüchern von Grimm, Fischer, Martin, Schmeller, Schmidt u. a. längst entbehrtes „Frühneuhochdeutsches Glossar" zu verweisen, das den hochdeutschen Wortschatz vom Ende des 15. bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts aus den Quellen bearbeitet darbietet und nach seinem ersten Erscheinen (1912) nun bereits in zweiter stark vermehrter Auflage hervortreten konnte (Bonn 1920). — Der vor dem Kriege mehrfach gerügte Mangel einer philologisch zureichenden Zusammenstellung von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texten, die dem Anfänger zu privaten Studien oder als Grundlage von Universitätsübungen dienen könne, ist jetzt ebenfalls abgestellt worden. H. Naumanns sorgfältig ausgewähltes „Altdeutsches Prosalesebuch" (Straßburg 1916), das der lange ungebührlich vernachlässigten älteren deutschen Prosa zu ihrem Rechte verhelfen möchte, liegt zwar mit seiner Auswahl von Texten des 12.—14. Jahrhunderts vor unserem Berichtsraum, bietet aber mit seinen die Vorstadien des späteren Prosastils vor Augen führenden Textproben gute Gelegenheit zu entwicklungsgeschichtlichen Stilstudien. Anschließend kommt vor allem das jüngsterschienene „Früh-Neuhochdeutsche Lesebuch" in Frage, mit dem A. Götze eine längst empfundene Lücke im Bestande unserer Lehr- und Übungsbücher ausfüllte (Göttingen 1920). In 29 besonders den südwestlichen und ostmitteldeutschen Sprachgebieten entnommenen Textproben aus der Zeit von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis etwa zur Wende des 16. und 17. Jahrhunderts rollt der ganze mundartliche Reichtum und die sprachlich-literarische Entwicklung dieser interessanten und vielfach noch immer unterschätzten Übergangsepoche vorüber. Die ausgewählten Stücke sind nur zum kleineren Teil der poetischen Welt entnommen und legen den Schwerpunkt auf die frühneuhochdeutsche Prosa, die

nicht nur in ihrer dichterischen Ausprägung als Dialog, Fabel und Anekdote Berücksichtigung findet, sondern vor allem auch in brieflichen, wissenschaftlichen, amtlichen und geschäftlichen Dokumenten vorgeführt wird. Indem die Texte mit Vorbedacht in verschiedenem Zustand dargeboten werden und neben wohlgeglätteten und sauberen Schriftstücken auch mehr oder weniger in Schrift und Druck verwahrlostes, ja im Rohstoff steckengebliebenes Textmaterial steht, bekommen wir nicht nur ein Bild von der sprachlichen, stilistischen und drucktechnischen Willkür der Zeit, sondern es ist auch Gelegenheit zur Einführung in die textphilologische und textkritische Arbeitsweise gegeben.

Die Anfänge des Prosaromans im 15. Jahrhundert erwachsen im wesentlichen aus den Auflösungen mittelalterlicher Epen. Während aber Frankreich diesen Umschmelzungsprozeß an einer größeren Anzahl von versifizierten Werken sich vollziehen läßt, sind in Deutschland nur ein paar Beispiele dieser Art nachweisbar. Diese nimmt F. Schneider in seiner Greifswalder Dissertation (1915): „Die höfische Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman“ aufs Korn, indem er die nur handschriftlich überlieferte und seinerzeit von Bachmann und Singer herausgegebene Geschichte vom heiligen Wilhelm nach Wolfram von Eschenbach und seinen beiden Fortsetzern, die ebenfalls nur in Züricher Handschriften auf uns gekommene Erzählung vom Leben Karls des Großen nach Konrad von Fleck und dem Stricker, die Prosalegende vom heiligen Georg nach Reinbot von Durne, weiterhin den 1493 erstmalig gedruckten Wigaloisroman nach dem epischen Gedicht Wirnts von Grafenberg, den aus dem Epos Eilharts von Oberge geflossenen und 1484 gedruckten Tristanroman und schließlich den aus dem Epigonenepos des Johann von Würzburg hervorgegangenen Prosaroman „Wilhelm von Österreich“ in bezug auf Darstellungsart, Abänderungen, Syntax, Stil, Wortschatz usw. mit den Vorlagen vergleicht. Gegenüber den höfischen Quellen läßt sich ein deutliches Zurücktreten des Interesses an höfisch-ritterlichen Dingen wie vor allem Kampf- und Minneszenen und dafür ein Hervordrängen theologisch-lehrhafter Elemente beobachten. Für die in denselben Handschriften überlieferten Prosastücke vom hl. Wilhelm, hl. Karl und hl. Georg wird die Identität des Bearbeiters angenommen. [Ungleich heller als diese nicht gerade tief eindringende Anfängerarbeit beleuchtet neuerdings diesen ganzen Problemkreis des frühneuzeitlichen Romans W. Liepes philologisch festfundiertes Buch „Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland“ (Halle 1920), auf das hier nur nachdrücklich hingewiesen sei.] — Mehrfach sind die Volksbücher des 16. Jahrhunderts Gegenstand von Untersuchungen gewesen, nachdem sie kurz vor dem Kriege ihren warmherzigen Verfechter in R. Benz gefunden hatten, der in seiner Schrift „Die deutschen Volksbücher“ (Jena 1913) begeistert für diese angeblich verkannte Literaturgattung sich einsetzte und ihr Auftreten im ausgehenden Mittelalter und zur beginnenden Neuzeit für eine besondere Blüte des gotischen Kunstgeistes erklären wollte. Wenn er damit auch über das Ziel hinausschoß, so war das Bemühen um eine

gerechtere Würdigung dieser lange verachteten Literaturdenkmäler neben anderem ein Zeichen für die gegenwärtig erfreulicherweise immer mehr zunehmende Neigung, diese Übergangsepochen des 15.—17. Jahrhunderts höher zu bewerten und mehr zu beachten, als es früher zumeist geschah. — Das seit seinem Erscheinen im Jahre 1509 oft aufgelegte und in zahlreiche europäische Sprachen übersetzte Volksbuch von Fortunatus und seinen Söhnen, dem seinerzeit Zacher in Ersch und Grubers Realenzyklopädie einen gelehrten Artikel gewidmet hatte, untersuchte von neuem H. Günther in seiner tüchtigen Freiburger Dissertation (1916) vor allem auf das Herkunftsproblem hin. Indem er die 24 Grundmotive, in die er den Roman zerlegt, auf ihre ältere Tradition hin prüft, weist er überzeugend die mehrfach behauptete fremdländische Abkunft der Erzählung ab und vermutet ihre Entstehung in den bürgerlichen Kreisen Augsburgs. Alte Märchenmotive aus Orient und Okzident sind hier um 1450 mit Reiseberichten und Zeitgeschichten zu einem erzählungstechnisch nicht sonderlich hochstehenden, aber die Phantasie vielfach anregenden Roman zusammengesponnen worden. Nachdem R. Benz dieses Volksbuch schon 1912 in einer sprachlich leise überarbeiteten Fassung weiteren Kreisen von neuem zugänglich gemacht hat, gab jetzt derselbe H. Günther nach dem Augsburger Urdruck von 1509 einen philologisch genauen Abdruck (Halle 1915).

Eine wertvolle Gabe bot K. von Bahder in seinem kritischen Neudruck (1914) des „Lalebuches“ vom Jahre 1597, dem die Abweichungen und Erweiterungen der „Schiltbürger“ (1598) und des „Grillenvertreibers“ (1603) beigefügt sind. In einer langen, ungemein aufschlußreichen Einleitung wendet sich der Herausgeber zunächst gegen jene seinerzeit von E. Jeep aufgestellte Hypothese, derzufolge alle drei Schwankbücher von demselben Autor, und zwar von dem Wittenberger Hauptmann Hans Friedrich von Schönberg stammen sollten, während die dialektische Verschiedenheit der Werke unbedingt gegen diese Verfassergleichheit spricht. Indem v. Bahder das Verhältnis der drei Texte sorgfältig gegeneinander abwägt, kommt er, eine frühere Ansicht E. Schröders im wesentlichen bestätigend, zu dem Resultat, daß nach Wortschatz und Wortform der Verfasser des „Lalebuches“ ein Elsässer war und wahrscheinlich in den akademischen Kreisen Straßburgs zu suchen sei, wohin ihn auch drucktechnische Gründe weisen. Für den Frankfurter Buchdrucker Paul Brachfeld hat dann ein aus sprachlichen Gründen aus dem Westerwald oder Oberhessen stammender Mann zunächst das Lalebuch nur leicht verändert, indem er bei der Unverständlichkeit des alemannischen Wortes Lale im westmitteldeutschen Gebiet die Bewohner des meißnischen Schilda zu den Helden der Erzählung machte. In einer zweiten, tiefer greifenden Umarbeitung desselben Bearbeiters, die vor allem neben Einlagen in den originalen Bestand das ursprüngliche Werk mit einem weitschweifigen und im Stil stark abfallenden 2. und 3. Teil versah, wurde dann das Lalebuch zum „Grillenvertreiber“. Der Schluß der Einleitung bietet eine genaue Bibliographie, die eine Übersicht über die Druckgeschichte dieses Werkes bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts gibt.

In den Kreis der Faustsage führt uns die Ausgabe des „Volksbuches vom Doktor Faust", die J. Fritz nach der um die Erfurter Geschichten vermehrten Fassung vorlegte (Halle 1914). Bei der Bedeutung, die man dieser um die berühmten Erfurter Kapitel vermehrten Gruppe C längst beimißt, darf dieser vollständige Abdruck der Fassung C willkommen geheißen werden, deren Archetypus in einem verloren gegangenen und nur noch im Titelholzschnitt erhaltenen Straßburger Erstdruck bestimmt wird. Eine sorgfältige bibliographische Zusammenstellung weiß die seinerzeit von Zarncke verzeichneten Drucke der Sippen C und D des Faustbuches nahezu auf den doppelten Bestand zu bringen.

In einer „Doktor Faust und Speyer" (Kaiserslautern 1914) betitelten Studie sammelt A. Becker zunächst die Fäden, die Faust mit Speyer verbinden, und weist dann auf einige neue Möglichkeiten bei der Entstehung des Speyerschen Faustbuches von 1587 hin, unter denen namentlich die zu dem Kreis des Johann Nas in Ingolstadt führenden Beziehungen zu denken geben. — Leider nur sehr beschränkten Kreisen zugänglich ist die ausgezeichnete Ikonographie der Faustsage, die R. Payer von Thurn unter dem nicht recht zutreffenden Titel „Der historische Faust im Bilde" als Privatdruck der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft vorlegte (Wien 1917). In den begleitenden textlichen Ausführungen wird als Ausgangspunkt der bildlichen Fausttradition der Josephkopf aus Rembrandts Bild „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" erwiesen, der in dem Stich des Rembrandtschülers Joris van Vliet die lange Reihe der Versuche eröffnete, den sagenhaften Faust sich im Bilde vorzustellen.

Das von der Forschung lange vernachlässigte Wagnervolksbuch, das die Schicksale und Abenteuer des Famulus Wagner erzählt und als eine Art Fortsetzung des ältesten Faustbuches bereits 1593 als besondere Historie hervortrat, ist neuerdings mehrfach von J. Fritz behandelt worden; 1914 ließ dieser Forscher in den deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts einen Neudruck des „Wagnervolksbuches im 18. Jahrhundert" erscheinen. In der Einleitung gibt F. in Ergänzung zu seinen früheren bibliographischen Nachweisen eine genaue Beschreibung des neuentdeckten Upsalaer Druckes und der Ausgaben des Volksbuches aus den Jahren 1712, 1714, 1798, 1799, untersucht das Verhältnis der einzelnen Texte zueinander und gibt Aufklärung zur Frage der Verfasserschaft der verschiedenen Drucke und Bearbeitungen.

„Zur Geschichte und Bibliographie des Volksbuches von Ahasverus" weiß L. Neubaur in einem Aufsatz der Zeitschr. f. Bücherfreunde (N. F. 5, 211—223) vom Jahre 1914 manches Neue vorzubringen. Nach einer kurzen Zusammenfassung der literarischen Tradition der Legende im Orient und in romanischen Aufzeichnungen des 13.—17. Jahrhunderts tritt er auch an dieser Stelle für seine schon früher geäußerte Überzeugung von der Entstehung dieses Volksbuches aus der mittelalterlichen Überlieferung ein, indem er gegen E. König polemisiert, der die Selbständigkeit der Ahasvergestalt als einer Allegorie des jüdischen Volkes behauptet hatte. In Deutschland tritt das Volksbuch bekanntlich erst 1602 auf den Plan, wo ein unbekannter Verfasser den kurzen Bericht des schleswigschen Bischofs von Eitzen von einem Erlebnis aus seiner Studentenzeit zum Abdruck brachte. In Ergänzung hierzu kann N. nachweisen, daß der Schleswiger Verleger jenes ersten deutschen Ahasvervolksbuches durch persönliche Bekanntschaft mit Paul von Eitzen und geschäftliche Gründe zur Herausgabe veranlaßt wurde. Die angefügte Bibliographie vervollständigt die früher von N. im Zentralblatt für Bibliothekswesen (1893 und 1911) gegebenen Drucklisten.

Neben den Volksbüchern ist die prosaische Unterhaltungsliteratur der Reformationsepoche im Berichtszeitraum wenig behandelt worden. Zu nennen ist nur die tüchtige Arbeit von Gertrud Fauth über „Jörg Wickrams Romane“ (Straßburg 1916), die aus einer Straßburger Dissertation über „Jörg Wickrams Romantechnik“ (1915) erwuchs und in ihrer vervollständigten und vertieften Buchform als zweiter Band der von der Gesellschaft für elsässische Literatur herausgegebenen „Einzelschriften zur Elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte“ erschien. Obwohl die textphilologischen Grundlagen in der ausgezeichneten vierbändigen Wickramausgabe von J. Bolte und W. Scheel bereits seit zwanzig Jahren gegeben waren, hat sich die eigentlich literarhistorische Forschung mit Wickrams Leben und Schaffen noch immer unzureichend beschäftigt. So ist es zu begrüßen, daß hier mit Glück der Anfang zu einem tieferen Eindringen in die künstlerische Eigenart Wickrams und seiner Erzählungsweise gemacht wird, indem die fünf Romane des elsässischen Meistersingers und Stadtschreibers eingehend nach Aufbau, Stilmitteln und Charakterzeichnung analysiert werden und daran anschließend Wickrams Bedeutung als kulturgeschichtliche Quelle untersucht wird.

Dagegen ist die satirische Literatur ihrer Bedeutung innerhalb dieses Zeitraums entsprechend mehrfach durch Ausgaben und Untersuchungen wissenschaftlich gefördert worden. Zunächst ist auf zwei Arbeiten allgemeinerer Art aufmerksam zu machen. Nachdem F. Lepp 1908 in seiner Leipziger Dissertation die „Schlagwörter des Reformationszeitalters“ behandelt und A. Blatter 1911 mit engerer Einkreisung in einem Schulprogramm die Schmähungen, Scheltreden und Drohungen der schweizerischen Reformationsliteratur im besonderen gesammelt hatte, untersuchte jetzt G. Meier in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte (1917) nochmals eingehend auf Grund ausgedehnten Quellenmaterials die „Phrasen, Schlag- und Scheltwörter der Schweizerischen Reformationszeit“, indem er die gegen kirchliche Personen wie gegen die kirchliche Lehre gewendeten satirischen Worte sammelt, ferner die als Parteibezeichnungen dienenden Ausdrücke zusammenstellt und schließlich den gleichgerichteten sprichwörtlichen Redensarten und Wortspielen seine Aufmerksamkeit zuwendet. — Auch R. Schmidts Straßburger Dissertation (1917) über „Die Frau in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts“ schlug neuerdings schon mehrfach begangene Pfade ein. H. Gattermann hatte 1911 in einer Greifswalder Dissertation die Rolle der Frau im Fastnachtsspiel behandelt und F. Brietzmann in einer in der Berliner Palaestra erschienenen Arbeit 1912 die Verwertung des übel-wîp-Motivs vom Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert verfolgt. In Ergänzung und weiterer Ausführung dieser Vorstudien sucht jetzt Schmidt ein Gesamtbild der Frau, wie es sich in der Literatur des 16. Jahrhunderts spiegelt, zu entwerfen, indem er das weibliche Dasein in seinen verschiedenen privaten und öffentlichen Erscheinungsformen aus literarischen Zeugnissen rekonstruiert und mit den historisch wirklichen Zuständen vergleicht. Es zeigt sich, daß die

vielerwähnte Frauenfeindlichkeit zwar in dieser Epoche in der Tat eine große Rolle spielt, neben den Zerrbildern aber auch oft genug in der literarischen Zeichnung Idealbilder von einer tieferen Frauenauffassung Zeugnis ablegen.

Mehrfach haben die drei großen vorreformatorischen Satiriker, die lange von der Wissenschaft stiefmütterlich behandelt worden waren, die Forschung beschäftigt. Nachdem uns das Jahr 1913 in den Jahresgaben der Gesellschaft für elsässische Literatur und in den Publikationen der deutschen Bibliophilengesellschaft gleich zwei Faksimiledrucke von Sebastian Brants „Narrenschiff" gebracht hatte, von denen namentlich der erstere mit seinem gehaltvollen Nachwort von F. Schultz die Brantforschung auf neue Bahnen wies, liegt jetzt auch eine vorzügliche Ausgabe des niederdeutschen Narrenschiffs vor (Halle 1914). Wie schon der Titel „H. van Ghetelen: Dat Narrenschipp" andeutet, weist der Herausgeber H. Brandes die erstmalig 1497 in Lübeck herausgekommene niederdeutsche Umdichtung, die er mit Recht sehr hoch einschätzt, dem aus seiner westfälisch-braunschweigischen Heimat nach Lübeck übergesiedelten Hans von Ghetelen zu, der auch als Verfasser einer ganzen Reihe von niederdeutschen, in der Mohnkopfschen Offizin der Hansestadt erschienenen Werke anzusprechen sei. Der überzeugend geführte Nachweis wie die damit verbundene Quellenuntersuchung geben mitsamt dem Anmerkungsapparat und dem sorgfältig gearbeiteten Glossar dieser Ausgabe dauernde Bedeutung.

Einer freundlichen Aufnahme begegnete auch die von P. Heitz veranstaltete und von einem Nachwort von F. Schultz begleitete Ausgabe von Brants „Flugblättern" (Straßburg 1915), die auf 22 faksimilierten Blättern aus den Jahren 1492—1504 allerhand lateinische und deutsche Gedichte Brants auf seltsame Naturerscheinungen, historische Ereignisse, geistliche Themen u. a. bringt und damit die Aufmerksamkeit auf eine zu wenig beachtete Seite seiner schriftstellerischen Tätigkeit lenkt. — Die theologische Dissertation von F. X. Zacher über „Geiler von Kaisersberg als Pädagog" (Diss. Freiburg i. Br., 1916) war mir, da nicht dem Austauschverkehr unterlegen, nicht zugänglich.

Zu dem dritten vorreformatorischen Satiriker leitet die Marburger Dissertation (1914) von Th. Maus über, die den Titel „Brant, Geiler und Murner: Studien zum Narrenschiff, zur Navicula und zur Narrenbeschwörung" führt und vervollständigt auch in den Schriften der Gesellschaft für elsässische Literatur erschien. Der sorgfältige Vergleich von Geilers 1498/9 im Straßburger Münster gehaltenen und dann 1511 in lateinischer Übersetzung herausgekommenen Predigten über das Narrenschiff mit Brants satirischer Dichtung zeigt, daß Geiler zwar im ganzen sich an die Kapitel- und Gedankenfolge hält und die Vorlage ihm allenthalben die Grundlage bietet, daß er aber im einzelnen vollständig frei verfährt und die nach Belieben herausgegriffenen Verse selbständig ausdeutet sowie mit neuen Beispielen, Sprichwörtern und Gleichnissen versieht. Dagegen leugnet M., darin vielleicht etwas zu weit gehend, jegliche literarische Beziehungen zwischen Murner und Geiler, ganz im Gegensatz zu K. Otts Dissertation, der seinerzeit (Heidelberg 1895) „Murners Verhältnis zu Geiler" entschieden überschätzt hatte. Während somit

die Predigten des großen Münsterredners für Murner als literarische Anregung nicht in Frage kommen, bestätigt auch die Untersuchung von M. den starken Einfluß Brants auf Murner, der zwar die Anordnung seines Vorgängers aufgibt, dafür aber im einzelnen zahlreiche Verse und Reimbindungen übernimmt und vor allem von den größtenteils (67) dem älteren Werke entlehnten Holzschnitten starke Anregungen zu selbständiger Ausdeutung empfangen hat. — Diese letztberührte Frage, die das Verhältnis von Dichtung und bildender Kunst zueinander untersucht, ist neuerdings erfreulicherweise mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt. Von der Leyen (Abhandlungen für F. Muncker, 1915) und Simon (Z. f. d. U., 32. Bd.) gaben Anregungen für das Hochmittelalter, F. Schultz betonte die Wichtigkeit des Problems für das besonders illustrationsfreudige Reformationszeitalter, und in der jungen theatergeschichtlichen Disziplin hat diese wechselseitige Beziehung besonders im Kapitel der Mysterienbühne, aber auch sonst steigende Bedeutung gewonnen. Eine aus dem Straßburger Seminar erwachsene Untersuchung von Maria Wolters (1917) geht der Frage nach den „Beziehungen zwischen Holzschnitt und Text bei Sebastian Brant und Thomas Murner“ im einzelnen nach. Sie bestätigt die Tatsache, daß die Bilder des N. Sch. zu gemütvoll und lebendig sind, als daß der trockene Brant dafür als Zeichner in Frage kommen könne. Wohl aber scheint bei dem zumeist engen Verhältnis zwischen Motto und Bild Brant doch insoweit persönlich beteiligt zu sein, daß er die Hauptmomente für die Illustration angab, die z. T. nur bestimmte Textzeilen veranschaulicht, vielfach aber auch über den Kapitelinhalt hinausgreift und in eigenschöpferischer Arbeit dem oft steifleinenen Text Farbe und Gehalt zuführt. Anders dagegen bei Murner, wo Text und Illustration eine so enge Einheit bilden, daß der franziskanische Satiriker nur selbst die Illustration besorgt haben kann. Die Ansicht, die Merker gleichzeitig in seiner sofort zu nennenden Murnerausgabe über diese Bilderfrage vortrug (S. 69—78), erhält so eine willkommene Bestätigung.

Nachdem die ältere Forschung, selbst Scherer nicht ausgenommen, gegen Murner zumeist eine gewisse Voreingenommenheit an den Tag gelegt hatte, bahnt sich seit geraumer Zeit eine gerechtere Beurteilung an. Indem man einerseits manche seiner Schwächen auf Rechnung des Zeitstiles setzt und andererseits ihn nicht bloß als streitlustigen Krakeeler, sondern als temperamentvollen Verfechter seiner Überzeugungen und klarblickenden Kopf wertet, verschiebt sich das Bild zu seinen Gunsten. Die vortreffliche, schon 1913 erschienene Göttinger Dissertation von G. Bebermeyer, die unter dem etwas gezwungenen Titel „Murnerus pseudepigraphus“ die Hypothese von zwei neuen, angeblich dem Straßburger Franziskaner zukommenden satirischen Schriften mit solidestem philologischen Rüstzeug zurückwies, leitete diese neue Richtung ein. Eine gute Grundlage für die weitere Beurteilung bot dann die kenntnisreiche und in der Hauptsache zuverlässige Biographie von Th. von Liebenau (Freiburg 1913), die freilich neben der kirchenpolitischen und wissenschaftlichen Bewertung des Straßburger Franziskaners die literarhistorische

Seite zu kurz wegkommen ließ. — War dieses Werk zunächst für die Fachkreise bestimmt, so wendet sich das Buch von G. Schumann „Th. Murner und seine Dichtungen“ (Regensburg 1915) an das weitere Publikum, indem es in einer breiten, überreich mit Zitaten arbeitenden und vielfach polemisch gerichteten Einleitung ein populäres Bild von Murners Leben und Schaffen zu geben und in einer Blütenlese aus seinen satirischen Schriften eine Vorstellung von seiner literarischen Eigenart zu bieten sucht, die freilich durch das geglättete Metrum und die modernisierte Sprache verwischt wird. Bei der Textauswahl wird nach alter Tradition fälschlich noch immer auch der hochdeutsche Eulenspiegel berücksichtigt, obwohl nach der überzeugenden Freiburger Dissertation von H. Lemcke (1908) längst die Irrtümlichkeit dieser Zuweisung feststeht. — Der auffallendste Stileindruck, den die Lektüre von Murners Werken hinterläßt, ist die starke Volkstümlichkeit seiner Sprache. Zwei Arbeiten der Berichtszeit bringen dies noch deutlicher zum Bewußtsein. Anna Riese sammelt in ihrer Aufsatzfolge: „Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner“ (Z. f. d. U., 31. Bd., S. 215 ff. 289 ff. 359 ff. 450 ff.) das durch alle seine Werke reichverstreute sprichwörtliche Sprachgut und ordnet es nach einheitlichen Gesichtspunkten. Besonders fördernd aber ist die tüchtige, auf fleißigster Materialsammlung beruhende Arbeit von Joseph Lefftz über „Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Schriften“ (Straßburg 1915), die besonders die Formelhaftigkeit und Fülle, die dramatische Lebendigkeit und Gegenständlichkeit, die Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit und schließlich den Stimmungsgehalt der Sprache Murners herauszuarbeiten sucht und dabei überall die enge Verbindung mit dem elsässischen Volkstum und der Kultur der Zeit nachweist. Nur bleibt zu wünschen, daß der Verfasser sich öfters vom Boden rein philologischer Behandlung zu größeren geistesgeschichtlichen Weiten erhoben hätte, wodurch neben dem individuellen Moment das Zeitstilgebundene der Murnerischen Diktion noch deutlicher geworden wäre.

Wer bisher sprachliche oder metrische Studien über Murner machen wollte, mußte notwendigerweise auf die zumeist recht selten gewordenen Originaldrucke zurückgehen, da die meisten Werke Murners noch nicht in zuverlässigen kritischen Neudrucken vorlagen. So ist es lebhaft zu begrüßen, daß die Gesellschaft für elsässische Literatur, die erfreulicherweise auch nach dem Verlust unserer bisherigen Westmark fortbestehen bleibt, u. a. auch eine kritische Ausgabe der gesamten deutschen Schriften Thomas Murners auf ihrem Programm stehen hat. Den Anfang macht jetzt mit Band 9 ein kritischer Neudruck von Murners Reformationssatire „Von dem großen Lutherischen Narren“ (Straßburg 1918), den P. Merker vorlegt. Die Einleitung stellt in eingehender Erörterung (84 S.) die Entstehungsgeschichte dieses in architektonischer Hinsicht recht uneinheitlichen Werkes dar, indem sie aus dem Wandel der zeitgeschichtlichen Voraussetzungen und Antriebe drei verschiedene Entstehungsphasen mit verändertem Leitmotiv aufdeckt. Neben einer knappen Zusammenfassung der sprachlichen und metrischen Eigenart dieser größten antireformatorischen Satire und einem kunstgeschichtlichen Exkurs über

die im Neudruck wiederauflebenden Holzschnitte des Werkes, die als Murners eigene Leistung erwiesen werden, kommt der Herausgeber noch auf seine Editionsprinzipien zu sprechen. Er tritt bei dem flüssigen Charakter der Sprache und der zumeist laxen Behandlung der sprachlichen und metrischen Außenseite der Texte durch die Autoren des 16. Jahrhunderts im allgemeinen und Murners im besonderen für eine möglichst konservative Wiedergabe des Grundtextes ein und lehnt alle schulmeisterlich-uniformierende Textbehandlung, wie sie für andere Epochen wohlbegründet ist, für jene Zeit ab. In diesem Sinne gibt der Neudruck die 4800 Verse des Originaldruckes von 1522 im wesentlichen wörtlich wieder und ändert nur, wo offenkundige Druckfehler vorliegen. Der eingehende Kommentar am Schluß bringt zu zahlreichen Stellen die sprachlichen, sachlichen und zeitgeschichtlichen Erklärungen und rückt damit viele Verse erstmalig in die rechte Beleuchtung.

Besonders reichhaltig stellt sich begreiflicherweise aus Anlaß der vierhundertjährigen Wiederkehr der kirchlichen Reformtat Luthers in der Berichtsepoche die reformations- und luthergeschichtliche Forschung dar, die natürlich hier nur soweit Berücksichtigung finden kann, als sie für den Literarhistoriker mit in Frage kommt, während die zahlreichen rein theologischen und dogmengeschichtlichen Publikationen ausscheiden.

Doch sei für einen weitergerichteten Interessenkreis wenigstens auf die beiden vorwiegend auch die theologische Literatur berücksichtigenden Sammelreferate von W. Köhler: „Der gegenwärtige Stand der Lutherforschungen“ (Zeitschr. f. Kirchengeschichte, 18. Bd.) und A. Baur (D. Litzeit. 1917, S. 1347 ff. u. 1379 ff.) aufmerksam gemacht.

An der Spitze der engeren Berichtsgruppe mögen zwei Werke stehen, die ein allgemeines Kulturbild der Reformationszeit geben wollen und von denen jedes in seiner Art seinen Zweck vortrefflich erfüllt. Das „Buch der Reformation, geschrieben von Mitlebenden“ nennt K. Kaulfuß-Diesch sein Werk, das aus genauer Kenntnis des gesamten Zeitalters heraus die führenden Persönlichkeiten des Geistes und der Tat aus allen Lagern und Richtungen, aus den verschiedensten Berufen und Ständen in authentischer, jedoch insgesamt in allgemeinverständlicher deutscher Sprache zu Worte kommen läßt und so in einer reichen Bilderfülle besonders kulturgeschichtlicher Art eine Vorstellung von der Vollsaftigkeit und Vielseitigkeit dieser noch immer zu wenig und zu einseitig erfaßten Epoche deutscher Volksgeschichte gibt. Eine Ergänzung dazu bietet das große Prachtwerk, das P. Schreckenbach und F. Neubert unter dem Titel „Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens“ erscheinen ließen. Mit seinen 384 Abbildungen weit über das von Könnecke u. a. gebrachte Anschauungsmaterial hinausgehend stellt es das zur Zeit reichhaltigste Bilderwerk zur Geschichte dieser Reformationsepoche dar. Der mehr kulturgeschichtlichen Einstellung von Kaulfuß-Diesch gegenüber kommt hier vorwiegend das kunstgeschichtliche Schaffen der Zeit zum Ausdruck, indem die besten Maler, Zeichner, Kupferstecher und Vertreter der Holzschneide-

und Medaillenkunst aufmarschieren, um in Portraitköpfen, Stadtbildern, Lokalwiedergaben, Schriftproben, Büchertiteln, Medaillen usw. das Zeitalter neu vor uns erstehen zu lassen. Eine eingehende, anschaulich geschriebene Lebensbeschreibung Luthers, die aus der Feder Schreckenbachs stammend das Ganze einleitet, und erklärende Einzelausführungen am Schluß erhöhen die Bedeutung des Werkes.

Die Grundlage aller wissenschaftlichen Lutherforschung bildet die Weimarische Lutherausgabe, die mit ihrer Reichhaltigkeit und sicheren textlichen Fundierung die Wittenberger und Jenaer Ausgabe des 16. Jahrhunderts, die Altenburger Ausgabe des 17. Jahrhunderts, die Leipziger und Hallische Ausgabe des 18. Jahrhunderts und auch die Erlanger Ausgabe des 19. Jahrhunderts im wesentlichen zu einer nur noch historischen Bedeutung verurteilt hat. Unter dem Eindruck der 400jährigen Feier von Luthers Geburtstag ins Leben gerufen und unter theologischer wie philologischer Ägide mit mannigfachen inneren Schwierigkeiten kämpfend, hatte sie es in dem Menschenalter bis zum Ausbruch des Weltkrieges gerade auf ein halbes Hundert Bände gebracht. Das Jahr 1914 sah dann noch den 50. (Schriften der Jahre 1536—1539) und 51. Band (Schluß der Predigten aus den Jahren 1545 und 1546, letzte Psalmauslegungen der Jahre 1534—1536, Schriften der Jahre 1540—1541) erscheinen, während 1915 mit dem 52. Bande noch die Hauspostille von 1544/45 neu hervortreten konnte. Darauf aber trat wie überall auch in dieser Ausgabe ein vorübergehender Stillstand ein, bis erst 1920 der die Schriften von 1542 und 1543 enthaltende 53. Band das Unternehmen fortführen und nahe an sein Ende bringen sollte. Erfreulicherweise konnte aber trotz der widrigen Zeitumstände auch die der Ausgabe der Werke parallel gehende Neuedition der Tischreden weiter gefördert werden, indem zu den beiden 1912 und 1913 erschienenen ersten Bänden in den Jahren 1914, 1916 und 1919 drei weitere hinzutraten, so daß nur der Schlußband hier noch aussteht. — Die gewaltige Bedeutung des Lutherischen Schrifttums für die gesamte Kultur- und Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts wie der folgenden Zeit hat es mit sich gebracht, daß man in neuerer Zeit diese geistige Welt auch über den engen Kreis fachwissenschaftlicher Erforschung und schulischer Ausschöpfung hinaus einem größeren Publikum in Auswahl darzubieten suchte. Die Braunschweiger Ausgabe (1889ff.) mit ihren vortrefflichen Einleitungen und guten Verdeutschungen der lateinischen Originaltexte hatte diese Bahnen erstmalig eingeschlagen, die dann Clemens' geschickte Auswahl in vier Bänden (Bonn 1912) mit besonderer Einstellung auf die akademische Jugend weiterverfolgt hatte. In dem Berichtszeitraum sind dazu noch zwei weitere Ausgaben populärer Art getreten. In dem Münchener Verlag Georg Müller, der sich durch eine ganze Reihe gediegener Neueditionen deutscher Klassiker verdient gemacht hat, begann H. H. Borcherdt eine etwa auf 15 Bände berechnete Auswahl von Luthers Werken erscheinen zu lassen, die weniger die religionsgeschichtliche als die geistes- und kulturgeschichtliche Bedeutung des Lutherischen Lebenswerkes zum Ausdruck bringen soll und eine

Vorstellung von der Vielseitigkeit dieser für alle Seiten des nationalen Lebens bahnbrechenden Persönlichkeit wecken will. Für die breiten Schichten der Gebildeten berechnet wird die Ausgabe die ausgewählten Werke in einer leise und vorsichtig modernisierten Sprachform wiedergeben und die lateinischen Texte in einer der Sprache Luthers möglichst nahestehenden Übersetzung darbieten. Bisher ist von dieser Ausgabe nur der von P. Kalkoff und H. H. Borcherdt gemeinsam bearbeitete 2. Band erschienen (1914), der die großen Reformationsschriften des Jahres 1520 zum Abdruck bringt und seinen besonderen Wert durch eine ausführliche, die entstehungsgeschichtlichen Grundlagen dieser Werke großzügig zusammenfassende Einleitung erhält. [Dazu 1922 zwei weitere Bände, vgl. die bibliographische Übersicht am Schluß dieses Berichtes.]

Für den noch ausstehenden 1. Band schrieb H. Thode (†) eine einleitende und als Gesamteinführung zur Ausgabe gedachte Skizze, die die gewaltige Nachwirkung des Reformators auf Wissenschaft und Kunst durch die neuzeitlichen Jahrhunderte verfolgt und 1915 unter dem Titel „Luther und die deutsche Kultur" vorläufig selbständig hervortrat. — Ähnlichen von der kulturgeschichtlichen Weltstellung Luthers ausgehenden Zielen strebt die dreibändige Ausgabe von Luthers Werken zu, die A. E. Berger im Bibliographischen Institut erscheinen ließ (1917), nur daß hier der Text nach den besten ursprünglichen Ausgaben in authentischer Form dargeboten wird und auch sonst die Erläuterungen und textkritischen Erörterungen offenbar ein Publikum geschulterer Art im Auge haben. Anschließend sei noch auf die ansprechende „Auswahl deutscher Lutherbriefe" von J. Fritz aufmerksam gemacht, die von den rund 850 auf uns gekommenen deutschen Briefen 64 vorwiegend die menschliche Seite des Reformators spiegelnde Schriftstücke auswählt und damit einen Einblick in sein Verhältnis zu Eltern, Familie, Freunden, Kollegen und Anhängern bietet.

Allgemeinverständlich, jedoch von wissenschaftlicher Grundlage aus geschrieben, stellen sich die aus Anlaß des Jubiläums erschienenen Lutherbücher von Th. Brieger: „Martin Luther und wir" (Gotha 1916), W. Walther: „Luthers Charakter" (Leipzig 1917), W. Köhler: „M. Luther und die deutsche Reformation" (Leipzig 1916, N. u. G. 515) und A. von Harnack: „M. Luther und die Grundlagen der Reformation" (Berlin 1917) dar, haben aber, aus theologischer Feder stammend, begreiflicherweise mehr den Gottesstreiter und Kirchenheros als den geistigen Wegebereiter im Auge. Dagegen nehmen zwei weitere aus Vorträgen hervorgegangene Jubiläumsschriften germanistischer Verfasser vorwiegend Luthers Verhältnis zu deutscher Sprache und Dichtung aufs Korn. In packender Darstellung und mit sprachlicher Meisterschaft beleuchtet G. Roethe, „D. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur" (Berlin 1918), besonders das Deutschtum und die Volkstümlichkeit des Reformators betonend und seine großen Verdienste um das Kirchenlied und die neue Kunst der Prosaschrift, seine überragende Stellung als Bibelübersetzer, sowie seine entwicklungsgeschichtliche Rolle in der deutschen Sprachgeschichte herausarbeitend, wobei im Gegensatz zu der vielfach üblich gewordenen Überschätzung seiner künstlerischen und historischen Bedeutung auf diesen Gebieten auch die Grenzen seiner Kraft und Wirksamkeit aufgezeigt werden, dafür aber die hohe ethische und pädagogische Mission dieser einzigartigen Persönlichkeit in um so hellerem Lichte erstrahlt. — Die hier durchblickende kritische Ein-

schränkung der „künstlerischen“ Bedeutung Luthers dehnt P. Merker im ersten Teil seiner Schrift „Reformation und Literatur“ (Weimar 1918) mit stilgeschichtlicher Einstellung auf das ganze Zeitalter aus, indem er sich im Hinblick auf das im wesentlichen gleiche oder doch nur wenig gewandelte Geschmacksempfinden des 15. und 16. Jahrhunderts energisch gegen die übliche Ansetzung einer neuen literarischen Epoche mit Beginn der Reformation wendet, da das dichterische Schaffen zwar zweifellos besonders durch die biblische und tendenziöse Dichtung dieser Jahrzehnte eine starke stoffliche Bereicherung erfahren habe, jedoch stil- und geistesgeschichtlich betrachtet nicht auf ein anderes Niveau gebracht worden sei. Nach einer Würdigung der außerlutherischen Leistungen der Reformationsdezennien, wie sie besonders in der volkstümlichen Propagandalyrik, in den satirischen Reformationsdialogen und im reformatorischen Tendenz- und Schuldrama zutage treten, wird auch hier Luthers Stellung zur Literatur überhaupt, seine Bedeutung als Kirchenlieddichter und Bibelübersetzer sowie seine Stellung in der deutschen Sprachgeschichte behandelt und zum Schluß der überwiegend protestantische Charakter der neueren deutschen Literatur betont.

Als die beiden wissenschaftlich vollwertigen, freilich etwas einseitig auf das theologische Moment eingestellten Lutherbiographien konnten jahrzehntelang die beiden Werke von Köstlin (zuerst 1875) und Kolde (1883 ff.) gelten, während die Bedürfnisse weiterer Kreise neben der trefflichen, besonders vom historischen Standpunkt aus geschriebenen Jubiläumsschrift von Lenz (1883) vorwiegend durch die beiden populären Werke von A. Hausrath (zuerst 1904, in 3. Auflage 1914 von H. von Schubert neu herausgegeben) und G. Buchwald (zuerst 1901, dann 1914[2], zuletzt in stark umgearbeiteter Form 1917[3]) befriedigt wurden. Von epochemachender Bedeutung war dann die große, auf breitester kulturgeschichtlicher Grundlage aufgebaute Luthermonographie von Arnold E. Berger, die seit 1895 erscheinend zunächst in einem einleitenden Teil die allgemeinen Kulturaufgaben der Reformation großzügig umriß, um dann in zwei rasch aufeinanderfolgenden Hauptteilen (1895 und 1898) die Schilderung vom Leben, Schaffen und Wirken des Reformators bis zum Jahre 1532 fortzuführen. Nach zwei jahrzehntelanger, teils in persönlichen Verhältnissen des Verfassers, teils in der allgemeinen Zeitlage begründeten Stockung ist jetzt endlich in zwei umfangreichen Schlußbänden (II, 2: 1919 und III: 1921) das Gesamtwerk zu Ende gebracht worden. Die hier allein in Frage kommende zweite Hälfte des zweiten Teils (1919) sucht, wie schon der Untertitel „Luther und die deutsche Kultur“ angibt, Luthers führende Stellung im geistigen Leben seiner wie der folgenden Zeit herauszuarbeiten und seine Bedeutung als Kirchenstifter und Theologe, als Ethiker und Sozialist, sowie seine bahnbrechende Einwirkung auf Wissenschaft, Erziehung, Kunst, Sprache und Literatur zu plastischer Anschauung zu bringen. Man muß die vielseitigen Kenntnisse des Verfassers bewundern, der mit hingebender Liebe seinen Heros in den Mittelpunkt der ganzen Zeit stellt und in dessen Persönlichkeit wie in einem Brennpunkt die Strahlen der Gesamtkultur auffängt; und

doch kann man sich bei aller reichen Belehrung des Eindrucks nicht erwehren, daß Luthers eigenschöpferische Bedeutung hier denn doch stark überschätzt wird. Es schmälert Luthers gewaltige kirchenpolitische und geistesgeschichtliche Tat durchaus nicht, wenn man seine Ideenwelt im Sinne der neueren evangelischen Theologie eines Tröltsch u. a. (die Berger konsequenterweise auch ablehnt) mehr mit der spätmittelalterlichen, besonders mystischen Atmosphäre verbindet und andrerseits auch die Grenzen seiner Wirksamkeit auf die Folgezeit aufdeckt. Hier dagegen erscheint Luther als die allüberstrahlende Sonne, der die voraufgehende mittelalterliche Nacht kaum ein schwaches Frührot als Vorzeichen sandte und die mit ihrem geistigen Licht all die folgenden Jahrhunderte mit Tageshelle umgibt.

Einen Markstein in der Geschichte der Lutherforschung dürfte die neue Darstellung der Jugendentwicklung Luthers bilden, die nach seinen früheren eindringlichen Studien über den Reformator O. Scheel unter dem Titel „Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation", 1. Band: Auf der Schule und Universität (Tübingen 1916), 2. Band: Im Kloster (ebd. 1917) erscheinen ließ. Indem das Werk, das sich nicht immer leicht liest, aber reichste Belehrung spendet, überall auf die Quellen zurückgreift und diese mit kritischen Blicken bewertet, räumt es mit einer ganzen Reihe biographischer Legenden und traditionell gewordener Irrtümer auf. Wertvoll wird es besonders auch durch seine eingehende Berücksichtigung der Milieuverhältnisse, die den Werdegang und das Weltanschauungsbild des jungen Studenten und Mönches auf der Grundlage der umgebenden lokalen, akademischen und personalen Verhältnisse betrachtet.

In die Geschichte der ältesten Lutherforschung führt die Münsterische Dissertation von A. Herte mit ihrer quellenkritischen Untersuchung über „Die Lutherbiographie des Johannes Cochläus" (1915) ein. Sie zeigt, wie der aus einem ursprünglichen Verehrer Luthers zu einem glühenden Verfechter der päpstlichen Sache sich wandelnde katholische Theologe und Dresdner Hofkaplan schon Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts als sein Hauptwerk eine Geschichte des Lebens Luthers in Angriff nahm, wie aber diese Commentarii de actis et scriptis M. Lutheri dann ins Stocken kamen und erst unmittelbar nach dem Tode des Reformators wieder kräftiger aufgenommen wurden, und 1549 in einem über 600 Seiten starken Bande erschienen, der 1565 und 1568 neu aufgelegt wurde und einige Dezennien später auch in einer deutschen Übertragung von J. Chr. Hueber hervortrat. Nach einer genauen Bibliographie beschäftigt sich die tüchtige Arbeit besonders mit der Quellenfrage und prüft das Verhältnis zu den von Cochläus als Grundlage seiner Darstellung angegebenen protestantischen und katholischen Schriftstellern wie nicht minder zu den nicht ausdrücklich namhaft gemachten Quellenschriften. — Populär geschrieben, aber auf gründlichster Sachkenntnis beruhend und mit ihrem warmen Unterton den vorgesetzten Zweck vortrefflich erfüllend ist die volkstümliche biographische Darstellung von H. von Schubert unter dem Titel „Luther und seine lieben Deutschen" (Stuttgart u. Berlin 1917).

Eine ebenfalls vom Reformationsjubiläum hervorgerufene Festschrift wie dieses Werk des Heidelberger Kirchenhistorikers stellt auch das im Auftrag des deutschen evangelischen Kirchenausschusses verfaßte Jubiläumsbuch des Rostocker Bibelforschers W. Walther: „Luthers deutsche Bibel" (Berlin 1917) dar, in dem der bekannte Verfasser der Geschichte

der mittelalterlichen Bibelübersetzungen für weitere Kreise der Gebildeten eine Art Einführung in das Bibelstudium dadurch bietet, daß er in sechs anschaulich geschriebenen Kapiteln die deutschsprachlichen Bibelübersetzungen des Mittelalters, Luthers Beweggründe und geistige Ausrüstung, seine Arbeit an der deutschen Bibel, die zeitgenössischen Rivalen, die Eigenart und den Wert der Lutherbibel und schließlich ihre Bedeutung für das deutsche Volk schildert. — Die hier im 4. Kapitel in volkstümlicher Darstellung erscheinende Bewertung der parallelen Bibelübertragungen hatte Walther zuvor schon in einer zunächst als Aufsatzfolge in der Neuen kirchlichen Zeitschrift (27. Bd. [1916], S. 662ff. 742ff. u. 771ff.) erschienenen, dann auch in Buchform hervorgetretenen Untersuchung über „Die ersten Konkurrenten der Bibelübersetzung Luthers" in wissenschaftlicher Form behandelt. Bisher war man zwar verschiedentlich den nach 1525 herausgegebenen Bibelübersetzungen mit gebührender Aufmerksamkeit nachgegangen, hatte aber die vor diesem Jahre erschienenen Übertragungen fast nicht beachtet. Indem Walther diese Lücke ausfüllt, unterzieht er die Werke von Johannes Böschenstein, Caspar Ammann, Othmar Nachtigall, Johann Lang, Nicolaus Krumpach sowie die anonymen Übersetzer des Markus- und Lukasevangeliums und des Galatherbriefs einer eingehenden Untersuchung, die in übersetzungstechnischer und stilistischer Hinsicht den Abstand von der Großtat Luthers erweist.

F. Spitta setzt in einer zunächst in der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" veröffentlichten, dann auch als Sonderdruck erschienenen Abhandlung über „Die Lieder Luthers" (Göttingen 1917) seine früheren Studien über dieses Thema fort. Nach dem Hinweis darauf, wie schon vor Luther in den Jahren 1520 bis 23 das evangelische Kirchenlied, in den verschiedensten Formen und von zahlreichen Dichtern (Spitta kann nicht weniger als sechzehn Persönlichkeiten namhaft machen) gepflegt, eine gewisse Entwicklung erreicht hatte, tritt er, mit Polemik gegen W. Köhler u. a., abermals für seine alte These von der früheren und aus persönlichen Stimmungen hervorgegangenen Abfassung der lutherischen Lieder ein, die dann erst 1524 zur Veröffentlichung gekommen seien, ohne daß man immer seiner spitzfindigen Auslegung der brieflichen Quellen mit genügender Überzeugung folgen könnte. — Unter dem Titel „Enchiridion geistlicher gesenge und psalmen" veröffentlicht H. Hofmann in einem Osterprogramm (Leipzig 1914) einen Faksimiledruck des ersten Leipziger Gesangbuches von W. Blume vom Jahre 1530, dessen hymnologische Einführung sich freilich in der Gesangbuchliteratur der frühreformatorischen Zeit zu wenig bewandert zeigt. — Mehr von theologischem als literarhistorischem Interesse ist die Breslauer Dissertation (1917) von M. Freyer, die „Luthers Bußpsalmen und Psalter" nach ihren jüdischen und lateinischen Quellen untersucht. Ausgehend von der Tatsache, daß die Ausgaben der Bußpsalmen von 1517 und 1525 und des Psalters von 1528 und 1531 je starke sprachliche und stilistische Fortschritte aufweisen, kann der Verfasser an der Hand der jetzt in der Weimarischen Ausgabe veröffentlichten Revisionsprotokolle nachweisen, daß die bisherige Ansicht einer alleinigen Abhängigkeit der Psalmenübersetzung Luthers von Nicolaus von Lyra nicht haltbar ist, sondern die Verbesserung auch mit auf Rechnung jüdischer Kommentatoren zu setzen sind.

Erfreulicherweise ist im Berichtszeitraum mehrfach die Sprache Luthers zum Gegenstande eindringender Untersuchung gemacht worden. Zu nennen ist hier besonders die grundlegende Umarbeitung, die C. Frankes 1888 erstmalig erschienene „Grundzüge der Schriftsprache Luthers" erfahren haben und die das schon damals verdienst-

volle Werk von dreihundert Seiten auf drei starke Bände erweiterte. Dem 1913 neu erschienenen ersten Band, der die Lautlehre behandelte, ist jetzt (Halle 1914) die Wortlehre gefolgt, während ein dritter noch ausstehender Band die Syntax bringen wird. Überall tritt die auf jahrzehntelanger Forschung beruhende genaue Kenntnis des Verfassers zutage, so daß man sich trotz mancher Vorbehalte im einzelnen mit Vertrauen der philologisch fest fundierten und klar geschriebenen Darstellung hingeben kann. Der Gesamteindruck der aufgezeigten sprachlichen Entwicklung ist wiederum der (was endlich in das Bewußtsein aller deutschsprachlichen Lehrer übergehen sollte), daß wir mit der alten Dreiteilung in Ahd., Mhd. und Nhd. nicht auskommen, sondern eine besondere frühneuhochdeutsche Mittelstufe von zirka 1350 bis zirka 1650 annehmen müssen, innerhalb deren Luther den Höhepunkt darstellt. Damit würde auch der immer noch spukenden Lehre von Luther als dem Begründer der nhd. Schriftsprache der Boden entzogen. — Dem Verhältnis der Wittenberger Lutherdrucke zu den handschriftlichen Originalen sind zwei konkurrierende Dissertationen gewidmet worden. F. Haubolds Jenaer Dissertation (1914) mit dem Titel „Untersuchung über das Verhältnis der Originaldrucke der Wittenberger Hauptdrucker lutherscher Schriften: Grunenberg, Lother, Döring-Cranach und Lufft zu Luthers Druckmanuskripten“ sucht dem Problem fleißig, aber etwas äußerlich an der Hand eingehender Listen über die Abweichungen der Rechtschreibung, Interpunktion, Lautlehre, Deklination, Wortbildung, Textveränderung und Druckfehler beizukommen. Tiefer greift die Hallesche Dissertation (1915) von E. Giese, die sich auf ihrem Titelblatt als „Untersuchungen über das Verhältnis von Luthers Sprache zur Wittenberger Druckersprache“ ankündigt und die die Originaldrucke Melchior Lothers (1520—25) und Michael Lothers, Hans Luffts und Nickel Schirlentz' in den Jahren 1527—31 eingehend in ihrem Verhältnis zu den in der Weimarischen Ausgabe bis 1533 vorgelegten Druckmanuskripten und den indirekten Quellen der Tischreden und Predigten besonders auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre, aber auch einiger Kapitel der Syntax prüft. Das trotz der verschiedenen Behandlungsweise übereinstimmende und eine Bereicherung unserer bisherigen Kenntnisse bringende Resultat beider Arbeiten ist der Nachweis, daß die Abweichungen zwischen Handschriften und Drucken infolge gegenseitiger Annäherung immer geringer werden, daß Luther besonders seit dem Jahre 1525 immer bewußter sich dem fortschrittlichen Sprachtypus der Drucktexte anschließt und daß somit die Wittenberger Drucker in der sprachgeschichtlichen Entwicklung eine immerhin bedeutsame Rolle spielen, indem sie auf Luther anregend und zur Konsequenz mahnend einwirkten.

Mehrfache Bereicherung kann auch die Hans Sachs-Literatur aufweisen. Das Programm von F. Hintner (Wels 1915), das sich „Bausteine zu einer Hans Sachs-Bibliographie I“ nennt, war mir bei den mangelnden Austauschverhältnissen der Gegenwart nicht zugänglich. — Recht wertvoll erweisen sich die „Kritischen Studien zu Hans Sachs“,

die P. Kaufmann als Breslauer Dissertation (1915) herausbrachte. In ihrem ersten wesentlichen Teil beschäftigen sie sich mit Hans Sachsens Verhältnis zum vierten und fünften Band der Nürnberger Folioausgabe. Diese beiden 1578 und 79 hervorgetretenen Bände faßte man bisher textkritisch anders auf als die drei früheren, noch bei Lebzeiten des Hans Sachs erschienenen Bände der Jahre 1558, 1560 und 1561, so daß sie Götzes Ausgabe denn auch von ihrem fünfzehnten Bande ab nur noch in den Anmerkungen verwertete. Kaufmann kann überzeugend dartun, daß auch diese beiden Schlußbände noch von Hans Sachs selbst für die Folioausgabe hergestellt wurden und ihre Veröffentlichung sich nur deshalb so herauszog, weil der dichterische Vorrat des Nürnberger Meisters ziemlich erschöpft war und die besonders in den Jahren 1562—66 fruchtbare Neudichtung einen gleichzeitigen Eintrag in die Spruchgedichtbände und in die Druckgrundlagen der Folioausgabe notwendig machte. Von fremder Herausgebertätigkeit kann jedenfalls bei diesem vierten und fünften Bande nicht die Rede sein, was für ihre kritische Bewertung natürlich sehr wesentlich ist. Der zweite Teil der Studien des Verfassers gibt „Beiträge zur Metrik des Hans Sachs", in denen er sich, zum Teil mit Polemik gegen Götze und Kleinstück, in dem bekannten Streite der beiden metrischen Prinzipien für die Gültigkeit des alternierenden Verses mit regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung ausspricht, indem er zugleich den Hans Sachsvers in die historische Versentwicklung einordnet.

Auch der zu früh der Wissenschaft entrissene Plenio kam in einem Aufsatz in Paul und Braunes Beiträgen (42, 415) innerhalb seiner altdeutschen Strophikstudien auf den Hans Sachs-Vers zu sprechen mit gleicher Entscheidung für die alternierende Skansion. Für diese Theorie, die neuerdings gegenüber dem Prinzip von der natürlichen Versbetonung sichtlich immer mehr Boden gewinnt, sprach sich auch L. Pfannmüller (†) in einem Aufsatz der Beiträge (43. Bd.) „Zur Auffassung des Hans Sachs-Verses" aus, freilich mehr mit aprioristischen Gründen als auf Grund empirischer Darlegung, was mit Recht W. Richter in seinen Erörterungen über „Die Grundlage des Hans Sachs-Verses" (ebd. 43. Bd.) bemängelt, der zugleich die Notwendigkeit „einer materialbeherrschenden kritischen Entwicklungsgeschichte des Hans Sachs-Verses" betont. — Nachdrücklich sei auch nochmals auf die überaus tüchtige Berliner Dissertation (1913) von S. Wernike über „Die Prosadialoge des Hans Sachs" hingewiesen, die die vier Dialoge von 1524 und diejenigen von 1546 und 1554 in einer grundlegenden Untersuchung nach ihrer inhaltlichen und formalen Seite hin und in ihren Zusammenhängen mit der politischen, religiösen und kulturellen Umwelt beleuchtet.

Mit einem anderen Vertreter meistersingerischer Volkskunst beschäftigt sich eine, auch selbständig in Buchform erschienene Münchener Dissertation (1914) von R. Pfeiffer, die den Titel führt „Der Augsburger Meistersinger und Homerübersetzer Johannes Spreng". Nach der Schilderung von Sprengs Leben (1524—1601) werden die deutschen Meisterlieder und lateinischen Gedichte besprochen und darauf seine Übersetzungen des Ovid, der jüdischen Geschichten des Josephus und des Vergil behandelt, während das Schlußkapitel eingehend die deutsche Iliasübersetzung in kurzen Reimpaaren vom Jahre 1610 würdigt, als deren Grundlage eine Baseler grăcolateinische Ausgabe von 1561 erwiesen werden kann.

Während die Lyrik dieser Epoche und die nachreformatorische satirische Dichtung von der Forschung dieser Jahre unberücksichtigt blieben, hat sich die Aufmerksamkeit wiederholt der dramatischen Produktion zugewendet. An der Spitze steht hier Max Herrmanns großes und vielfach anregendes Werk „Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance“ (Berlin 1914), das in seinem einleitenden prinzipiellen Teil zwar einen scharfen Strich zwischen Dramen- und Theatergeschichte ziehen möchte, gleichwohl aber auch auf die Geschichte der dramatischen Kunst neues Licht wirft. Mit seiner auf weiten Umwegen vorrückenden und jeden lockenden Seitenpfad gern benutzenden Darstellung berührt es zahlreiche kultur-, kunst- und geistesgeschichtliche Probleme, die aufklärend beleuchtet werden und das Buch zu einer bedeutsamen Erscheinung machen, auch wenn die positiven Resultate für die theatergeschichtliche Forschung nicht allzu ergiebig sind. In seinem ersten Teil beschäftigt es sich, besonders an der Hand der in den Drucken wie in den alten Handschriften vorliegenden Bühnenanweisungen eingehend mit dem Theater der Nürnberger Meistersinger. Indem der Verfasser vor unseren Augen eine Aufführung des „Hürnen Sewfried“ v. J. 1557 erstehen läßt, versucht er — freilich mit zu starkem Vertrauen auf diesen nicht genügend breiten Unterbau — eine Rekonstruktion der Meistersingerbühne in der Nürnberger Marthakirche mit dem Hauptergebnis, daß die Vorstellung im Altarraum und einem unmittelbar davorliegenden Teil des Schiffes vor sich gegangen sei, während das Publikum selbst im Schiffsraum Platz genommen habe. Nachdem dann weiterhin über die bei der Aufführung verwendeten Dekorationen, Requisiten und Kostüme eingehend und vielfach klärend gehandelt worden ist, beschäftigt sich ein besonders anregender und interessanter Abschnitt mit dem Problem der Schauspielkunst, besonders des Gebärdenspiels. Weitausholend untersucht H. Mimik und Gestik in der weltlichen wie geistlichen epischen Literatur des Mittelalters und kann eine reiche Entwicklung der epischen Ausdruckskunst erweisen, während für das geistliche Schauspiel des Mittelalters eine gewisse Starrheit des überlieferten Stils sich kundgibt und nur auf seiten des Fastnachtsspieles mit seinem realistischen Bühnenstil eine stärkere Bewegtheit erkennbar ist. Der zweite Teil der Herrmannschen Untersuchungen ist den Dramenillustrationen des 15. und 16. Jahrhunderts gewidmet und kommt so einer neuerdings stärker hervortretenden Neigung zur Ausnutzung der historischen Parallelentwicklung dichterischer und bildender Kunst entgegen. Auch diese bildkritischen Forschungen fallen freilich in der Hauptsache negativ aus, da der Mangel eines engeren Konnexes zwischen Text und Illustration bei den vorwiegend zur Untersuchung stehenden Terenzdrucken keine Rückschlüsse für die Art der Aufführung erlaubt und nur der Lyoner Terenz von 1493 für die theatralische Praxis aufhellend ausgebeutet werden kann. — Obwohl der vorliegende Forschungsbericht im allgemeinen sich nicht mehr auf das Jahr 1920 erstrecken kann, sei hier gleich auf eine kritische Ergänzung zu dem Werk Herrmanns aus neuester Zeit hingewiesen. Es ist A. Kösters

kleine, aber in ihrer scharfsinnigen Darlegung ungemein ergebnisreiche Schrift: „Die Meistersingerbühne des 16. Jahrhunderts. Ein Versuch des Wiederaufbaus“ (Halle 1920). Sie weist einleitend darauf hin, daß die Herrmannsche Rekonstruktion, selbst wenn sie richtig wäre, keineswegs typische Geltung beanspruchen könnte, da aus dem aktenmäßigen Material eine Verschiedenheit der Aufführungslokalität wie der darstellenden meistersingerischen Truppen zu belegen ist und gerade die Spezialtruppe des Hans Sachs gewöhnlich im Remter des Predigerklosters und nicht in der Marthakirche spielte. Der Hauptteil der Schrift aber kann unter vorsichtigster Verwertung und Ausdeutung aller in den alten Texten liegenden Anweisungen überzeugend dartun, daß die von Herrmann angenommenen Platzverhältnisse gerade umzukehren sind und die Vorstellung im Schiff vor sich ging, während die Zuschauer vom Chorraum aus zusahen. Vor den Augen des Lesers ersteht langsam von neuem in diesen Ausführungen die Meistersingerbühne mit Nebenraum, Aus- und Eingängen, Treppen, Requisiten, Vorhang usw., bis zum Schluß gewissermaßen zur Probe die Inszenierung zweier Hans Sachsischer Dramen auf dieser neuerschlossenen Bühne vorgeführt wird.

Gehen wir zum Drama selbst über, so sei zunächst auf die tüchtige Hallesche Dissertation (1914) von K. Mechel hingewiesen, die sich mit der „Historie von vier Kaufmännern und deren dramatischen Bearbeitungen in der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts“ befaßt. Die auch bei Boccaccio sich findende, aber nach Deutschland aus französischer Quelle gekommene Erzählung von der Wette um die Ehrbarkeit einer Frau wird in den deutschen und ausländischen Drucken sowie in den dramatischen Bearbeitungen von Hans Sachs (1548), Zacharias Liebholdt (1596), Michael Kongehl (1663), Jacob Ayrer und Shakespeare eingehend untersucht.

Während Forschungen, die sich mit dem Stil und der Eigenart ganzer dramatischer Gruppen und Richtungen befassen, im Berichtszeitraum gänzlich fehlen, ist eine Reihe von Sonderuntersuchungen über einzelne Dramatiker dieser Epoche zu nennen. Eine Münchener Dissertation (1914) von W. Brandl (= Forschungen z. n. dtsch. Litg., 48. Bd.) beschäftigt sich mit der dramatischen Tätigkeit des Augsburger Meistersingers Sebastian Wild. In seinem besonders eingehend behandelten Weihnachtsspiel, das auch dem legendarischen Element sich nicht verschließt, und in seinen übrigen geistlichen Dramen sowie in den nach Volksbüchern gearbeiteten Stücken zeigt er sich im allgemeinen als eine geringe dramatische Begabung, wenn auch B. in den Fällen, wo Wild mit Hans Sachs konkurriert, dem Augsburger den Preis vor dem Nürnberger Meistersinger zuerkennen möchte. — Dem Leben und Schaffen von Valentin Boltz, der als geborener Elsässer nach württembergischen Pfarrjahren von 1542 bis zu seinem 1560 erfolgten Tode in der Schweiz lebte und einen Höhepunkt der Baseler Dramatik darstellt, ist eine Baseler Dissertation (1916) von F. Mohr gewidmet, die den Gang seines äußeren Lebens, sowie die Stoffe, den Zeitgehalt, den Stil und die dramatische Form seiner Volksschauspiele ansprechend behandelt. — „Untersuchungen zu den Dramen Wolfhart Spangenbergs“ betitelt J. Schwaller seine von guter Schulung und Belesenheit zeugende Straßburger Dissertation (1914). Nach dem ersten biographischen Kapitel mit seinen Aufklärungen über Spangenbergs Leben (1597—1611 in Straßburg als Korrektor, † 1636 als Pfarrer in Buchenbach) beschäftigt sich das zweite Kapitel mit seinen elf Übersetzungen lateinischer Dramen, die als Textbücher für die Aufführungen der Straßburger Schulbühne gedacht waren, und deren Abweichungen vom Original, wie als Hauptergebnis gebucht werden kann,

schon in dem vermittelnden Bühnenexemplar zu finden sind. Das Schlußkapitel ist den sechs für Meistersingeraufführungen bestimmten Originaldramen Spangenbergs gewidmet, die mit ihrer guten Komik und plastischen Charakterzeichnung den scharfen Beobachter volkstümlichen Lebens verraten. — Nachdem seinerzeit (1909) Franz Wegner mit seiner Arbeit über den „Trewen Eckhart" die Spezialforschung über Bartholomäus Ringwaldt eingeleitet hatte, behandelt E. Krafft das dramatische Hauptwerk des Langenfelder Pfarrers, das „speculum mundi" nach der sprachlichen, textkritischen, literarhistorischen und stilistischen Seite in einer auch in den Breslauer germanistischen Abhandlungen (H. 47) selbständig erschienenen Breslauer Dissertation (1915). Nach einem einleitenden Forschungsbericht über das Fortleben des Dichters vom 17.—19. Jahrhundert analysiert der Verfasser zunächst die Sprache des Werkes, die sich im wesentlichen als übereinstimmend mit der Luthersprache erweist, nur einen schärferen dialektischen Einschlag des Schlesischen verrät. Nach einer genauen Charakteristik der drei Ausgaben des sp. m. (zwei von 1590 und eine von 1645) zeigt die daran sich anschließende literarhistorische Betrachtung, daß in diesem protestantischen Tendenzdrama das vorgeführte Pastorenschicksal nicht Spiegel persönlicher Erlebnisse ist, wohl aber offenkundig zeitgeschichtliche Verhältnisse verwertet sind. Besonders interessant sind dann die weiteren Untersuchungen, die das Drama mit der mittelalterlichen Tradition verankern, es mit der Dramatik des 16. Jahrhunderts in lehrreiche Beziehungen stellen und seinen nach Kontrastwirkung und Volkstümlichkeit strebenden Stil näher ins Auge fassen. — Recht lehrreich ist auch die Rostocker Dissertation (1914) von C. Niessen über „Schul- und Bürgeraufführungen in Köln bis zum Jahre 1700". Nachdem etwas summarisch die weltlichen und geistlichen Anfänge dramatischen Lebens in Köln gestreift worden sind, werden die humanistisch-dramatischen Vorführungen an den Kölner Bursen (Schottenius, Broelmann u. a.) nach Inhalt der Stücke und Aufführungsart und dann im zweiten Teil entsprechend die Bürgerstücke nach Stoff, Form und Inszenierung behandelt. — Eine Auslese aus den Werken des Wiener Schottenschulmeisters Wolfgang Schmeltzl, die Ella Triebnigg (Wien 1916) mit Anmerkungen herausgegeben haben soll, war mir nicht zugänglich. — Neben diesen individualistisch und lokalgeschichtlich gerichteten Arbeiten sucht die Straßburger Dissertation (1917) von M. Spenle den Rahmen mit größerer provinzieller Betrachtung weiter zu spannen, indem sie „Die Lebensdarstellung im elsässischen Volksschauspiel des 16. und 17. Jahrhunderts" aus der Analyse von 28 Dramen in dem Zeitraum von 1531—1616 zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen sucht. Freilich bietet sie mehr als der Titel besagt, da sie vor der im zweiten Teil behandelten Darstellung des physischen und psychischen Lebens in den Dramen von Wickram, Frey, Boltz, Montanus, Rasser u. a. auch eingehend die aus volkstümlichen und gelehrten Elementen bestehende äußere und innere Technik jener Stücke vorführt.

Wenn an sich die Forschungen über das literarische Leben des 16. Jahrhunderts im Vergleich mit dem für das 18. und 19. Jahrhundert geltenden Hochbetrieb auffallend zurücktreten, so wird von dieser stiefmütterlichen Behandlung leider noch immer die humanistisch-neulateinische Welt besonders empfindlich getroffen. Seitdem um 1890 sich ein verheißungsvoller Aufschwung in diesen Studiengebieten bemerkbar zu machen schien, sind zwar mannigfache wertvolle Beiträge auch auf diesem beschränkten Gebiete aufzuweisen, die aber meistens auf Rechnung von textkritischen Neudrucken und biographischen Einzelforschungen kommen. Größere wirklich literarhistorische und geistesgeschichtliche Einstellungen, die die Fäden durch ganze Dezennien hindurch und auch nach der ausländischen Literatur hin ziehen, sind fast nirgends anzutreffen. Und doch soll auch hier energisch betont werden, daß diese neulateinische Welt, gleichviel ob sie humanistischer oder jesuitischer Herkunft ist, bei ihrer gewaltigen stofflichen und formalen Bedeutung für die gesamte Geistes- und Bildungsgeschichte dieser Jahrhunderte auch von dem deut-

schen Literarhistoriker ungleich mehr als bisher beachtet werden muß und das lateinische Gewand keine Entschuldigung für die meistens geübte Ignorierung sein kann. Es ist dringend zu wünschen, daß dem neueren Aufschwung der mittellateinischen Studien, wie er auch in Paul Lehmanns Münchener Akademiebericht „Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters“ (1918) zutage tritt, eine entsprechende Belebung und Vergeistigung der neulateinischen Forschung auf den Fuß folgt. Leider fehlt es ja freilich an einem besonderen Organ für Untersuchungen dieser Art, aber das erfreulich aufblühende „Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance“, die Z. f. d. A., die Z. f. d. Ph., das Archiv für Kirchengeschichte, die Historische Zeitschrift und andere periodische Erscheinungen sind erfahrungsgemäß immer bereit, auch solchen „undeutschen“ Untersuchungen ihre Pforten zu öffnen. Freilich scheint die Zeitstimmung solcher Vertiefung in die lateinische Welt der Frühneuzeit nicht eben günstig zu sein; geht doch eher ein unverkennbarer Zug unserer Tage zur „gotischen“ Welt des Spätmittelalters, wie sich in der Kunstgeschichte, in der Kirchengeschichte und in anderen Disziplinen deutlich zeigt. In den germanistischen Reihen machte sich, noch unter dem Eindruck des stark belebten Nationalbewußtseins der ersten Kriegsjahre, R. Benz zum unerschrockenen und begeisterten Verfechter solcher Anschauungen, indem er in seinen Blättern „Für deutsche Art und Kunst“ (1915 ff.) die Renaissance als „das Verhängnis der deutschen Kultur“ bezeichnete und eine Rettung aus den geistigen Nöten unserer Zeit nur in der unmittelbaren Anknüpfung an die spätmittelalterliche Geistes- und Kunstwelt zu finden meinte, während gleichzeitig Worringer u. a. die gotische Kunst zu neuen Ehren brachten. So sympathisch manches an dem stürmerisch-drängerischen Hinstreben von Benz zu echt deutscher Art berührt, so wenig kann man sich der Einseitigkeit und Überspanntheit seiner Auffassung verschließen, die auch die romanisierte höfische Kunst des Hochmittelalters nicht gelten lassen will und nur die frühmittelhochdeutsche Zeit (z. B. Eilharts, nicht Gottfrieds Tristan) und die spätmittelalterliche Epoche (Volksbücher!) anerkennt. — Als bedeutsamer und doch maßvoller Wortführer für die gegnerische, humanistische Seite trat vor allem K. Burdach auf den Plan, der nach seinen grundlegenden Forschungen über den böhmischen Frühhumanismus und jene für Jahrhunderte entscheidungsvolle Wegbiegung der deutschen Bildungsgeschichte wie kein anderer berufen war, dem gotischen Ungestüm die Zügel anzulegen und die positiven Werte des Renaissanceeinschlages zu würdigen. In seinem schönen Aufsatz „Deutsche Renaissance“ (in den „Deutschen Abenden“ des Berliner Zentralinstituts für Erziehungsgeschichte, Berlin 1916) machte er vor allen Dingen geltend, daß auch das von Benz in so verklärtem Lichte geschaute Mittelalter keineswegs eine volkhafte, einheitliche und naiv-künstlerische Kultur aufzuweisen habe, sondern sich ebenfalls schon überall von der Kluft zwischen höherer und niederer, fremder und einheimischer Bildung erfüllt zeige. Nachdrücklich wies er die alte Legende von dem gemeineuropäischen und

vorwiegend aus der Wiederbelebung der Antike geflossenen Ursprung der Renaissance zurück, die vielmehr zunächst eine vaterländische Sonderangelegenheit der Italiener gewesen sei und anfangs nicht in internationalen, sondern direkt nationalistischen Bahnen sich bewegt habe. Nach alledem erscheint die Renaissance, wie neuerdings auch von Singer u. a. angenommen wird, nicht als ein äußerliches Hinstreben zu antiker Geistesbildung, sondern vielmehr als grandioser Versuch einer Amalgamierung antiken und mittelalterlichen Geistes. — Lehrreich ist in dieser Hinsicht auch die tiefschürfende Aufsatzfolge von Burdach, die er unter dem Titel „Über den Ursprung des Humanismus" in der „Deutschen Rundschau" (158. Bd.) erscheinen ließ und die unter Zurückdrängung des bisher einseitig hervorgehobenen antikisierenden Zuges den Zusammenhang der Renaissance mit der religiösen Reformbewegung und der Sehnsucht nach neuen idealistischen Grundlagen herausarbeitet. Schließlich sei allen denen, die sich für diese Probleme interessieren, die Schrift Burdachs „Reformation, Renaissance, Humanismus" (Berlin 1918) empfohlen, die unter neuem Titel zwei ältere Vorträge dieses Forschers von neuem zum Abdruck bringt, nämlich die 1910 vor der Berliner Akademie der Wissenschaften dargebotene wort- und geistesgeschichtliche Studie über „Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation" mit ihrer Darlegung des engen Zusammenhangs beider Begriffe miteinander und die 1913 vor der Marburger Philologenversammlung entwickelten Gedanken „Über den Ursprung des Humanismus", die mit weltgeschichtlicher Einstellung die Keime jener religiös-kulturellen Reformbewegung vom italienischen Trecento bis in altgriechische und frühchristliche Zeiten zurückverfolgen.

Daß im zweiten Band der gesammelten Schriften W. Diltheys die epochemachende Untersuchung des Berliner Philosophen über „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation" jetzt bequem zugänglich ist, sei kurz erwähnt. — Willkommen war ein kritischer Neudruck der seinerzeit von Wunderlich in den M. Bernays gewidmeten „Studien zur Literaturgeschichte" untersuchten ersten Terenzübersetzung des vorübergehend auch als Ulmer Bürgermeister nachweisbaren Hans Neidhart (1486), die H. Fischer in den Publikationen des Stuttgarter literarischen Vereins erscheinen ließ (Tübingen 1914) und die neben dem Text ein ausführliches Glossar der gutschwäbischen Sprache dieser Eunuchusübersetzung bringt. — Als nicht besonders tief eindringend und vielfach nur Bekanntes zusammenstellend erweist sich die pädagogische Dissertation (Leipzig 1915) von P. Dittrich mit dem Titel „Plautus und Terenz in Pädagogik und Schulwesen der deutschen Humanisten", die die Aufführung der antiken Lustspiele mit der Gesamttendenz und Organisation des Unterrichtswesens jener Epoche in Zusammenhang bringen will, aber mit ihren im einzelnen recht brauchbaren Hinweisen und urkundlichen Nachrichten dieses Ziel nur teilweise erreicht.

Von den sog. Frühhumanisten an dem Ende des 15. Jahrhunderts hat nur Heinrich Steinhövel Anlaß zu einer besonderen Untersuchung gegeben, indem W. Borwitz in seiner 1914 erschienenen Hallischen Dissertation (vollständig als 13. Bd. der Hermaea) „Die Übersetzungskunst H. St., dargestellt auf Grund seiner Übersetzung des Speculum vitae humanae von Rodericus Zamorensis" stilistisch analysierte. Die tüchtige Arbeit, die über die alte Heidelberger Doktorschrift von K. Karg

1884) über die Sprache Steinhövels mit ihrer nur laut- und flexionsgrammatischen Einstellung wesentlich hinauskommt, stellt sich so würdig der zwei Jahre zuvor veröffentlichten Berliner Dissertation von B. Strauss über den Übersetzer Nicolaus von Wyle würdig zur Seite. Als Vorlage der im Originalmanuskript erhaltenen und 1475 erschienenen Übertragung wird ein vier Jahre zuvor hervorgetretener Druck der lateinischen Schrift des spanischen Geistlichen erwiesen. Die stilanalytische Betrachtung gipfelt in dem Nachweis eines einfachen, sinnlichanschaulichen, dem Arztberuf Steinhövels entsprechenden Ausdrucks, der mit seiner Bevorzugung volkstümlicher Stilmittel und dem sichtlichen Streben, sich von Latinismen frei zu halten, gute Ansätze zu einem rein deutschen Sprachstil aufweist.

Aus der Periode des engen Zusammenstehens von Humanismus und Reformation ist, abgesehen von dem schönen Neudruck der Huttenbiographie von D. F. Strauß, den O. Clemen für den Inselverlag herausgab, nur die recht wenig ertragreiche Greifswalder Dissertation von L. Kuchanny (1915) über „Die Synonyma in Ulrich von Huttens Vadiscus" zu nennen. In ihrem Streben, darzulegen, in welchem Verhältnis Huttens deutscher Vadiscus und die spätere Straßburger Übersetzung der Satire von U. Varnbüler zum lateinischen Original hinsichtlich der Synonyma steht, kommt sie zu dem nicht eben weltbewegenden Resultat, daß beide Übersetzungen den Schmuck der Synonymik des lateinischen Textes beizubehalten, ja zu vermehren suchen, wobei aber natürlich die eigene Verdeutschung des fränkischen Ritters von der trockenen Ungewandtheit des zweiten Übersetzers sich vorteilhaft abhebt. — Die Studie von A. Knellwolf über den „Weltlichen Reformator U. von Hutten" war mir nicht zugänglich.

Eine bibliographisch wichtige Entdeckung machte dagegen A. Bömer, indem er „einen unbekannten Frühdruck der Epistolae obscurorum virorum" fand, über den er im 32. Bd. des Zentralblattes f. Bibliotheksw. berichtet (1916). Nachdem derselbe Verfasser schon drei Jahre zuvor in der Festschrift für P. Schwenke aufhellend über fünf Frühdrucke der berühmten Humanistensatire gehandelt hatte, weist er hier aus den Beständen der Berliner Staatsbibliothek einen Druck des ersten Teils mit Anhang nach, der sich als Nachdruck der Editio III ergibt, dessen typographische Herkunft aber trotz einer gewissen Verwandtschaft mit den Druckwerken der Straßburger Offizin Grüningers unbestimmt bleiben muß.

Die zweifellos tiefgehendste Forschung zur Geschichte des deutschen Humanismus innerhalb des Berichtszeitraums stellt das schöne Buch von P. Mestwerdt über „Die Anfänge des Erasmus" (Leipzig 1917) dar. Der Verfasser, der als vielversprechendes und eigendenkerisches Talent (vgl. die beigegebene warmempfundene Lebensskizze von C. H. Becker) leider auch zu den Opfern des Weltkrieges gehört, hat sich in seiner zunächst theologisch gerichteten, aber allgemein geistesgeschichtlich fundierten Untersuchung die Aufgabe gestellt, die Frömmigkeit und Theologie des Erasmus, wie sie sich auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung darstellt, aus seinem geistigen und religiösen Werdegang zu erklären. Die tiefschürfende, aus lebendiger Erfassung des gesamten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geisteslebens erwachsene Untersuchung legt so zunächst eingehend die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen

des erasmischen Frömmigkeitsideals dar, wie sie sich namentlich im italienischen und niederländischen Humanismus finden, um daran anschließend die seelisch-geistige Welt des jüngeren Erasmus bis zum Jahre 1499 zu schildern. Bei der im ganzen zu einseitig philologisch und zu wenig geistesgeschichtlich gerichteten Forschungsart vieler Arbeiten zum deutschen und ausländischen Humanismus wäre zu wünschen, daß dem früh dahingegangenen Neubahner bald tüchtige Nachfolger seiner Methode und Betrachtungsweise erstünden.

Sonst ist die Erasmusliteratur nur durch die schmucke Ausgabe der deutschen Übersetzung des „Lobes der Torheit" vertreten, die der Münchener Verlag von G. Müller in seiner bibliophilen Sammlung „Bücher der Abtei Thelem" 1918 veranstaltete.

Bei der Veröffentlichung von „Zwanzig Briefen des Herforder Fraterherrn J. Montanus an W. Pirkheimer", die K. Löffler im 72. Bande der Zeitschr. f. vat. Gesch. u. Altertumsk. (1915) aus den Beständen der Nürnberger Stadtbibliothek gibt, ist zu bedauern, daß diesen aus den Jahren 1524—30 stammenden und im wesentlichen über Pirkheimers gesundheitliches Befinden und seine literarischen Bestrebungen handelnden Briefen nicht die verschollenen Antwortschreiben des Nürnberger Humanisten beigegeben werden konnten. — Fleißig-sorgsame, freilich etwas kleingeistige Forschung bietet E. König in seinen „Peutingerstudien" dar, die er 1914 im 9. Bd. der Studien und Darstellungen aus dem Gebiet der Geschichte erscheinen ließ. Der Verfasser, der besonders auch dem handschriftlichen Nachlaß seine Aufmerksamkeit zuwendet, entwirft ein nicht eben neues, aber in Einzelheiten vielfach vertieftes Bild von dem Humanisten, Büchersammler und Politiker Peutinger sowie seiner Stellung zur handelspolitischen und kirchlichen Umwelt. — Ein etwas breit geratenes, aber verdienstvolles Bild von dem Luxemburger Humanisten N. Mameranus, der sich besonders durch seine historisch-statistischen Handbücher um die Mitte des 16. Jahrhunderts einen Namen machte und, ohne direkten Beamtencharakter zu haben, wahrscheinlich der kaiserlichen Kanzlei zugeteilt war, entwirft unter gleichzeitiger Berücksichtigung der geistigen Umwelt die Dissertation von N. Didier (Freiburg i. d. Schw. 1915), die freilich mit ihrem Auseinanderfall in einen biographischen und einen literarischen Teil von neuem zeigt, wie wenig organisch das Gesamtbild bei dieser besonders früher vielfach üblichen Zweiteilung der Anlage wird. — Zum Leben des ersten deutschen Homerübersetzers Simon Scheidenreißer, von dessen Odysseeübertragung F. Weidling 1911 einen sorgfältigen Neudruck vorlegte und dessen Mittlerrolle zwischen Homer und Hans Sachs ein Jahr später M. Betz in einer Münchener Dissertation behandelte, weiß ein kurzer Aufsatz von R. Pfeiffer (Z. f. d. Ph., 46. Bd.) wichtige Ergänzungen zu bringen. Er zeigt, daß Sch. zwar kein geb. Münchener war, wohl aber nach einigen anscheinend in Tirol verbrachten Jahren dort besonders durch seine Beziehungen zu dem Münchener Ratsherrn Schrenk eine zweite Heimat fand. Über seine pädagogische Lehrstellung zu Simon Lemnius, Wolfgang Hunger u. a. hatte schon früher Merkers Lemniusbiographie (S. 11 ff.) neues Material dargelegt.

Erfreulicherweise regt sich jetzt auch das Interesse für die beiden führenden neulateinischen Dramatiker Deutschlands, Frischlin und Naogeorg. Auf Grund der Ausgabe von 1589 gab W. Janell als 19. Band der lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts (Berlin 1914) einen sorgfältigen und von einer genauen Bibliographie begleiteten Neudruck des Julius Redivivus, dessen Wert sich durch die gehaltreichen Einleitungen erhöht. Der Herausgeber und W. Hauff behandeln in zwei einführenden Abschnitten Frischlins Lebensgang und seine philologische Stellung, wobei sie mehrfach über die ungemein verdienstvolle, aber doch mehr den äußeren Lebensschicksalen des württembergischen Humanisten nachgehende Biographie von D. F. Strauß hinauskommen.

Auf breitester Grundlage der neulateinischen Dramatik Deutschlands untersucht dann G. Roethe die dramatische Bedeutung Frischlins, wobei als Quellenanregung für den Julius Redivivus die Schrift des Äneas Sylvius über Germanien vom Jahre 1589 nachgewiesen wird.

Das Straßburger Lokalkolorit dieses Frischlinschen Dramas arbeitet B. A. Müller in einem Aufsatz im 135. Bd. des Archivs f. d. Studium d. neueren Spr. (1917) heraus.

Nachdem schon 1913 A. Hübner im 54. Bd. der Z. f. d. A. recht fördernde Studien zum „Pammachius" und „Mercator" des Naogeorg gegeben hatte, untersuchte P. H. Diehl in seiner Münchener Dissertation (1915) „Die Dramen des Th. Naogeorgus in ihrem Verhältnis zur Bibel und zu Luther", wobei er besonders den Unterschied zwischen der früheren und späteren Schaffensperiode des Dichters betont. Die ersten drei ganz unter dem Einfluß der neuen Lehren Luthers stehenden Dramen (Pammachius, Mercator, Incendia) stellen sich als aktuelle Kampf- und Tendenzdichtungen dar und zeigen dementsprechend drastische Kraft, genialen Schwung und Neigung zu übertriebener Charakteristik. Die folgende biblische Gruppe (Hieremias, Hamanus, Judas) streitet weniger tendenziös und ohne Polemik für die reine evangelische Lehre, weist engeren Anschluß an die Bibel, doch mit mehrfach selbständiger Weiterbildung der Motive auf, bekommt aber aus der objektiven Haltung des Dichters seinem Stoff gegenüber im allgemeinen bessere Grundlagen zu künstlerischer Gestaltung.

Nur genannt seien die flüchtige Übersicht von R. F. Kaindl über die deutschen Humanisten in Polen (Internationale Monatsschrift 8. Bd., 1538 ff.) und der Aufsatz von F. Boehm über „Volkskundliches aus der Humanistenliteratur des 15. und 16. Jahrh." im 25. Bd. der Z. f. Volksk. — Nicht zugänglich waren mir die Lucianstudien des Italieners N. Caccia, die unter dem Titel „Note su la fortuna di Luciano nel rinascimento" 1914 in Mailand erschienen sein sollen und indirekter Kunde zufolge besonders auch den Nachahmungen von Erasmus und Hutten nachgehen.

Der neulateinische Bogen spannt sich, gestützt von Gelehrtendichtung in den protestantischen Ländern und Jesuitenpropaganda in den katholischen Gegenden auch ins 17., ja ins 18. Jahrhundert hinüber, obwohl gerade dieser Späthumanismus von der wissenschaftlichen Beachtung fast ausgeschlossen ist. Mehr aus äußeren sprachlichen als inneren Gründen — denn Geist und Stil sind dort bereits ganz anders — sei hier gleich die einzige Arbeit angeführt, die sich mit einem lateinischen Poeten der Barockzeit beschäftigt, nämlich die vortreffliche Untersuchung von A. Henrich über „Die lyrischen Dichtungen Jakob Baldes", die 1912 der Straßburger philosophischen Fakultät als Habilitationsschrift vorgelegen hatte (der Verfasser ist unterdessen wieder aus dem akademischen Lehrberuf ausgeschieden) und 1915 in den „Quellen und Forschungen" (122. Bd.) erschienen ist. Unter Verzichtleistung auf die biographische Seite, die in den Büchern von Westermayer und Bach im wesentlichen geklärt vorlag, sucht sie die lyrische Dichtung des bayrischen Hofpredigers als Ganzes und nach ihrer künstlerischen Seite hin zu erfassen, indem sie — ohne der Frage nach dem Zusammenhang mit der Antike nachzugehen — die charakteristischen Eigenzüge des Dichters an der

Hand einer eingehenden inhaltlichen und formalen Analyse mit Kenntnis und feinem Geschmack herauszuarbeiten weiß.

Über Fischart, der den Abschluß dieser volkstümlich-demokratischen Periode bildet, wenn auch manches bei ihm bereits in die neue Welt des Barock weist, ist die Forschung nach langer Vernachlässigung in letzter Zeit ebenfalls erfreulicherweise lebendiger geworden, nachdem jahrzehntelang fast nur A. Hauffen in unermüdlicher Kleinarbeit den Spaten angesetzt hatte. [Auf den soeben erschienenen 1. Band seiner Fischartbiographie sei wenigstens kurz hingewiesen.] Einen originellen Weg, der mit seinen großen Bogen scheinbar müßig ist und doch schließlich zu einem netten, wenn auch kleinen Resultat führt, schlägt W. Quentin in seinen „Studien zur Orthographie Fischarts" (Marburger Diss. 1915) ein. Ausgehend von der orthographischen Zwiespältigkeit in den beiden Teilen des „Glückhaften Schiffes", die schon 1901 Baesecke in seiner kritischen Ausgabe aufgedeckt hatte, weist Quentin nach, daß nur der zweite Teil mit der Schreibart der Handschriften Fischarts übereinstimmt. Indem er dann diese orthographische Untersuchung auf 16 weitere Schriften Fischarts ausdehnt, die in derselben Jobinschen Druckerei erschienen, kommt er zu dem Ergebnis, daß nur die Drucke der Jahre 1576—1578 die persönliche Orthographie des Dichters zeigen, wogegen sie bei vorher und nachher herausgekommenen Werken fehlt. Gegen den Schluß, daß Fischart also in diesen Jahren als Korrektor oder sonstwie in der Druckerei seines Schwagers tätig war, während er bei den übrigen Schriften nur die Manuskripte einsandte, wird sich nichts einwenden lassen. — Die Greifswalder Dissertation von E. Rührmund (1916) würdigt „Johann Fischart als Protestanten", indem sie in drei Kapiteln den antikatholischen Standpunkt, die protestantischen Anschauungen und Fischarts Stellung innerhalb des Protestantismus in fleißig zusammengetragenen, freilich nicht überall verarbeiteten Belegstellen darzustellen sucht. — Recht interessante geistesgeschichtliche Längsschnitte können auch Untersuchungen über das Nachleben einzelner vielgelesener Dichter geben. Einen Beitrag zu dieser Art der Behandlung, wie sie früher z. B. Eichler in seiner Schrift über die Hans Sachsische Tradition anstellte, gibt H. A. Bob in seiner 1916 erschienenen Straßburger Dissertation mit dem Titel „Johann Fischarts Nachleben in der deutschen Literatur", wo in fünf Kapiteln das Echo des Fischartschen Schaffens in Poesie und Wissenschaft von den Mitlebenden bis zur Gegenwart aufgezeigt wird. — Einen tüchtigen, auf Heranziehung der gesamten Schriften Fischarts beruhenden grammatischen Beitrag lieferte schließlich A. Geyer mit seiner als Hallische Dissertation erschienenen Untersuchung über die starke Konjugation im Sprachgebrauch dieses Dichters (1912).

§ 5. Das Zeitalter des Barock

Auch Zeitalter und Stilrichtungen erleben in der ästhetischen wie wissenschaftlichen Beurteilung ein Steigen und Sinken ihrer Wertschätzung

je nach der Geistesart und seelischen Struktur der bewertenden Generation. Die beiden klassischen Epochen um 1200 und 1800, die lange kanonartig fast alles Interesse absorbierten, sind bei aller Anerkennung ihres einzigartigen künstlerischen und bildungsgeschichtlichen Wertes aus ihrer alleinherrschenden Vorrechtstellung zurückgetreten. Wie vorher der gotischen Welt des ausgehenden Mittelalters beginnt man auch der Barockkultur mit gerechteren Maßstäben entgegenzutreten. In literargeschichtlicher Hinsicht macht sich dabei verschiedentlich auch die Neigung zu veränderter Bezeichnung bemerkbar. Wir haben früher die gegen Ende des 16. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Verschiebung der gesamten kulturellen Verhältnisse liegende Reformbewegung und die aus ihr entspringende Gelehrtendichtung nach dem Beispiel der bildenden Kunst „Renaissanceliteratur" genannt und dann gewöhnlich erst die literarischen Erscheinungen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Barockliteratur bezeichnet. Ganz abgesehen davon aber, daß diese Renaissance aus zweiter und dritter Hand als Nachzügler der echten großen Renaissancebewegung im 14. und 15. Jahrhundert, die sich bei uns fast nur in pädagogisch-humanistischer Form auslebte, eine Verwirrung der Begriffe nahelegte, hat man neuerdings auf den Gebieten der bildenden Kunst wie des literarischen Lebens mehrfach betont, wie stark doch von Anfang an die barockalen Elemente waren, die dieser ganzen früher als deutsche Renaissance bezeichneten Kulturstufe innewohnen, und so scheint es ratsam, diese ganze Epoche nach Schluß der volkstümlichen Reformationsliteratur bis zum Beginn der Aufklärungsreaktion im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts als Barockliteratur zu bezeichnen. Von solchen Anschauungen geht auch der bedeutsame und mit Recht vielbeachtete Aufsatz von F. Strich über den „Lyrischen Stil im 17. Jahrhundert" aus, der in den F. Muncker zum 60. Geburtstag dargebrachten Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte (S. 21—53) zum Abdruck kam (1916). Manches in diesen Ausführungen halte ich für schief, wie z. B. die Anknüpfung an die altgermanische Literatur u. a. Im ganzen betrachtet aber hat dieser Aufsatz seine hohen Verdienste. Niemals bisher ist der großlinige, bewegungsfrohe, superlativische, beziehungsreiche, antithetische Stil und das Momentane, Ringende, Mystische, Lastende dieser Geistesrichtung so deutlich zum Ausdruck gebracht worden. Vieles wird sich anders fassen und tiefer herausarbeiten lassen. Aber die Anregungen werden und müssen bleiben. Mit der alten, achselzuckenden Bewertung der Gelehrten- und Kavaliersdichtung dieses Jahrhunderts, deren Mißkredit letzten Endes noch aus den Tagen der Aufklärung stammte, muß aufgeräumt werden. Von neuem aber wird mit Arbeiten dieser Art deutlich zum Bewußtsein gebracht, daß wir mit der reinen Philologie bei der literarhistorischen Bewertung nicht auskommen, sondern notwendigerweise dazu eine historische und vor allem kulturphilosophische Einstellung brauchen, die ein genügend weites Blickfeld auch zur Bewertung der Einzelerscheinung an die Hand gibt.

Von allgemeineren Arbeiten, die diesen Zeitraum betreffen, ist noch F. Schramms tüchtige wortgeschichtliche Studie über die „Schlagworte der Alamodezeit" zu nennen, die 1914 als Freiburger Dissertation und gleichzeitig als Beiheft zum 15. Bd. der Z. f. d. Wortforschung erschien. Sie untersucht das historische Auftreten, die Verbreitung und die Ableitungen der Worte Mode, Kavalier, Monsieur, Galan, Dame, Mätresse, Compliment, Baselman, favor, Reputation. — Bei dem recht unbedeutenden Programm von K. Wagner (Stendal 1914) mit dem Titel „Das deutsche Mittelalter in den Vorstellungen der gebildeten Kreise von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn der altd.-romant. Bewegung" kann man bei dem zumeist ganz anders gerichteten Inhalt nur einen unbegreiflichen Auseinanderfall von Problemstellung und Ausführung feststellen.

Fördernd ist dagegen das aus Anlaß der dreihundertjährigen Wiederkehr des Begründungsjahres der Fruchtbringenden Gesellschaft verfaßte Buch von O. Denk „Fürst Ludwig zu Anhalt-Cöthen und der erste deutsche Sprachverein" (Marburg 1917), das nach einem nicht recht zur Sache gehörigen Überblick über die anhaltinische Dynastengeschichte in der Biographie des Fürsten Ludwig wie in der Darstellung der Gründung, Entwicklung und des Bestandes der Gesellschaft manches Neue bringt, wobei mit Recht die üblich gewordene Bezeichnung „Palmenorden" abgelehnt wird, da dieses Emblem erst 1668 auftaucht.

Der Opitzforschung kamen nur zwei kleine Aufsätze von K. H. Wels zugute, der sich schon in seiner Dissertation über „Die patriotischen Strömungen in der Literaturgeschichte des 30jährigen Krieges" als guter Kenner der Zeitverhältnisse erwiesen hatte und jetzt über „Opitzens politische Dichtungen in Heidelberg" (Z. f. d. Ph. 46. Bd.) und „Opitz und die stoische Philosophie" (Euphor. 21. Bd.) schrieb.

Die nachopitzische Kunstlyrik weltlichen Schlages hat im Berichtszeitraum keine Forschungsbereicherung erfahren. Dagegen war die volkstümliche und religiöse Lyrik mehrfach Gegenstand besonderer Untersuchungen. Besonders ist da auf die gehaltvolle Arbeit von R. Velten über „Das deutsche Gesellschaftslied unter dem Einfluß der italienischen Musik" (Heidelberg 1914) hinzuweisen, die einen guten Beitrag zu der im allgemeinen noch recht wenig angebauten Forschung über die Zusammenhänge deutschen und fremdländischen Kulturgutes gibt. Sie zeigt, wie der seit ca. 1575 besonders in der Villanellenform eindringende neue musikalische Stil die Dichtung neuer literarischer Texte nach sich zieht. Nach einer vorübergehenden Erholung des älteren volkstümlichen Geistes veranlaßt dann die um 1590 eindringende Form der Chanzonette eine zweite italienische Welle, die in ihrer Hochflut um 1600 eine Überschwemmung mit italienischen Liedsammlungen bringt, bis ein Jahrzehnt später eine Erstarrung sich zeigt und eine gewisse deutsche Reaktion eintritt, die durch Opitz in andere Bahnen gelenkt wird. Ein völliges Absterben dieses italienischen Liedtypus ist aber erst um die Jahrhundertmitte zu erkennen, wo die Schäferdichtung in den Vordergrund tritt. Die Arbeit, die auf reicher Kenntnis der beiden Kulturgebiete aufgebaut ist, beweist von neuem — was in den Kreisen der Kenner ja längst erkannt ist, aber erfahrungsgemäß noch immer nicht zum festen Lehrstoff der Schulliteraturgeschichte gehört — daß längst vor Opitz im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturumstellung bereits im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts sich allenthalben

Umbildungserscheinungen des literarischen Stiles geltend machen. — Die Geschichte der Volksliedforschung erfuhr eine Bereicherung durch die Marburger Dissertation von E. Schroeder über „Das historische Volkslied des 30jährigen Krieges“ (1916), die im Gegensatz zu der 1904 hervorgetretenen Promotionsschrift von J. Becker„ Über historische Lieder und Flugschriften aus der Zeit des 30jährigen Krieges“ zu einer Gesamterfassung und vor allem formalen Erkenntnis dieser literarischen Erscheinungen zu kommen sucht. So werden nach einer Betrachtung über die Spiegelung des öffentlichen und privaten Volkslebens in diesen Liedern hauptsächlich die Stil- und Verselemente eingehend untersucht, wobei der rhetorisch-rationalistische Gehalt, die starke Tendenz, die Unausgeglichenheit von Form und Inhalt und die Mischung volkstümlichen und kunstmäßigen Stiles besonders deutlich werden.

Bei der Übersicht über die geistliche Lyrik dieses Zeitraums sei mit besonderer Freude der Abschluß des großen Kirchenliedcorpus von Albert Fischer begrüßt, das freilich den Namen dieses hochverdienten Hymnologen nur bis zu einem gewissen Grade mit Recht trägt. Denn als 1902 der erste Band dieses großen Werkes (Das deutsche evangelische Kirchenlied des 17. Jahrhunderts) hervortrat, war Fischer, auf dessen Materialien sich das Ganze freilich aufbaute, schon seit sechs Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Der mit hingebender Arbeit sich in den Dienst dieses Unternehmens stellende Vollender und Herausgeber war der Pfarrer W. Tümpel, der 1905 (II. u. III. Bd.), 1908 (IV. Bd.), 1911 (V. Bd.) mit der Sammlung der Erbauungslieder von 1648—1750 das Werk zu bleibender wissenschaftlicher Bedeutung brachte. Auch der 1916 erschienene VI. und letzte Band stammt noch von Tümpel, wenn es diesem infolge seines Ende 1915 erfolgten Todes auch nicht mehr vergönnt war, die ganze Reihe abgeschlossen vor sich liegen zu sehen. Dieser für die Forschung ungemein wichtige Schlußband enthält neben Nachträgen und Berichtigungen eine nicht weniger als 1020 Nummern umfassende Bibliographie aller in der Sammlung als Quellenschriften benutzten Werke, ferner ein Verzeichnis der verwerteten Liederdichter (415), sowie ein Verzeichnis der Liedanfänge, das mit seinen 58 Druckseiten noch einmal die Reichhaltigkeit des Gesamtwerkes verdeutlicht. Ein Glossar und ein kurzer grammatischer Anhang beschließen das Ganze. Nachdem nunmehr in Wackernagels großem Sammelwerk die Kirchenliedichtung des 16. Jahrhunderts und durch Fischer-Tümpel die des 17. Jahrhunderts in die Scheuern gebracht worden ist, bleibt nur der Wunsch, daß sich auch für das 18. Jahrhundert, an dessen beabsichtigter Bearbeitung nunmehr Tümpel verhindert ist, die entsprechende sammelnde Kraft finden möge. — Zu den wertvollsten monographischen Erscheinungen des ganzen Berichtszeitraums gehört die große Paul Gerhardt-Biographie von Hermann Petrich (Gütersloh 1914), die schon in ihrem Untertitel „Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes“ die starke Berücksichtigung der zeit- und geistesgeschichtlichen Umwelt zu erkennen gibt. Das Ganze, eine auf neuem handschriftlichem und urkundlichem Material beruhende und vor allem formanalytisch berei-

cherte Umarbeitung des sieben Jahre zuvor erschienenen kürzeren biographischen Werkes desselben Verfassers, hat sich zu fast abschließender Bedeutung aufgeschwungen, indem philologische Exaktheit, psychologischer Feinsinn und geistesgeschichtlicher Weitblick sich hier in vorbildlicher Weise die Hände reichten.

Einem wenig gekannten Gebiet wendet sich die Münsterische Dissertation von G. Waters zu, die sich eine Untersuchung der „Münsterischen katholischen Kirchenliederbücher vor dem ersten Diözesangesangbuch 1677" zur Aufgabe setzt (1916). Nach einem einleitenden Überblick über die große Zahl deutscher katholischer Gesangbücher am Niederrhein bespricht die Arbeit eingehend zwei in Münster gedruckte Andachtsbücher mit deutschen Hymnen und Sequenzen.

Für die als Vorstufe für die kulturpsychologische Umwälzung des 18. Jahrhunderts nicht schwer genug zu bewertende mystische Bewegung des 17. Jahrhunderts wollen die von W. von Schröder begonnenen „Studien zu den deutschen Mystikern des 17. Jahrhunderts" grundlegende Forschung bringen, die sich in dem ersten (Heidelberg 1917 erschienenen) Bande dem berühmten Verfasser der Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie, Gottfried Arnold, zuwenden, der hier im Gegensatz zu der vorwiegend individualistisch angelegten Darstellung von Dibelius (1878) im Zusammenhang mit den gesamten irrationalistischen Tendenzen dieses Zeitalters erfaßt wird. Sind die ersten beiden der Bedeutung Speners für die Entwicklung Arnolds und den Zusammenhängen zwischen Leben, Geschichtschreibung und Dichtung dieses pietistischen Theologen nachgehenden Kapitel mehr von allgemeinerem Interesse, so kommen für den Literarhistoriker besonders die beiden letzten Kapitel in Frage, die der Lyrik und allegorischen Dichtung Arnolds gewidmet sind.

In einer Jenaer Dissertation (1915) gibt R. Zwetz ein gutes Bild von der „Dichterischen Persönlichkeit Gerhard Tersteegens". Nach der Schilderung der religiösen Milieuverhältnisse in Mühlhausen a. d. Ruhr, des äußeren Lebensganges und einer Darlegung der Grundanschauungen seiner mystischen Theologie werden die verschiedenen Dichtungsgruppen eingehend behandelt. Die Spruchdichtung Tersteegens übernimmt vieles von Silesius, kommt aber in ethischer Hinsicht auch über diesen hinaus. Die „Betrachtungen" zeigen eine Fortführung der biblischen Anregungstexte in selbständiger Denkarbeit. Unter gleichzeitiger Würdigung der Dichtungen Arnolds, Schefflers, Gerhardts und Neanders wird besonders die Lieddichtung eingehend behandelt, freilich mehr mit philologisch-äußeren Mitteln als mit einfühlender Betrachtungsweise. Zum Schluß werden kurz die Übersetzungen und Prosawerke Tersteegens untersucht.

Etwas abseits von dieser pietistischen Welt führt die Dissertation der Amerikanerin Adah Blanche Roe (Bryn Mawr 1915) mit dem Titel „Anna Owena Hoyers, a poetess of the seventeenth century". Denn der Gesamteindruck dieser kenntnisreichen und fördernden Arbeit, die weit über die früheren Würdigungen Erich Schmidts und Paul Schützes hinauskommt, zeigt, daß die holsteinische Dichterin in ihren religiösen Anschauungen wie im Inhalt und Stil ihrer Dichtungen zwar manches von der mystischen Art übernommen hat, daß sie im Grunde ihres Wesens aber eine rationalistisch-nüchterne Natur war, die bereits auf die lehrhafte und praktische Weltanschauung und Dicht-

weise des folgenden Aufklärungsalters hinweist. Nach der offenbar guten philologischen Schulung der Verfasserin kann man der von ihr geplanten vollständigen Ausgabe der zu Unrecht vergessenen Dichterin mit Vertrauen entgegensehen.

Erfreulicherweise beginnt neuerdings auch der Roman der Barockzeit mehr in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses zu treten, nachdem jahrzehntelang nur die Resultate der großen zusammenfassenden Werke von Bobertag und Cholevius das literarhistorische Wissen über diese Materie, soweit es nicht auf eigener Lektüre beruhte, gespeist hatten. Die Würzburger Dissertation von J. Prys über den Staatsroman des 16. und 17. Jahrhunderts (1913), an die hier kurz erinnert sei, hatte besonders in ihrem Kapitel über Johann Valentin Andreäs von Campanella beeinflußter pädagogischer Utopie „Reipublicae christianopolitanae descriptio" die Kenntnis gefördert. Schon ein Jahr zuvor hatte H. Körnchens Buch über Zesens Romane (Palaestra 115) ein gutes Stück weitergeführt. Eine Ergänzung dazu gab jetzt Margarete Gutzeit, indem sie in ihrer Greifswalder Dissertation (1917) die „Darstellung und Auffassung der Frau in den Romanen Philipps von Zesen" besonders untersucht. Das Resultat der Arbeit, die zunächst die äußeren Erscheinungsformen der dargestellten Frauengestalten und einige daran sich anschließende Fragen behandelt, um dann im zweiten Teil der psychologischen Analyse sich zuzuwenden, konnte nicht eben viel Neues bieten. Es bestätigt an diesem herausgegriffenen Einzelpunkte der körperlichen und seelischen Zeichnung das sichtliche Bestreben Zesens, über den Konventionalismus seiner Zeit hinauszukommen, zeigt aber auch, wie dieser Versuch vielfach mit unzureichenden Mitteln unternommen wurde. Das fleißig zusammengestellte Material wird dabei nicht genügend ausgewertet, da der Verfasserin der entsprechende stilgeschichtliche Weitblick abgeht; immerhin aber bietet die Untersuchung gute Vorarbeit und einen brauchbaren Beitrag zur stilanalytischen Erforschung der Barockliteratur. — Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die im Berichtszeitraum hervorgetretene Bonner Dissertation (1916) der Holländerin Cornelia Bourmann über „Philipp Zesens Beziehungen zu Holland" hingewiesen. Die Bedeutung der holländischen Literatur und Kultur für die deutsche Dichtung seit dem ausgehenden Mittelalter, besonders aber im 17. Jahrhundert, ist ja in ihren tieferen Wirkungen bei weitem noch nicht erkannt, wie mir überhaupt der deutsch-fremdländische Austauschverkehr erst in den Anfängen wissenschaftlicher Erforschung zu stehen scheint. Bei der Tatsache, daß Zesen den größten Teil seines Lebens in Holland verbrachte, nicht weniger als 33 Werke in Amsterdam erscheinen ließ und selbst gelegentlich in holländischer Sprache dichtete, erscheint dieses Thema, das gut, wenn auch nicht erschöpfend hier behandelt ist, von vornherein recht ergiebig. Nach einer Schilderung der niederländischen Renaissancekultur seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts werden Zesens persönliche und literarische Beziehungen zu dieser seiner zweiten Heimat behandelt. Der Einfluß des holländischen Milieus auf seine Dichtung scheint etwas geringer als man erwarten

möchte, dagegen gewinnt Zesen als sprachlicher Vermittler noch an Bedeutung, wenn man die fleißig zusammengetragenen Wortlisten im 4. Kapitel der Arbeit betrachtet, die neben vielen erfolglosen Sprachbildungen nicht weniger als 53 ins deutsche Sprachbewußtsein übergetretene Übersetzungen holländischer Worte verzeichnen können. — Eine Arbeit des verdienten holländischen Germanisten J. H. Scholte über Zesen im 14. Jahrbuch (1916) der „Vereeniging Amstelodamum" war mir nicht zugänglich. — Einem längst fühlbar gewesenen Bedürfnis kam die Marburger Dissertation (1918) von F. Stöffler über „Die Romane des Andreas Heinrich Buchholz" entgegen. Nach einem kurzen Überblick über die Grundtypen des Idealromans der Barockliteratur werden die beiden großen Romane des Braunschweiger Superintendenten eingehend behandelt, indem neben ausführlichen Inhaltswiedergaben besonders die Quellen- und Vorbildfrage, der Ideengehalt, Komposition und Technik, sowie Charakteristik und Stil erörtert werden. Ihre literargeschichtliche Bedeutung wird in der Übergangsstellung vom alten Amadisroman zu dem späteren Volltypus des heroisch-galanten Romans richtig erkannt.

Bereits in die Anfänge des Aufklärungszeitalters hinüber führt dann der neue Typus des politischen Bildungsromans, wie ihn Ch. Weise begründet. Mit einem wenig bekannten Nachfolger des Zittauer Rektors auf diesem Gebiete, dem Schlesier Paul Winckler, beschäftigt sich die solide Rostocker Dissertation von W. van der Briele (1918), indem sie besonders an der Hand autobiographischer Aufzeichnungen (die freilich leider nur bis zum Jahre 1679 reichen) eingehend das Leben des 1686 (falsch bei Goedeke 1679) verstorbenen, übrigens nahe mit Gryphius verwandten Glogauers erzählt, um dann ausführlich den posthum erst 1696 erschienenen großen Roman „Der Edelmann" nach Inhalt und Form zu behandeln. — Mit einem anderen Vertreter dieser Richtung beschäftigt sich die Heidelberger Dissertation von A. F. Kölmel über Johannes Riemer.

Wenn die jahrzehntelang trotz einiger tüchtiger Ansätze nicht recht vorwärts kommende Grimmelshausenforschung neuerdings stark in Fluß gekommen ist, so ist dies neben anderen besonders das Verdienst von A. Bechtold und H. Scholte. Ersterer hat vorwiegend durch archivalische Studien und Aufdeckung unbekannten biographischen Materials die Kenntnis vom Leben des Simplicissimusdichters stark gefördert und alte Irrtümer kritisch beleuchtet, letzterer ist besonders textkritische Wege gegangen. Seine in verschiedenen Zeitschriftenaufsätzen vorgelegten Einzelforschungen faßte Bechtold in seinem Buche „Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen und seine Zeit" zu einem biographischen Gesamtbilde zusammen (Heidelberg 1914, dazu eine Titelauflage von 1920), das seinen Namen freilich nicht ganz mit Recht führt, indem neben der in allen Einzelheiten dargelegten individuellen Lebenslinie das kulturgeschichtliche Milieu nur ganz nebenbei zur Behandlung kommt. Die persönlichen Lebensumstände von Grimmelshausen aber werden hier mit kritischer Neubahnung und mit einer Ausführlichkeit behandelt, die dieses Werk zu einer bleibenden Grundlage aller weiteren Forschung stempeln. Noch freilich bleiben einige Punkte ungeklärt. Ob statt des auch von Bechtold als Geburtstermin angenommenen Jahres 1625 nicht

das Jahr 1610 einzusetzen ist, für das Witkowski Beweise geben zu können meint, muß bis zur Vorlegung der angekündigten urkundlichen Notizen eine offene Frage bleiben. Auch das konfessionelle Problem u. a. harrt noch der endgültigen Lösung. Im ganzen aber naht sich die Erforschung der biographischen Seite einer Vollständigkeit, über die man kaum noch wird hinauskommen können, und es scheint an der Zeit, der bisher noch stark vernachlässigten ästhetisch-literarhistorischen Würdigung der Werke nunmehr die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Dafür haben die langjährigen textkritischen Studien des holländischen Forschers Scholte, die bereits in seinem 1912 vorgelegten Buche über „Probleme der Grimmelshausenforschung" in ihrer grundlegenden Bedeutung zur Erscheinung kamen, die Wege gebahnt. Namentlich hat die veränderte Ansetzung der Reihenfolge der Simplicissimusdrucke für verschiedene philologische Fragen neue Gesichtspunkte ergeben. Vor allem hat die jahrzehntelang als älteste erreichbare Fassung geltende Ausgabe A, für die schon W. A. Holland und H. Kurz eingetreten waren und die auch Kögel in seinem Neudruck (1880) als „älteste Originalausgabe" ansah, die Prioritätswürde an die Ausgabe B abtreten müssen, die schon vor Jahrzehnten ganz richtig der alte A. von Keller in ihrer textkritischen Stellung erkannt hatte. Damit im Zusammenhang stehend mußte der zwei Generationen lang als hypothetische Grundlage angenommene angeblich verlorene Urdruck X (1668) endgültig aus der ganzen Rechnung gestrichen werden. Sowohl der Druck A wie der Druck B ist echt und bei Felsecker in Nürnberg herausgekommen, womit sich bei dem starken Unterschied beider Drucke weitere Probleme ergeben. Dies und eine Reihe anderer damit zusammenhängender Fragen hat Scholte dann neuerdings in ergänzenden Aufsätzen weiter ausgeführt, besonders im 40. Band von Paul und Braunes Beiträgen, im 12. Jahrgang der „Zeitschrift für Bücherfreunde", N. F., neuestens in der Februar- und Aprilnummer 1920 der Modern Language Notes. — Angeregt von dieser schon 1912 von Scholte angeschnittenen Frage hat dann der Schwede G. Einar Törnvall dieses Problem in einem besonderen Buche „Die beiden ältesten Drucke von Grimmelshausens Simplicissimus sprachlich verglichen" (Upsala 1917) mit gründlicher methodischer Schulung (wie sie zumeist in schwedischen Universitätsarbeiten zutage tritt) behandelt, die Scholtes Ansetzung durchaus bestätigt, mit ihrer vergleichenden sprachlichen Betrachtung aber zugleich weitere allgemein sprachgeschichtliche Ausblicke bietet. — Ganz neuerdings ist dann dieser ganze Problemkreis wiederum ein gut Stück weiter durch die gründliche Untersuchung von H. H. Borcherdt, „Die ersten Ausgaben von Grimmelshausens Simplicissimus" (München 1921) gefördert worden, der die Resultate von Scholte vielfach bestätigen kann, in zwei Punkten aber überzeugend darüber hinausführt. Einmal wird die seit Kurz in der Grimmelshausenphilologie spukende Ausgabe AU des Simplicissimus als überhaupt nicht vorhanden nachgewiesen, vor allem aber wird die nach Borcherdts Zählung die Nummer III führende, bisher mit A bezeichnete Ausgabe, die in typographischer und sprachlicher

Hinsicht eine Sonderstellung einnimmt, sonst aber eine überraschende Korrektheit aufweist, gegen Scholte überzeugend als Nachdruck erkannt, womit sich bei der Bedeutung dieses Druckes für die folgenden Originalausgaben eine neue Gruppierung ergibt.

F. Sternbergs Studie „Grimmelshausen und die deutsche satirisch-politische Literatur seiner Zeit" (1915) war mir nicht zugänglich und sei deshalb nur genannt.

Nicht sehr zahlreich stellt sich die Literatur über die dramatische Dichtung dieser Epoche dar. Besonders bedauerlich ist, daß die reiche jesuitische Produktion in lateinischer und deutscher Sprache, aber auch die reich entwickelte Volksdramatik noch der genaueren Durchforschung harren. Nadlers Aufsatz über „Bayrisches Barocktheater und bayrische Volksbühne" in den „Süddeutschen Monatsheften" (11. Bd.), dessen Ausführungen freilich im wesentlichen nur eine Wiederholung der entsprechenden Partien seiner großen Literaturgeschichte geben, läßt von neuem in diesen unerschlossenen Reichtum hineinblicken. — Einen allgemeinen, namentlich auch für die Theatergeschichte fruchtbaren Gesichtspunkt griff E. Hövel heraus, wenn er in seiner etwas reichlich flott und bilderfroh geschriebenen, aber kenntnisreichen Münsterischen Dissertation (1916) den „Kampf der Geistlichkeit gegen das Theater in Deutschland im 17. Jahrhundert" untersucht. Weit ausholend wirft er zunächst einen Blick auf das Verhältnis von Kirche und Theater in antiker und mittelalterlicher Zeit, und zeigt dann, wie trotz der im allgemeinen herrschenden Eintracht im 16. Jahrhundert sich bereits einzelne Übereiferer besonders von calvinistischer Seite melden, wie sich weiterhin das Vorurteil durch das Aufkommen eines schauspielerischen Berufsstandes, der Verweltlichung der Stoffe und der steigenden Konkurrenz gegen das Schuldrama verschärft, wie vor allem in der Schweiz eine erhöhte Theaterfeindlichkeit sich geltend macht und eine Beschränkung der alten Spielfreudigkeit auf die katholischen Orte zur Folge hat. Mit der zunehmenden Verwilderung des Schauspielerstandes während des 30jährigen Krieges und der Erstarkung sektiererischer Strömungen nimmt man diese feindselige Gesinnung auch in Norddeutschland überall zu, wo besonders der Rostocker Pfarrer Schröder als zelotischer Vorkämpfer eine bedeutungsvolle Rolle spielt. Auf Grund lokalgeschichtlicher Darstellungen und urkundlicher Nachrichten wird dieser zum Teil auch in Süddeutschland recht erfolgreiche Kampf der Geistlichkeit in einer Reihe namhafter Städte aufgezeigt. Einen Führer erhielt dann diese ganze Bewegung in Spener, der während seines langen Lebens die calvinistischen Anschauungen von der Verwerflichkeit des Theaters vertrat. Eine neue Verschärfung in dem Verhältnis beider Momente machte sich dann mit dem Überhandnehmen der Barockoper geltend, die mit ihrem Prunk und ihren Frauenrollen die pietistischen Eiferer von neuem reizte. Die große Fehde gegen die Hamburger Oper, bei der sich besonders die Pastoren Anton Reiser und J. F. Mayer hervortaten, ist auf dieser Linie nur eine wichtige Etappe. Später findet dieser Kampf, durch Speners Schüler G. Arnold u. a. fortgeführt, besonders in Halle einen neuen Vorposten.

Einer von den wenigen Jesuitendichtern, deren Gestalt dem literarhistorischen Bewußtsein bisher etwas näher gerückt worden ist, tritt uns in dem österreichischen Hofpoeten Nicolaus Avancini entgegen. Schon 1899 hatte N. Scheid in einem Feldkircher Programm den äußeren Lebensgang des 1611 in einem Dorfe bei Trient aus adeligem Hause geborenen Dichters vorgeführt, der nach seinen Studien in Graz und Wien als hochangesehener Theologieprofessor und akademischer Prediger fast zwei Jahrzehnte in Wien lehrt und in den beiden letzten Dezennien seines Lebens hohe Verwaltungstellen innerhalb seines Ordens bekleidet, bis er 1686 in Rom stirbt. Neben den Nachrichten über das äußere Leben hatte Scheid noch aufschlußreich über die von kräftigem Vaterlandsgefühl getragene Odendichtung gehandelt, die neben hoher Begabung freilich auch eine allzustarke Neigung zur Rhetorik erkennen läßt und deshalb an die Bedeutung der Lyrik Baldes nicht heranzureichen vermag. In erwünschter Ergänzung zu jener biographischen und lyrikanalytischen Studie gab derselbe Verfasser 1913 in einem Feldkircher Programm eine Fortsetzung, die sich mit der reichen und in fünf Bänden zusammengefaßten Dramendichtung Avancinis beschäftigt. Indem er den pädagogischen Grundcharakter der jesuitischen Dramenkunst betont, werden die zum Teil (6) aus dem Italienischen übersetzten, zumeist (21) aber eigenschöpferischen Dramen des fruchtbaren Jesuitenpaters nach den stofflichen Gruppen allegorischer, biblischer, legendarischer, sagenhafter und geschichtlicher Stücke besprochen und von den wichtigsten der Inhalt dargelegt. Die starke Neigung zur Rhetorik sehen wir auch hier wiederkehren.

Die junge theatergeschichtliche Wissenschaft beginnt, abgesehen von ihrer allgemeinen kulturhistorischen und stilgeschichtlichen Bedeutung auch in ihrem Wert als Hilfswissenschaft für die Literatur- und besonders Dramengeschichte immer deutlicher zu werden. Für das 17. Jahrhundert, wo unsere literarhistorischen Kenntnisse ja überhaupt zumeist noch recht dürftig bestellt sind, mußte bei der engen Verbindung von Drama und Theater in dieser Epoche und der Ungeklärtheit der bühnentechnischen Verhältnisse eine so eingestellte Untersuchung besonders fruchtbare Ausbeute erhoffen lassen. Von solchen Gesichtspunkten ging die zunächst als Marburger Dissertation (1914) erschienene Arbeit von W. Flemming, „Andreas Gryphius und die Bühne“ aus. In methodisch vorbildlicher Weise geht sie den Theatereindrücken des Dichters während seiner schlesischen und Danziger Jugendzeit, sowie während der Jahre seiner holländischen Studien und Wanderungen in Frankreich und Italien nach, um so festzustellen, welche bühnentechnischen Vorstellungen und Erfahrungen für die eigene Produktion zu Gebote standen und als formgebende Anregungen von Einfluß sein konnten. Die vielversprechende Erstlingsleistung liegt unterdessen auch unter demselben Titel in vollständigem Druck und erweiterter Gestalt in einem 436 Seiten umfassenden Gesamtwerke vor, das jene erfahrungs- und vorstellungsgeschichtliche Untersuchung auch auf die Jahre der Reife des Dichters ausdehnt und dann auf dieser so gewonnenen Basis

in einem II. und III. Teil die Tragödien und Komödien des Gryphius nach bühnentechnischen Gesichtspunkten analysiert. Da dieses Werk aber erst 1921 hervortrat, liegt es jenseits des hier zum Referat stehenden Zeitraums, doch sei nachdrücklich auf diese Neuerscheinung hingewiesen.

Von bühnenbildlichen Gesichtspunkten zeigt sich auch die Göttinger Dissertation von H. Steinberg über „Die Reyhen in den Trauerspielen des Andreas Gryphius" (1914) beherrscht. Nachdem die Einleitung den abweichenden Charakter des antiken Chores betont und den Unterschied des Zwischenaktreyhens von dem auch sonst vorkommenden chorischen Lied hervorgehoben hat, geht die tüchtige Arbeit darauf aus, das Element des Zwischenaktchores vom Gesamtgefüge der Dramen aus zu erfassen und den organischen Aufbau des Gedankeninhalts der Reyhen aufzudecken. Zu diesem Zwecke werden im ersten Teil diese Reyhen im engsten Zusammenhang mit dem inneren Entwicklungsgang der dramatischen Handlung analysiert, worauf im zweiten Teil diese Gryphschen Dramenelemente in Vergleich gesetzt werden mit den Chören und chorartigen Gebilden vor Gryphius (mittelalterliches Drama, Schuldrama, schweizerisches Bürgerdrama, Meistersängerdrama, Jesuitendrama, italienische, englische, holländische Bühnenpraxis). — Auf einen Neudruck von Rists allegorischem Drama „Das Friede wünschende Deutschland", den H. Stümcke besorgte (Gotha 1915), sei nur kurz verwiesen, da er in seiner sprachlich erneuerten und bearbeiteten Form für philologische Zwecke nicht in Frage kommt.

Die unverkennbare Vernachlässigung der didaktisch-satirischen Literatur, die für die Literaturforschung aller Epochen gilt und besonders ja auch für das 16. Jahrhundert fühlbar wird, läßt auch in der Barockzeit Untersuchungen dieser Gattung zurücktreten. Dafür wiegen die beiden im wesentlichen nur in Frage kommenden Untersuchungen inhaltlich um so schwerer. Vor allem ist hier die vorzügliche aus einer Berliner Dissertation (1916) hervorgegangene Arbeit von P. Hempel über „Die Kunst Friedrichs von Logau" zu nennen, die den 130. Band der Sammlung Palaestra bildet (Berlin 1917). Hatte man bisher vorwiegend die inhaltliche Seite seiner epigrammatischen Dichtung beachtet und die kulturgeschichtliche Bedeutung seiner satirischen Angriffe wie ihre vielfache stoffliche Abhängigkeit von Martial, Euricius Cordus, Owen u. a. ins Auge gefaßt, so war es bei der immerhin freischöpferischen Stellung, die Logau seinen Quellen gegenüber einzunehmen pflegt, eine lohnende Aufgabe, nun auch einmal die in diesen Epigrammen steckende Formkunst zu analysieren und damit eine Forschungsrichtung einzuschlagen, die bei der literarhistorischen Würdigung des 17. Jahrhunderts leider immer noch arg vernachlässigt wird und erst ganz neuerdings — im Zusammenhang mit dem steigenden Verständnis, das man der Barockkultur überhaupt entgegenbringt — mehr in den Vordergrund des Interesses tritt. In einer Reihe von Kapiteln wird mit einfühlendem Verständnis und gutem Blick für formanalytische Probleme die Kunst Logaus, wie sie sich in der plastischen Gestaltung, in der Struktur der Gedichte, im Stil und anderen Momenten bewährt, vorgeführt. — Als nicht ganz auf der Höhe dieser Leistung stehend, aber gleichwohl eine sehr ansehnliche Leistung darstellend erweist sich die Heidelberger Dissertation von L. Pfeil (1914), die den Titel führt: „Gottfried Wilhelm Sacers Reime dich oder ich fresse dich",

Nordhausen 1676. Im Gegensatz zu dem Buche Hempels liegt hier das Schwergewicht durchaus auf der inhaltlich-philologischen Seite. Die Autorfrage des pseudonym erschienenen Werkchens, bei der man längere Zeit infolge einer irreführenden Angabe Morhofs zwischen Johann Riemer und Gottfried Wilhelm Sacer schwankte, wird übereinstimmend mit der neueren Annahme endgültig zugunsten des letzteren geklärt, während die im Titel erscheinende Druckortangabe als falsch erwiesen wird, ohne daß dafür mit sicherer Bestimmtheit eine andere Annahme eingesetzt werden könnte. Nach einer Darlegung der äußeren Lebensverhältnisse Sacers wird dann besonders eingehend und fördernd die Quellenfrage erörtert, wobei neben dem auffallend starken Einfluß Baldes der Einwirkung Moscheroschs, Schupps, Andreaes, Sorels u. a. nachgegangen, aber auch ein Nachklingen Fischarts festgestellt wird. Recht aufschlußreich sind dann auch die weiteren Ausführungen, die das Verhältnis Sacers zur zeitgenössischen Poetik und zu anderen Literatursatirikern aufzeigen.

§ 6. Aufklärung

Wie Sacer 1673 scharf gegen den marinistischen Dichtungsstil vorging, so sehen wir just zur selben Zeit, wo Lohenstein und Hofmannswaldau im Zenit ihres Ruhmes standen, die vorwiegend in den späteren Schlesiern zutage tretende literarische Geschmacksrichtung des extremen Barock bereits allenthalben aus ihrer maßgebenden Stellung verdrängt werden, solange auch noch ihre Nachwirkung in einzelnen Kreisen und Gattungen zu beobachten ist. Seit rund 1670 aber drängt, wie schon etwas früher in Frankreich und England, auch in Deutschland die neue Welt- und Kunstanschauung der Aufklärung auf der ganzen Linie siegreich vor. Damit geht eine Verschiebung der literarischen Zentren nach dem ober- und niedersächsischen Gebiet, der eigentlich klassischen Stätte der Aufklärung, vor sich.

Dem Führer dieser Richtung, Christian Weise, der in allen drei Gattungen den neuen Stil mit zuerst anwendet, ist seiner zwar nicht ästhetischen, aber entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung entsprechend neuerdings eine stärkere Aufmerksamkeit zugewandt worden. Nachdem 1910 R. Beckers tüchtige Berliner Dissertation Weises Romane und ihre Nachwirkung auf den politischen und pikarischen Roman der Folgezeit untersucht hatte, füllte M. von Waldberg eine empfindliche Lücke unserer Neudrucke aus, indem er 1914 einen kritischen Neudruck von Weises „Überflüssigen Gedanken“ nach der Ausgabe von 1678 vorlegte, deren Einleitung sorgfältig die textkritischen Grundlagen festlegt. Besonders zu begrüßen ist, daß in dem Neudruck auch das in der Originalausgabe der Gedichte angehängte Erstlingsdrama des fruchtbaren Zittauer Schulrektors „Die triumphierende Keuschheit“ zur Auferstehung kommt, das bisher nur in einer modernisierten Bearbeitung von K. Halling in neuerer Form zugänglich war. — Im selben Jahr legte dann auch der unserer Wissenschaft viel zu früh entrissene W. von Unwerth einen Neu-

druck der bisher unveröffentlichten beiden nordischen Dramen Weises „Regnerus“ und „Ulvilda“ vor (Germanistische Abhandlungen, hrsg. von F. Vogt, 46. Heft, Breslau 1914), der von einer gehaltvollen Abhandlung über die Quellen- und Stoffgeschichte dieser Dramen begleitet war und des Verfassers Vertrautheit mit der nordischen Welt zeigte. Ob freilich seine Annahme, daß Weise neben dem Studium skandinavischer Chronisten und Historiographen einem dramatischen Archetypus verpflichtet sei, der (heute nicht mehr nachweisbar) sich nach einem Drama des schwedischen Dichters Messenius in der Praxis deutscher Komödianten ausgebildet habe, muß zum mindesten zweifelhaft bleiben. Immerhin hat sich von Unwerth, dessen jäh abgebrochene Lebensarbeit sonst auf dem Gebiet der altdeutschen und nordischen Philologie lag, mit dieser Arbeit auch um die neudeutsche Literaturgeschichte verdient gemacht. — Bereits jenseits dieses Berichtszeitraums liegt die tüchtige Leipziger Dissertation von H. Schauer über „Christian Weises biblische Dramen“, die in überarbeiteter Fassung als Buch 1921 in Görlitz erschien und die Voraussetzungen, die Technik und den pädagogischen Ertrag dieser Dramengruppe eingehend untersucht.

Aus dem Boden der Aufklärung erwuchs auch das satirische Schaffen Christian Reuters, den vor nunmehr fast schon vierzig Jahren Zarnckes archivalischer Spürsinn zu neuem Leben erstehen ließ. Nachdem früher die satirischen Dramen und vor allem der „Schelmuffsky“ mehrfach in Einzelneudrucken bekanntgemacht worden waren und vor dem Kriege auch der „Graf Ehrenfried“ in einem Liebhaberdruck des Leipziger Bibliophilenabends wenigstens in 100 Exemplaren einen Neudruck erlebte (1911), erwarb sich der Inselverlag ein großes Verdienst damit, daß er die zerstreuten und immer noch vielfach kaum zugänglichen Werke Reuters in einer zweibändigen Ausgabe vereinte, die unter dem Titel „Christian Reuters Werke“ in vornehmer Ausstattung 1916 hervortrat und von G. Witkowski besorgt wurde, der unter Verzicht auf alles rein philologische Beiwerk den zwei starken, fast 800 Seiten füllenden Bänden nur ein knappes, in die Persönlichkeit einführendes Nachwort beifügt. Die Ausgabe, die zum erstenmal das immerhin reichhaltige Schaffen Reuters vereinigt vorführt, enthält von den aus dem Leipziger Erlebnis hervorgegangenen Arbeiten die beiden der „Ehrlichen Frau“ geltenden Dramen und das daran sich anschließende „Denk- und Ehrenmal“. Das Singspiel „Harlequins Hochzeitschmauß“, dessen Autorschaft nach Boltes Nachweis für Reuter nicht mehr in Frage kommt, wurde konsequenterweise ausgelassen, während das ebenfalls stark verdächtige Singspiel „Harlequins Kindbetterin Schmauß“ wenigstens im Anhang beigegeben wurde. Zu begrüßen ist, daß dann nicht nur der satirische Hauptroman in beiden Fassungen zum Abdruck kommt, sondern auch die weniger bekannte Oper „Seigneur Schelmuffsky“ nunmehr leicht zugänglich ist. Vor allem aber wird durch diese Ausgabe das spätere Dresdner und Berliner Schaffen Reuters erst klar, so sehr auch der Abfall dieser mittelmäßigen Hofpoetenleistungen von der einstigen satirischen Höhe des Dichters zu beklagen ist. Erst durch diese Aus-

gabe seiner gesammelten Werke hat sich die Wiedergeburt Reuters vollendet.

Der seit Beginn des neuen Jahrhunderts immer deutlicher zur Erscheinung kommende englische Einfluß tritt vor allem in den Wochenschriften und den Robinsonaden zur Erscheinung. Beide literarische Gebilde sind im Berichtszeitraum behandelt worden. Nicht eigentlich in die Literaturgeschichte im engeren Sinne gehört die vorwiegend erziehungsgeschichtlich orientierte, aber auch dem Literarhistoriker viel bietende Arbeit von M. Stecher, die in ungemein sorgfältiger Forschung „Die Erziehungsbestrebungen der deutschen moralischen Wochenschriften" (Langensalza 1914) untersucht. Die Einleitung freilich beruht auf veralteten Anschauungen über die geistige Entwicklung des 17. Jahrhunderts (die hergebrachte These von dem nahezu alles geistige Leben vernichtenden Einfluß des Dreißigjährigen Krieges sollte endlich einmal aus wissenschaftlichen Darstellungen verschwinden). Die Art, wie aber dann die Grundideen der Aufklärung überhaupt und besonders ihrer erziehungstechnischen Anschauungen aus den früheren Wochenschriften herausgearbeitet werden, verdient volle Anerkennung. — Als eine besonders bedeutsame Leistung stellt sich daneben F. Brüggemanns Buch „Utopie und Robinsonade" dar, das 1914 als 46. Nummer der „Forschungen zur neueren deutschen Literaturgeschichte" erschien. Nach den grundlegenden Forschungen von H. Ullrich (1898ff.) war neuerdings vor allem Schnabels „Insel Felsenburg" in den Vordergrund des Interesses gerückt, die neben den übrigen Romanen des Stolberger Vielschreibers in den beiden Dissertationen von F. K. Becker (Bonn 1911) und K. Schröder (Marburg 1912) behandelt worden war. Nach der mehr individualistischen Einstellung dieser beiden Untersuchungen geht B. mit allgemeinerer geistesgeschichtlicher Betrachtung an seine Aufgabe. Sie gipfelt in dem überzeugenden Nachweis, daß für die „Insel Felsenburg", auf die sich das Hauptaugenmerk des Verfassers richtet, aber auch für die übrige damit im Zusammenhang stehende sog. Robinsonadenliteratur der Einfluß des englischen Originalromans stark überschätzt worden ist und für die ganze Gruppe von ungleich größerer Bedeutung die reiche utopistische Literatur ist, deren Motive in ihrer Nachwirkung auf die „Insel Felsenburg" mit großer Sorgfalt und Belesenheit nachgewiesen werden. Vielleicht überschätzt B. die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der Gefühls- und Humanitätselemente des Schnabelschen Romans etwas. Jedenfalls aber zeigt auch diese Untersuchung, wie sehr die literarhistorische Würdigung eines Dichtwerkes bei größerer geistesgeschichtlicher Einstellung an problematischem Weitblick gewinnen kann und daß bei genügend fester philologischer Fundierung die Bedenken aufklärerischer Kleingeister gegen solche kulturhistorische Methode unberechtigt sind. Unsere moderne Literaturgeschichte bedarf neben der natürlich unerläßlichen philologischen Grundarbeit und der in den letzten Jahrzehnten erfreulicherweise stärker betonten ästhetisch-psychologischen Analyse und der Einfühlung in den Sondercharakter des Einzelwerkes notwendigerweise als dritten ergänzenden und vielfach die Untersuchung krönenden Momentes dieser

geistes- und stilgeschichtlichen Betrachtungsweise, die vieles in ganz anderer Beleuchtung zeigt, als es die herkömmliche Literaturgeschichtsbetrachtung sieht.

In seiner tüchtigen Greifswalder Dissertation „Die Welt- und Lebensanschauung in dem Irdischen Vergnügen in Gott von B. H. Brokes" (1914) betont F. von Manikowsky gegenüber der bisher geübten meist aburteilenden literarischen Wertung die reformatorische Bedeutung des Hamburger Dichters. Vor allem vermag er in dem Nachweis, daß Brokes' Vorstellungsweise von Gott, Welt und Mensch in den wesentlichen Punkten auf Shaftesbury zurückgeht, mit dessen Anschauungen er als Übersetzer Thompsons und anderer englischer Didaktiker bekannt wurde, eine wertvolle Berichtigung der bisherigen Annahme zu erbringen, daß die Ideen Leibnizens von entscheidender Einwirkung gewesen seien. Im Gegenteil lehnt Brokes den Mittelpunkt der Leibnizschen Lehre, die Monadologie, scharf ab. Gewonnen hätten diese Darlegungen noch, wenn sie die zeitgenössische Literatur stärker herangezogen hätten und allgemeines Zeitgut und individuelles Eigentum dadurch deutlicher geschieden worden wäre.

Hinsichtlich der beiden Lyriker des frühen 18. Jahrhunderts, die mehr oder weniger den Spuren von Brockes folgen, vermag Fr. Meyer in seiner Münchner Dissertation (1916) durch eine eingehende Prüfung und Vergleichung der zeitgenössischen Hallerbiographien untereinander sowie an der Hand autobiographischer Angaben und handschriftlicher Notizen Hallers aus dem Besitz der Stadtbibliothek in Bern neue „Beiträge zur Biographie A. von Hallers" zu erbringen, während Bertha Reed Coffman in einer mir nicht zugänglich gewordenen Abhandlung in Modern Philology XIII und XIV „The influence of English Literature on Fr. v. Hagedorn" (1916) untersucht.

Noch immer will sich die Einzelforschung über Gottsched nicht recht entwickeln, obwohl sich neuerdings ein gerechteres Urteil über den Leipziger Geschmacksdiktator durchzusetzen beginnt, ohne daß man deshalb nun gerade in E. Reichels dithyrambische Begeisterung zu verfallen braucht. So ist es zu begrüßen, daß J. Hülle in seiner Arbeit „Joh. Valentin Pietsch. Sein Leben und seine Werke" (Forsch. z. n. Litg., 50. Bd., 1916) eine alles irgend erreichbare biographische Material sorgsam ausschöpfende Lebendarstellung des Lehrers von Gottsched, sowie ein bibliographisches Verzeichnis der Einzeldrucke und Ausgaben seiner Gedichte gibt und seine Entwicklung von den ersten Anfängen in Lohensteinschem Geschmack zu der nüchternen, am französischen Klassizismus geschulten Art Neukirchs und den unter Neumeisters Einfluß stehenden geistlichen Gedichten verfolgt. — Wertvoll für die Erkenntnis Gottscheds selbst ist die scharf und klar durchdachte, aus einer Heidelberger Dissertation hervorgegangene Arbeit von E. Lichtenstein: „Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionnaire" (Beitr. z. n. Litg. VIII, 1915). Sie stellt sich die Aufgabe, aus den Beziehungen Gottscheds zu Bayle, soweit sie ihren Niederschlag in den zahlreichen und umfänglichen Anmerkungen gefunden haben, die Gottsched der von ihm herausgegebenen Übersetzung des großen Bayleschen Wörterbuches hinzufügte, einen Beitrag zur Erkenntnis Gottscheds als eines Repräsentanten

der Aufklärung zu geben. Nacheinander werden seine Beziehungen zur Theologie und Philosophie, zur Literatur, zum Theater und zu nationalen und kulturellen Zeitfragen erörtert, ungefähr im Anschluß an die Gruppierung, die er selbst in der Vorrede zum ersten Bande des Wörterbuches seinen Anmerkungen gegeben hat. Während die philosophischen Versuche ihrer ganzen Natur nach zur Fruchtlosigkeit verurteilt waren, sind die literarischen Anmerkungen nach zwei Seiten hin bedeutsam: als ästhetische Äußerungen setzen sie sich mit den Anschauungen Bodmers und Breitingers auseinander, als literargeschichtliche suchen sie die Gleichwertigkeit des deutschen Geistes mit dem der Nachbarvölker zu erweisen und so das deutsche Nationalgefühl zu heben, ebenso wie ihm die deutsche Sprache ein Mittel zur Verherrlichung des Vaterlandes wird; rein und unvermischt kommt dieses schöne vaterländische Gefühl dann auch in zahlreichen Anmerkungen zum Ausdruck, die die Laster und Schwächen seiner Landsleute scharf geißeln und die Deutschen aufstacheln sollen, sich von fremdländischem Wesen frei zu machen und ihre eigene Art zu erkennen und zu entwickeln. — Über die unmittelbaren Trabanten und Mitkämpfer Gottscheds liegen aus den Berichtsjahren keine eingehenderen Darstellungen vor. Dagegen sind einigen Gottsched immerhin nahestehenden Persönlichkeiten aus dem Kreise der Bremer Beiträge Dissertationsarbeiten zugute gekommen.

Während W. Lippert als Vorstudie zu einer in Aussicht gestellten umfassenden Untersuchung der dichterischen Tätigkeit N. D. Giesekes eine ausführliche biographische Behandlung seiner Persönlichkeit bietet (Greifswald 1915), gibt K. Kühnes Berliner Dissertation (1914): „Studien über den Moralsatiriker G. W. Rabener" wertvolle Forschungen zu Rabeners literarischer Tätigkeit. Nachdem ein erstes Kapitel vielfach unbekannte Beziehungen menschlicher und literarischer Art zwischen dem Bremer Beiträger und zeitgenössischen Autoren wie Cramer, Giesecke, Hagedorn, Bodmer, Gottsched, Gleim u. a. neu aufgedeckt oder bisher Bekanntes berichtigt hat, geht das zweite Kapitel mit umsichtiger philologischer Kritik daran, Rabeners Anteil an den Leipziger periodischen Schriften aufzuzeigen und den Nachweis seiner Autorschaft für die anonymen Satiren der „Belustigungen des Verstandes und Witzes" zu führen. Ein dritter Teil der Arbeit prüft die Satiren nach Theorie, Stoff und Form und unterscheidet vier Entwicklungsperioden derselben: die Abhängigkeit der ersten Versuche von den Kunstsatiren Günthers und Neukirchs, die Anlehnung der Produkte der Leipziger Studentenjahre an Swift, die Periode des „Zuschauers", und die deutsche Moralsatire mit sächsischen Lokalstoffen in englischer Technik. Der Anhang bringt erstmalig abgedruckte Briefe Rabeners aus dem Gleimstift, der preußischen Staatsbibliothek in Berlin und der Hamburger Stadtbibliothek. — Die Gießener Dissertation von G. Paul über „Die Veranlassung und die Quellen von J. E. Schlegels Canut" (1916) sucht die bisher unbekannte Anregung zur Wahl dieses Stoffes aus der dänischen Geschichte in einer Arbeit Hans Grams über Canuts Reise nach Rom festzustellen, die 1745 erschienen war und zu deren Verfasser Schlegel auch in nachweisbaren persönlichen Beziehungen stand. Die etwas breite und äußerliche Untersuchung über die Quellen des Dramas ergibt, daß zu den im „Vorbericht" angeführten Schriften noch einige mittelalterliche englische Geschichtschreiber hinzuzufügen sind. Die Quellen selbst sind z. T. ziemlich frei verwertet; besonders ist verschiedentlich das Bestreben nachzuweisen, zur Erregung stärkerer Gemütsbewegungen einzelne Tatsachen aus anderen Zusammenhängen auf die Figuren des Dramas zu übertragen.

Mit Lessing wird die Aufklärung auf den Höhepunkt ihrer Entwicklung geführt. Seiner Bedeutung entsprechend beschäftigt sich auch im Berichtszeitraum eine ganze Reihe von Arbeiten direkt oder indirekt

mit ihm. Allen voran aber sind zwei Erscheinungen zu nennen. Mit den beiden 1915 und 1919 erschienenen Teilen des 22. Bandes seiner Lessingausgabe schließt Franz Muncker die Arbeit eines vollen Menschenalters ab! 1886, als dritte Auflage der ursprünglich von Karl Lachmann herausgegebenen und in zweiter Auflage von Maltzahn verschlechterten Ausgabe begonnen, lagen bis 1907 bereits 21 Bände vor. Der Schlußband bringt nunmehr die Berichtigungen und Nachträge zu den vorausgegangenen Bänden und ein Verzeichnis aller irgendwie beachtenswerten Drucke Lessingscher Schriften. Damit ist für alle Lessingforschung nunmehr die abschließende und bleibende Grundlage gegeben. Das in Aussicht gestellte ausführliche Namen- und Sachregister, das die Benutzung der Ausgabe wesentlich erleichtern und ihre Brauchbarkeit erhöhen soll, wird hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Mit W. Oehlkes zweibändigem Werk „Lessing und seine Zeit" reiht sich der auch heute noch wertvollen Lebensbeschreibung Th. W. Danzels (1850—53) und Erich Schmidts Meisterdarstellung eine dritte biographische Schilderung an, die dem „scheinbar so Spröden, Unpersönlichen" zuförderst „von der rein menschlichen Seite" sich nahen will. Im Sinne des vorangestellten Mottos aus Dichtung und Wahrheit sucht Oehlke den Menschen Lessing in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet hat, und wie er sie nach außen abspiegelt, womit gleichzeitig eine Kultur- und Geistesgeschichte des Lessingschen Zeitalters gegeben wird. In geschickter und sicherer Gliederung wechseln zeitlich und örtlich bedingte Abschnitte (Heimat, Vaterhaus und Schule, Universität usw.) mit abgerundeten Kulturbildern ab, die sich um Gruppen Lessingscher Werke oder Höhepunkte seines Schaffens (In der Schule der Weltliteratur. — Die Umgestaltung des dichterischen und religiösen Lebens. — Der Siebenjährige Krieg. — Minna von Barnhelm usw.) ordnen und den Zeitungsschreiber und Kunstrichter, den Gelehrten und Dichter, insonderheit aber den Menschen Lessing wirklich lebendig werden lassen, wozu die flüssige Darstellungsweise ihr Teil beiträgt. Die über hundert Seiten umfassenden Anmerkungen bieten besonders kulturgeschichtliche Nachweise und machen die wertvollsten neueren Schriften zur Lessingliteratur namhaft.

Mit Lessings Minna von Barnhelm eröffnet H. Meyer-Benfey eine Sammlung, die ästhetisch hervorragende, ausnahmsweise auch historisch bedeutsam gewordene Dramen der verschiedenen Völker mit besonderer Betonung der deutschen aus allen Zeiten bis zur Gegenwart behandeln soll. Die tief schürfende, freilich auch nicht selten zu sehr in die Breite gehende analytische Betrachtungsweise dieses Autors ist aus seinem großen Kleistwerke wie aus seiner Einzeluntersuchung der Hebbelschen Judith zur Genüge bekannt. — K. Behschnitt behandelt in einer Breslauer Dissertation „Lessings Ansichten von der deutschen Sprache" (1916) und kommt zu dem Gesamturteil, daß Lessing auf dem Gebiete der Grammatik und der Etymologie wenig über den allgemeinen Standpunkt der Zeit hinauszukommen vermochte, daß er dagegen in stilistischen Fragen durch den Kampf gegen den übermäßigen Fremdwortgebrauch der Zeit, durch den Hinweis auf die Ausdruckskraft von gewissen Provinzialismen, durch die Betonung von Kürze, Klarheit und Wahrheit und

besonders durch das Vorbild seiner eigenen Prosa fördernd eingewirkt habe. — Eine Züricher Dissertation von R. Dikenmann (1915) mit dem Titel „Beiträge zum Thema Diderot und Lessing" weist in einer Reihe von Parallelen auf die engen Beziehungen zwischen den Gedankengängen Diderots und Lessings hin, aus denen die starken Anregungen, die der Begründer der deutschen Ästhetik von dem französischen Kunstfeuilletonisten erfahren hat, deutlich werden, zugleich aber auch die Selbständigkeit Lessings in der Lösung der Probleme hervortritt.

Während sich die eben genannten Arbeiten verschiedenen abgegrenzten Sonderfragen zuwandten, gruppiert sich eine ganze Reihe von z. T. tiefeindringenden Untersuchungen um einen der Zentralpunkte Lessingscher Weltanschauung: den Toleranzgedanken. In ihm gipfeln die beiden Beantwortungen, die das von der Mendelssohn-Toleranzstiftung gestellte Thema: „Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Moses Mendelssohns" erhalten hat (1914). J. Horowitz erörtert, nachdem er einleitend den Toleranzgedanken aus den religiösen Tendenzen des Deismus und der Aufklärung abgeleitet hat, Lessings, Mendelssohns, Herders, Kants und Schillers Stellungnahme; A. Wolffs Arbeit dagegen, die denselben im Preisthema festgelegten Titel trägt, stellt einen ersten Versuch dar, eine Entwicklungsgeschichte des Toleranzgedankens aufzuzeigen, der mit dem Auftreten Lessings seinen Höhepunkt und seine endgültig abschließende Formulierung erreicht. — Auch T. C. van Stockums Abhandlung „Spinoza — Jacobi — Lessing" (Groningen 1916) kommt auf die Schilderung einer Art von Betätigung des Toleranzprinzips heraus, indem sie die alte Streitfrage der großen Literaturfehde der Mitte der achtziger Jahre, den „Pantheismusstreit", in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung stellt, mit dem Resultat, daß der Lessing der siebziger Jahre vielfach unter dem Einflusse Spinozas stehe, aber doch nicht Spinozist in unserem modernen Sinne gewesen sei. — Endlich liegen auch alle religiösen Bestrebungen Lessings nach ihrer positiven Seite hin in der erstrebten Stärkung des Toleranzgedankens. Auf diesem Gebiete legt G. Fittbogen verschiedene eingehende Untersuchungen vor. In seiner Halleschen Dissertation „Die Religion Lessings" versucht er eine neue Deutung der Ringparabel: sie sei eine Weissagung auf die kommende Menschheitsreligion, welche die positiven Religionen überwinden wird. Damit lehnt er auch die Bezeichnung des Dramas als Toleranzdrama ab, da es sich nicht mehr um gegenseitige „Duldung" verschiedener Religionen handle, sondern die (aufgeklärten) Glieder verschiedener Religionsgemeinschaften in Wirklichkeit Anhänger derselben Humanitätsreligion seien. Das Kapitel der Dissertation über „Reimarus' Religion" wurde im Juniheft 1918 der Preußischen Jahrbücher unter der Überschrift „Lessings Entwicklung bis zur Bekanntschaft mit Reimarus" in einer Inhalt und Stil der Reimarusschen Schrift klar kennzeichnenden Abhandlung fortgeführt, die hervorhebt, wie Lessing hauptsächlich die negative Kritik positiver Glaubensdokumente bei Reimarus zu schätzen wußte, selbst aber in den Wolfenbüttler Fragmenten über den Deismus und die natürliche Religion hinauswuchs, um damit sowohl der Begründer der Religionswissenschaft als der Dichter des Nathan zu werden. Ob dieser Aufsatz Fittbogens ebenso

wie die Darstellung von „Lessings Anschauung über die Seelenwandrung“ (G. R. M. 1914, 632/55) Teile des in der Dissertation angekündigten Gesamtwerkes darstellen, vermag ich nicht zu überblicken, da ich nicht festzustellen vermag, ob die ganze Arbeit bisher im Druck erschienen ist.

Adolf Bartels' Werk „Lessing und die Juden“ stellt auf fast 400 Seiten alles irgendwie unter diesen Gesichtspunkt Fallende zusammen, wobei es sich besonders mit Erich Schmidt einerseits und Dühring andrerseits auseinandersetzt. Das Buch ist natürlich im Sinne der bekannten antisemitischen Tendenz des Verfassers geschrieben, versucht aber, sich in den Grenzen sachlicher Erwägungen zu halten, so daß es gleichfalls einen Beitrag zur Geschichte des Toleranzgedankens zu erbringen vermag.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang noch Wolfgang Liepes Werk „Das Religionsproblem im neueren Drama von Lessing bis zur Romantik“ (Halle 1914) mit Auszeichnung genannt, das scharfsinnig und klar in flüssigem Stil und einprägsamer Formulierung die hervorragenden Dramen dieser Epoche auf ihre Stellung zur positiven Religion untersucht und den Entwicklungsgang des religiösen Geistes vom reinen dogmenlosen Vernunftglauben der Aufklärung über das klassische Evangelium der Humanität zur persönlich erlebten Religion der Romantiker verfolgt. Vielleicht ist die Aufklärung etwas zu einseitig vom Standpunkt der Romantik aus eingeschätzt; auch die Einteilung der Romantik in drei Entwicklungsphasen ist nicht ganz frei von Konstruktion. Als Ganzes aber sowie besonders in der Charakteristik Zacharias Werners, dessen geistesgeschichtliche Bedeutung hier zum erstenmal eingehend zur Geltung gebracht wird und dessen Dramen eine musterhafte Analyse erfahren, gehört das Buch mit zu den beachtungswertesten Neuerscheinungen der letzten Jahre.

Wenn die Wielandforschung immer noch auf weite Strecken hin unbebautes Feld aufweist, so liegt dies in erster Linie an dem Fehlen einer kritischen Gesamtausgabe, da die von der deutschen Kommission der preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Gesammelten Schriften“, die nach Seufferts sachkundigen und zielsicheren „Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe“ (Abhandlungen der Berliner Akademie d. W. 1904—1909) auf etwa fünfzig starke Bände berechnet sind, heute erst in neun Bänden vorliegen. Im Berichtszeitraume sind von der ersten Abteilung der „Werke“ als vierter Band die prosaischen Jugendwerke, hrsg. von F. Homeyer und Hugo Bieber (1916), erschienen, die eine Fülle neuen Materials besonders zu den Kämpfen der Schweizer gegen Gottsched und zu Wielands anakreontischer Jugenddichtung erbringen. — Von den vorliegenden Einzelstudien gibt die aus einer Straßburger Dissertation hervorgegangene Arbeit von Emilie Marx „Wieland und das Drama“ (1914) fleißige Analysen und Vergleichungen mit den Quellen sowie eine Darstellung der Singspieltheorie Wielands, die aber mehr mit den Bestrebungen des zeitgenössischen Musik- und Opernwesens hätte verknüpft werden müssen. — Für „Wielands Gandalin“ vermag die tüchtige Leipziger Dissertation von R. Germann (Probefahrten, 26. Bd., 1914) eine Novelle Scarrons aus seinem Roman comique, betitelt „Histoire de

l'Amante invisible" als Quelle nachzuweisen, wobei eingehend die Arbeitsweise Wielands aufgezeigt wird. — P. Groschwald unterzieht in seiner Gießener Dissertation (1914) „Das Bild des klassischen Altertums in Wielands Agathon" einer sorgfältigen Prüfung hinsichtlich der antiquarischen Richtigkeit der Schilderung der Landschaften und Orte, des Volkscharakters, des staatlichen und religiösen, häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, wobei er zu dem Resultate gelangt, daß Wieland durchaus geeignet war, ein historisch richtiges Bild dieses Zeitalters zu geben. Das vereinzelte Vorhandensein unrichtiger Angaben beruhe nur zum kleinsten Teil auf Mangel an entsprechenden Kenntnissen, sondern sei zur Erreichung künstlerischer Ziele vorgenommen worden. — Handelt es sich bei diesen Untersuchungen um engumkreiste Probleme, so ist H. Wahls „Geschichte des deutschen Merkur" (Palaestra 127, 1914) aus eingehendster Kenntnis eines vier Jahrzehnte umspannenden Zeitraumes hervorgegangen. Die Arbeit verfolgt die Entwicklung des Journalisten Wieland von seinen moralphilosophisch-ästhetischen Anfängen über die antiklerikalen und antisupranaturalistischen Kämpfe der achtziger Jahre bis zu seinen stegreifpublizistischen und tagesschriftstellerischen Äußerungen in den Jahren nach der Revolution. Durch die zahlreichen Charakteristiken der verschiedenen Mitarbeiter und ihrer Beiträge, sowie durch das Hineinstellen der Zeitschrift in die journalistische Gesamtlage der Zeit gelingt es dem Verfasser, nicht nur ein gutes Bild des literarischen Lebens zu entrollen, sondern gleichzeitig ein Stück Zeitgeschichte zu anschaulicher Darstellung zu bringen.

Dem österreichischen Nachahmer Wielands, Joh. Baptiste von Alxinger, ist die Dissertation K. Bullings (Leipzig 1914) gewidmet, die nach einer allgemeinen Schilderung des damaligen geistigen Milieus in Wien dem Leben und den Werken eine eingehende Untersuchung zuteil werden läßt, wobei die verschiedenen Veränderungen und Verbesserungen bei der Aufzeigung von Alxingers Stilprinzipien mit Geschick verwertet werden. — Der ausgezeichnete Vertreter des Wiener Volksdramas, Philipp Hafner, dessen Schriften bisher nur in der hundert Jahre zurückliegenden seltenen Samleithnerschen Ausgabe zugänglich waren, ist in einer von E. Baum besorgten schönen Ausgabe der Werke in den Schriften des literarischen Vereins in Wien (1914 und 1915) nunmehr wieder weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Bisher sind zwei Bände in zeitlicher Anordnung der Werke mit der ganzen Willkür und Mannigfaltigkeit der Erstdrucke erschienen, mit einer ausführlichen biographischen Einleitung, die vielfach über die früheren Biographien von Wurzbach und Schlossar hinauszukommen vermag und die treffend die literarische Eigenart dieses Vorgängers Raimunds auf die Formel bringt: „uralter Wust der Hanswurstkomödie neben frischen Anfängen eines neuen Volksdramas, platte Routine neben kräftiger Eigenart".

Mit Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nicolai nimmt die Aufklärung ihren Kampf gegen die neue Richtung der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges auf. Zu diesem Thema liegen zwei wertvolle Arbeiten vor. R. Kleineibst untersucht auf Grund umfassender Lektüre der Schriften, Briefe und Tagebücher „G. Ch. Lichtenberg in seiner Stellung zur deutschen Literatur" (Straßburg 1915). In vier Kapiteln werden nicht nur die verschiedenen Beziehungen dieses geistreichen Aphoristikers (der erst durch Leitzmanns in fast zehnjähriger

Arbeit fertiggestellte mühevolle Ausgabe seiner Aphorismen in die rechte literarische Beleuchtung gerückt worden ist) zu den schriftstellernden Zeitgenossen zur Darstellung gebracht, sondern auch eingehend die Gründe dieser Stellungnahme aufgezeigt. Lichtenberg blieb eben allen Erscheinungen gegenüber der kühle, scharfblickende Rationalist, der jedem Aufklärerischen freundlich, allem Genialen, Empfindsamen, Schwärmerischen feindlich gesinnt war. So wurde er zum laudator temporis acti, zum Verteidiger der Gellert, Rabener, Gottsched, Ramler, Nicolai usw. und zum heftigen Gegner Klopstocks, des Hains und vor allem des jungen Goethe sowie alles religiösen und wissenschaftlichen Schwärmertums, wie es sich ihm besonders in Lavater, Zimmermann, Hamann und Jakob Böhme verkörperte.

Die Arbeit von V. Bouiller „G. Ch. Lichtenberg. Essai sur sa vie et ses œuvres" (Paris 1914) war mir nicht zugänglich.

In dieselbe geistige Atmosphäre führt M. Sommerfelds durch sachliche Gründlichkeit wie Klarheit und Übersichtlichkeit gleich ausgezeichnetes Werk „F. Nicolai und der Sturm und Drang", das aus einer Münchener Dissertation (1918) hervorgegangen nunmehr in einem Umfange von 400 Seiten vorliegt (Halle 1921). Nachdem die Einleitung in systematischer Analyse die Grundlagen von Nicolais kritischem Verhalten festgelegt hat, wird seine Stellung zu Klopstock und dessen Kreis, zu Hamann, Jacobi und Herder dargelegt. Ohne daß eine „Rettung" Nicolais versucht wurde, erhellt doch, daß dieser durchaus nicht nur als der unbedingte Gegner des Sturmes und Dranges anzusehen ist. Er hat sehr wohl die künstlerische Bedeutung dieser literarischen Leistungen einzuschätzen gewußt; in seiner weltanschaulich gebundenen Position aber mußte er, besonders von der moralischen Seite her, zur Negation gelangen. Sommerfeld hat den umfangreichen Nachlaß Nicolais eingehend herangezogen und zeigt überall eine sichere Beherrschung des ausgedehnten Materials, so daß sein Werk, aus derselben wissenschaftlichen Einstellung hervorgegangen wie Ungers Hamannbuch, eine wertvolle Ergänzung zu diesem und einen weiteren Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung bietet.

Schließlich sind in diesem Zusammenhange noch einige Untersuchungen zu erwähnen, die hauptsächlich der Erkenntnis des Prosastiles zugute kommen. Zu begrüßen ist es, daß R. Abekens trotz sorgfältiger Edition heute doch veraltete und nur noch antiquarisch zu beschaffende Ausgabe der Werke Justus Mösers (1842—43) ersetzt werden soll durch eine von H. Schierbaum besorgte Ausgabe der „Gesammelten Werke", von der aber (soweit ich sehen kann) erst der erste die „Patriotischen Phantasien" umfassende Band vorliegt (München 1915). Die folgenden Bände sollen den Briefwechsel Mösers mit seinen Zeitgenossen, die „Osnabrückische Geschichte", die Jugendwerke und kleineren Schriften bringen und von einem die Biographie, Bibliographie, Register, Verzeichnisse und Beilagen enthaltendem Bande beschlossen werden. — „Justus Mösers Prosa" wird in einer tüchtigen Kieler Dissertation von A. Laging (1915) sprachlich-stilistisch betrachtet. Von den zwei Hauptperioden ihrer Entwicklung ist die erste (bis 1760) erfüllt von einer immer wachsenden Auflehnung gegen die französische Mode, die aber erst in der zweiten in Theorie und Praxis zum endgültigen Siege der Muttersprache führt. Dabei entwickelt sich diese, schon von Anfang an verhältnismäßig frei von den alten Formen des Kanzleistils, über den Konversationston hinaus zu frischer Volkstümlichkeit und rhetorischer Kraft

und bedeutet damit einen wesentlichen Fortschritt in der Erzählungskunst des 18. Jahrhunderts. — J. M. Bopps Arbeit „G. K. Pfeffel als Prosaschriftsteller" (Einzelschriften zur elsässischen Geistes- u. Kulturgesch. H. 4) lag mir leider nur in dem Teildruck der Straßburger Dissertation (1918) vor, aus dem für die Gesamterfassung des Stoffes wenig zu ersehen ist. — F. Rummelt hat sich für seine Hallesche Dissertation (1914): „A. H. J. Lafontaine von den Anfängen bis zur Höhe seines Schaffens 1785—1800" verdienstlich und fleißig der Lektüre von zirka 200 Werken dieses gelesensten Modeschriftstellers seiner Zeit unterzogen und wendet sich mit guten Gründen gegen die allgemeine Auffassung, in Lafontaine immer nur den Verfasser sentimentaler Familienromane zu erblicken. Wenn man die Entwicklungsjahre seines Schaffens von 1785 bis zum Höhepunkte um die Wende des 18. Jahrhunderts überblickt, so muß man seine Fähigkeit, in kurzen Novellen mit nur wenigen Personen gar nicht so üble dichterische Gebilde darzubieten, anerkennen, ebenso wie seine pädagogischen Romane das rege Interesse an Rousseauschen Erziehungsgedanken durchblicken lassen. In seinen historischen Romanen vollzieht sich dann allmählich der Übergang zum Familienroman, der aber ebenfalls bis 1800 nicht die durchweg absprechende Beurteilung verdient. — Erwin Jahn untersucht „Die Volksmärchen der Deutschen von J. K. A. Musäus" (Probefahrten 25, 1914) eingehend nach Stoff und Form, nach der Stellung im Leben ihres Verfassers und in der Märchendichtung der Zeit mit dem literarhistorischen Ergebnis, daß sie einmal als die wichtigste Erscheinung auf dem Wege zu dem reinen Volksmärchen vor der Sammlung der Brüder Grimm anzusehen sind, zugleich aber auf der anderen Seite eine Voraussetzung zur Entstehung des romantischen Kunstmärchens bilden. — Für „Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre (bis 1798)" vermag K. Günthers Züricher Dissertation (1917/18) mannigfache Berichtigungen und wertvolles neues Material für die Graubündener Zeit, besonders mit Hilfe des Tscharnerschen Familienarchivs zu erbringen, wobei auch die Schilderung von Umgebung und zeitgenössischen Zuständen gut eingeflochten wird und der junge Zschokke eine treffende Charakteristik als ehrgeiziger, schaffensfreudiger, anpassungsfähiger und journalistisch begabter Jüngling erfährt, der aber daneben wenig Originalität und keine tiefe künstlerische Begabung aufzuweisen hat.

§ 7. Empfindsamkeit und Sturm und Drang

Während die Aufklärung von ihrer einstigen beherrschenden Oberstellung zu einer die neuen Geistesströmungen nicht mehr verstehenden und sie bekämpfenden Unterströmung herabgesunken war, die aber noch weithin ihren Einfluß mehr oder weniger offen oder versteckt geltend machte, war seit Mitte des 18. Jahrhunderts eine neue junge Generation und mit ihr eine neue Geistesrichtung auf den Plan getreten. Mit ihrem vertieften Gefühlsleben und echter Leidenschaft beinflußte sie als „Empfindsamkeit" und „Sturm und Drang" (zwei trotz des scheinbaren Gegensatzes innerlich eng zusammengehörende Erscheinungsformen) bald entscheidend das gesamte literarische Leben. Am Anfange dieser neuen literarischen Epoche, die wenig später dann durch Herder zu voller Entfaltung gebracht wurde, steht Klopstock, der in der literarhistorischen Forschung — offenkundig im Zusammenhang mit der expressionistischen Kunstanschauung der Gegenwart — nach jahrzehntelang vielfach unzulänglicher Beurteilung eine Renaissance erfährt und endlich langsam in seiner entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung voll erkannt zu werden beginnt. Von den Klopstock gewidmeten Arbeiten bringt A. Piepers Marburger Dissertation über „Klopstocks Deutsche Gelehrtenrepublik" (1915) nur eine fleißige Zusammenstellung der Entstehungsdaten und eine systematisch geordnete Inhaltsübersicht. —

Dagegen verdient die Arbeit von Emil Brocks mit dem Titel „Klopstocks Silbenmaße des „gleichen Verses“ (Kiel 1918) Beachtung. Er sucht — ohne Rücksicht auf die heutigen metrischen Theorien — aus Klopstocks eigenen metrischen Bemühungen und Ansichten die Gesetze zu ermitteln, nach denen der Dichter die Strophen der Triumphgesänge des Messias und den seit 1764 in den „neuen“ Silbenmaßen gedichteten Oden geformt hat, und kommt dabei zu dem interessanten Ergebnis, daß die „Wortfüße“, aus denen der Dichter sein neues Versmaß gebildet hat, dieselben sind wie die des deutschen Hexameters. — Auch H. Wöhlerts Bemühungen, „Das Weltbild in Klopstocks Messias“ (Bausteine 14, Halle 1915) zur Darstellung zu bringen, können im ganzen als wohlgelungen bezeichnet werden. In den einzelnen Abschnitten: Himmel, Weltraum, Erde, Hölle, leerer Raum, menschliche Seele wird nachgewiesen, wie der Dichter versucht, dem kopernikanischen Weltbilde gerecht zu werden, ohne aber sich ganz dem Einfluß von Bibel, Gnosis und mittelalterlich-theologischer Überlieferung entziehen zu können. Mit Recht wird Erich Schmidts Annahme von der völligen Unanschaulichkeit dieses Weltbildes zurückgewiesen als eine von dem naturalistischen Wirklichkeitssinn der neunziger Jahre diktierte falsche Fragestellung, die Klopstocks ganz auf Gefühl und Empfindung gerichtetem Streben niemals gerecht werden könne.

Wieweit F. H. Adlers New Yorker Publikation „Herder and Klopstock. A comparative study“ (1916) die wertvolle Problemstellung des Titels in der Darstellung zu erschöpfen vermag, kann ich leider nicht nachprüfen.

Diese von Klopstock angeführte Richtung löst sich vorwiegend in zwei Zentren aus: der gemäßigten, noch vielfach in der Konvention der Geßnerschen Idyllen und der Gleimschen Anakreontik befangenen Göttinger Hain-Bewegung und der literarischen Revolution des südwestdeutschen Sturmes und Dranges. Ehe auf diese beiden Gruppen und ihre literarische Bearbeitung im einzelnen eingegangen werden soll, seien einige Arbeiten angeführt, die sich dem Gesamtproblem zuwenden. Dabei zeigt sich freilich, wie gefährlich es ist, wenn Erstlingsarbeiten ihr Arbeitsfeld zu weit abstecken und wie nahe Entgleisungen liegen, wenn sie dabei nicht nur Stoffmassen zu bewältigen suchen, sondern die geistigen Strömungen ganzer Perioden zu zusammenfassender Darstellung bringen möchten. So sind denn auch von den vier Dissertationen, die allgemeine Tendenzen der Sturm- und Drangperiode behandeln, die Züricher Arbeit von J. Ernst, „Der Geniebegriff der Stürmer und Dränger und der Frühromantiker“ (1916) und die Leipziger „Beiträge zur Ethik der Sturm- und Drangdichtung“ von Ulrike Garbe (1916) als wenig fördersam und im wesentlichen nur Bekanntes wiederholend abzulehnen. Dagegen führt H. Großendorf in seiner Münchner Dissertation „Der Monolog im Drama des Sturmes und Dranges“ (1914) in dankenswerter Weise Friedrich Düsels Abhandlung „Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings“ (1897) weiter durch die Sturm- und Drangperiode bis zu Schillers Jugenddramen. Nach Aufzeigung der Unterschiede zwischen

dem ängstlich die Wahrscheinlichkeit wahrenden, kühl abgezirkelten Verstandesmonolog der Aufklärung und dem Monolog des Sturmes und Dranges als lyrischer Ausdrucksform im Dienste der Charakteristik und der Handlung untersucht das zweite Kapitel die Monologe des Götz und der Ritterdramen, das dritte die Monologe der bürgerlichen Dramen von Leisewitz, Goethe, Klinger, Lenz, Wagner, Maler Müller und der Jugenddramen Schillers, während das Schlußkapitel die Monologe des Urfaust und der Goetheschen Satiren behandelt. Dabei werden die Monologe stets im Zusammenhang mit der Eigenart des betreffenden Dramas, dem Wesen des Dichters und dem Charakter der jeweiligen Zeitströmung gesehen, so daß tatsächlich in diesem Ausschnitt ein „Abbild der großen Entwicklung der deutschen Poesie im 18. Jahrhundert" gegeben wird.

Eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur dieses Zeitraumes liegt auch in H. Schnorfs umfangreicher Züricher Dissertation „Sturm und Drang in der Schweiz" (1914) vor. Hier wird zum erstenmal eingehend nach den Gründen gesucht, warum in der Schweiz, trotz der zahlreichen Beziehungen zu den deutschen Stürmern und Drängern, trotz des regen geistigen Lebens dieser Jahre und trotz der vielfach vorhandenen Sturm- und Drang-Stimmung, keine eigentliche Sturm- und Drang-Dichtung nachzuweisen ist. Einmal sind es äußere Verhältnisse mit der Zensur als schlimmster Feindin aller geistigen Entwicklung an der Spitze; dann aber wurden — wie dies wohl nur in einer Republik möglich ist — die besten Kräfte des Volkes, durch das Bestreben der politischen Not der Zeit zu wehren, in einer Weise absorbiert, daß sie entweder, wie Füßli und Pestalozzi, in künstlerischer Betätigung eine unnütze Spielerei erblickten, oder aber ihre Kunst in den Dienst des Staates stellten und in erster Linie das Ideal des Bürgers herauszuarbeiten suchten, der sich seiner Freiheit würdig erweist, indem er sich dem Gesetz unterwirft, strenge Selbstzucht übt und ein brauchbares Glied des Staates wird. Neben diesen sorgfältig aus weithin zerstreutem Material zusammengearbeiteten allgemeinen Zusammenhängen ist die dem bedeutendsten Schweizer Künstler dieser Zeit, Heinrich Füßli, und seiner Stellung zu der neuaufblühenden deutschen Dichtung gewidmete, zum großen Teil auf der Verwendung bisher ungedruckten Materials fußende Untersuchung besonders zu begrüßen.

Von den Mitgliedern des Göttinger Hains hat das liebenswürdigste und echteste Talent, Hölty, endlich eine kritische Edition seiner Werke erhalten in der zweibändigen, von W. Michael besorgten Hölty-Ausgabe der Gesellschaft der Bibliophilen (Weimar 1914 und 1918). Der erste Band bringt in chronologischer Anordnung die Gedichte und Übersetzungen (mit Ausnahme von vier größeren Stücken), der zweite Band gibt in seiner ersten Hälfte Rechenschaft über die Prinzipien der Ausgabe sowie ein sorgfältiges Verzeichnis der Lesarten mit zahlreichen wertvollen Hinweisen, während die zweite Hälfte Höltys Briefwechsel (vorwiegend mit Voß, Miller und Boie) darbietet.

Merkwürdigerweise legt Georg Bormann diese Ausgabe nicht seinen „Beiträgen zum Wortschatze Höltys" (Dissertation Greifswald, 1916) zugrunde, im übrigen

besteht das einzig Brauchbare dieser einfach aneinandergereihten Auszettelarbeit höchstens in dem alphabetischen Register, das weiterer Forschung zugute kommen kann.

Mit den „Qellenstudien zu J. H. Voß' Oden" von E. Meyenburg (Dissertation Berlin 1916) wird dagegen eine Lücke ausgefüllt, da bisher neben dem Idyllendichter der Odensänger Voß noch kaum eingehender beachtet worden ist. In erster Linie wird dabei das Verhältnis zu Horaz und zu Klopstock in den gedanklichen, stilistischen und metrischen Entlehnungen und Beeinflussungen aufgezeigt, während die Beziehungen zur Bibel, zu Ramler, Homer, Virgil und Ovid, entsprechend ihrer Ergiebigkeit, eine kürzere Behandlung erfahren.

Von F. L. Stolberg legt K. Löffler (Münster 1918) eine bisher unbekannte Psalmenübersetzung vor, die eine handschriftliche Fortsetzung der gedruckten Psalmenübersetzung des Hildesheimer Professors Joseph Cramer darstellt und in reimlosen Versen von verschiedenen Silbenmaßen die Psalmen 78—150 in gewandter Übertragung als Widmung für den Fürstbischof von Hildesheim wiedergibt.

Im weiteren Sinne gehört zu dieser Gruppe von Arbeiten auch eine Reihe von Untersuchungen, die sich mit Persönlichkeiten befassen, die in mehr oder weniger engem Zusammenhange mit dem Göttinger Hain stehen. In erster Linie seien hier zwei biographische Darstellungen genannt, von denen A. M. Wagners Gerstenbergbiographie (Heidelberg 1920) leider erst mit ihrem ersten Bande vorliegt, aber wenigstens bibliographisch verzeichnet sei. — W. Stammlers Lebensbild des Wandsbeker Boten Matthias Claudius (Halle 1915) dagegen dürfte, wenigstens nach seiner biographischen Seite hin, abschließende Bedeutung zukommen. Auf Grund reichen handschriftlichen oder bisher unbekannt gebliebenen gedruckten Materials sind hier in sorgfältigster Detailarbeit alle irgend erreichbaren Lebensdaten und Beziehungen zusammengetragen und eingehende Analysen aller Schriften gegeben. Stammler betont ausdrücklich, daß sein Werk das schöne Lebensbild von Wilhelm Herbst nicht überflüssig machen wolle, sondern daß er es hauptsächlich nach der literarhistorischen Seite ergänzen möchte. So verfolgt er die Entwicklung von Claudius vom Redakteur einer unscheinbaren Tageszeitung bis zum ernsten religiösen Schriftsteller, von den ersten jugendlich-konventionellen dichterischen Anfängen bis zum eigenen originalen Ton, den er bis an sein Lebensende beibehielt. Besonders sei auch auf die z. T. grundlegende Forschung bietenden Anmerkungen verwiesen, deren Verwertung freilich leider durch das Fehlen des Registers (das der Verfasser wegen seiner Teilnahme am Kriege nicht mehr anfertigen konnte) erschwert wird.

Nach der theologischen Seite bieten H. Loofs Ausführungen „Die religiösen Anschauungen des Dichters Matthias Claudius" (Theologische Studien und Kritiken 1915, S. 173/223 u. 273/366) eine gute Ergänzung.

Von dem bedeutendsten Gesinnungsgenossen des Hains, Gottfried August Bürger, liegt die ausgezeichnete mit reichhaltigen Anmerkungen versehene „kritisch durchgesehene und erläuterte" Ausgabe der Gedichte von E. Consentius in zweiter vielfach verbesserter und vermehrter Auflage (1915) vor. — W. Stammlers Ausgabe von „Bürgers Ge-

dicht Die Nachtfeier der Venus“ (Lietzmanns Kl. Texte, H. 128, 1914) ermöglicht durch die Vorführung der dreifachen Überarbeitung, die Mitteilung der lateinischen Vorlage und der wichtigsten Belege zur Entstehungs- und Textgeschichte einen guten Einblick in die Arbeitsweise und Technik des Dichters. — Bürgers Übersetzungstätigkeit, der er sich trotz aller Hemmungen durch die eigene starke Originalität immer wieder zuwandte, sind zwei Arbeiten gewidmet. Mit weniger gutem Gelingen gibt H. Fluck „Beiträge zu G. A. Bürgers Sprache und Stil mit besonderer Berücksichtigung seiner Iliasübersetzung“ (Dissertation Münster 1914), indem er besonders die Archaismen Bürgers, sein Verhältnis zur Sprache Klopstocks und zum niederdeutschen Sprachgut aufzeigt. — Eine sehr ansprechende textkritische und dramaturgische Würdigung von „G. A. Bürgers Macbeth-Bearbeitung“ steuert dagegen K. Kauenhoven bei (Dissertation Königsberg 1915), der auf gedrängtem Raum in klarer Zusammenfassung die Entstehungsgeschichte und die Wirkung der erfolgreichsten und für die Einführung Shakespeares in Deutschland bedeutendsten vorschillerschen Bearbeitung in voller Abrundung der bisherigen lückenhaften Kenntnisse vorführt.

Eine Ergänzung zu diesen beiden Untersuchungen bietet Adolfine Pevelings Münsterische Dissertation über „Bürgers Beziehungen zu Herder“ (1917), die in ihrem zweiten Kapitel die Übersetzungen im Zusammenhang mit Herders Anregungen betrachtet, während nach einer Erörterung des persönlichen Verhältnisses das erste Kapitel den Einfluß Herders auf den Dichter untersucht und das letzte die Urteile Herders über das literarische Schaffen Bürgers zusammenstellt.

Für die „literarischen Beziehungen zwischen den Erstlingsdramen Klingers und Schillers“ gibt eine ausgezeichnete Berner Dissertation von A. Keller (1913/14) überzeugende Nachweise. In methodisch einwandfreier Weise, mit feiner psychologischer Bewertung von bewußter und unbewußter Anlehnung und über dem Stoffe stehender kritischer Beherrschung reicher Literatur wird zunächst die Vorgeschichte und die literarhistorische Stellung von Klingers „Otto“ aufgezeigt; daran anschließend werden die literarischen Beziehungen zu den „Räubern“ nach den äußeren Daten sowie den inneren Beziehungen untersucht, wobei die gemeinsamen Elemente in der Charakteristik des Intriganten, der Väter, der Frauen und der Helden herausgearbeitet werden, mit dem Ergebnis, daß das Klingersche Erstlingswerk unbedingt unter diejenigen Dramen einzureihen ist, die als Übergang zu den Räubern betrachtet werden müssen.

Elsa Sturms Freiburger Dissertation (1916) „F. M. Klingers philosophische Romane“, die kurze Analysen unter den Oberabteilungen „Abenteurerromane“ und „Bildungsromane“ aneinanderreiht, vermag kaum etwas Neues zu tieferer Kenntnis dieses zehnbändigen Romanzyklus beizutragen.

Mit Schubart findet die neue Dichtung ihren Weg nach Süddeutschland. Durch ihn wird der Klopstocksche Enthusiasmus nach Schwaben verpflanzt; er ist der wichtigste unter denjenigen, durch welche diese Stimmung dann auf den jungen Schiller überging. Diesem Bannerträger und begeisterten Herolde Klopstocks ist W. Brüstles Münchner

Dissertation „Klopstock und Schubart“ (1917) gewidmet. Der erste Teil der Arbeit gibt eine ausführliche historisch-chronologische Darlegung der menschlichen Beziehungen, wie sie aus den brieflichen und autobiographischen Äußerungen Schubarts, aber auch aus den Äußerungen in der „Deutschen Chronik“ und in der „Vaterlandschronik“ deutlich werden und in diesem Umfange bisher noch nicht erkannt worden sind. Der zweite Teil untersucht den Einfluß der Gedanken- und Empfindungswelt Klopstocks auf die Schubartschen Gedichte. — Neben dem Dichter Schubart ist es von je der Chronikschreiber, der Kämpfer für geistige und politische Freiheit, für künstlerische und dichterische Ideale, der Gefangene von Hohenasperg, der Märtyrer der politischen Publizistik gewesen, dem sich das Interesse der Zeitgenossen wie der folgenden Generationen zugewandt hat. Für das Thema „Chr. Fr. D. Schubart als politischer Journalist“ liegt nunmehr eine erfreuliche Tübinger Arbeit von F. Schairer (1914) vor, die die Deutsche Chronik von 1774/77 und die in Stuttgart herausgegebene Chronik von 1787/91 eingehend untersucht und damit nicht nur das Bild eines der bedeutendsten deutschen Journalisten zeichnet, sondern einen wertvollen Beitrag zu einer Geschichte der Journalistik im 18. Jahrhundert liefert.

Den Arbeiten über J. M. R. Lenz fehlt immer noch eine kritische Grundlage der Werke und eine eingehende wissenschaftliche Lebensbeschreibung. Diesen Mangel vermag auch die von E. Lewy besorgte Ausgabe der „Gesammelten Schriften von J. M. R. Lenz“ (Leipzig 1917) nicht zu beheben, da sie, ohne allen kritischen Apparat, nur das bringt, „was noch lebendig ist an Lenz“ und „das psychologisch Interessante“ auswählt. Immerhin ist sie der Ausgabe von Franz Bley (München 1910 ff.) vorzuziehen. — Für eine zukünftige Biographie liegt in der schönen Publikation „Briefe von und an J. M. R. Lenz“ von K. Freye und W. Stammler ein reiches Forschungsmaterial vor, das von K. Freye in langer Vorarbeit gesammelt von Stammler allein zu Ende geführt werden mußte; der Tod in Feindesland hat dem genauesten Kenner des Dichters die Feder aus der Hand genommen, die sein Leben zu beschreiben am berufensten gewesen wäre.

In dankenswerter Weise sucht eine Erlanger Dissertation (1917) von Ilse Kaiser eine gerechtere Würdigung der drei eng zusammengehörigen Dramen „Die Freunde machen den Philosophen“, „Der Engländer“ und „Der Waldbruder“ anzubahnen, indem sie — methodisch in der Art von Sarans „Bausteinen“ geschult — nach einer eingehenden Analyse der einzelnen Charaktere den Gedankengehalt der drei Dramen aufzeigt und in der Liebe den Mittelpunkt alles Geschehens nachweist. Damit werden diese Dichtungen aus der bisher einseitigen Verurteilung als pathologische Erscheinungen über das persönlich Erlebte hinaus zu Äußerungen des Sturmes und Dranges, was besonders deutlich bei einem Vergleich mit Rousseaus Neuer Heloise hervortritt. — Wertvoll ist auch die Veröffentlichung der bisher nur durch einen Brief an Jacobi bekannten Schrift Lenzens „Briefe über die Moralität des jungen Werthers“, die von L. Schmitz-Kallenberg aufgefunden und herausgegeben wurde (Münster 1918).

Der eigentliche Führer und Begründer der Sturm- und Drangbewegung ist Herder, in dessen Jugendschriften sich die Ideen und Tendenzen der Geniezeit am eindringlichsten und wirksamsten verkörpern. Doch liegen

über diese Epoche seines Lebens und Schaffens keine Sonderstudien vor. Dagegen gibt G. Schmidt in seiner Berliner Dissertation „Herder und August Wilhelm Schlegel“ (1917) einen erwünschten und wohlgelungenen Beitrag zu dem großen noch ungeschriebenen Werke „Herder und die Romantik“. Nachdem einleitend der Geschichte ihrer persönlichen Beziehungen nachgegangen ist, wird die Übernahme Herderscher Ideen in A. W. Schlegels Schriften untersucht, sowie ihre nachhaltige Wirkung auf das gesamte Denken und Schaffen des Romantikers eingehend zur Darstellung gebracht. Dabei wird im Gegensatz zu Walzel, der angesichts der feindlichen Stellung der Romantiker zu Herder nur eine mittelbare Kenntnis Herderscher Schriften anzunehmen geneigt war, für A. W. Schlegel eine „durch gründliches Studium genau erworbene Kenntnis“ nachgewiesen, deren inhaltlicher und formaler Einfluß auf Schlegels historische Methode und Geschichtsauffassung, auf seine Kunstlehre, seine kritische Tätigkeit, seine sprachlichen, stilistischen und metrischen Bestrebungen aufgezeigt wird. — Als Ergänzung zu A. Koschmieders Arbeit „Herders theoretische Stellung zum Drama“ (Bresl. Beitr. 35, 1913) behandelt A. Treutlers Buch mit dem Titel „Herders dramatische Dichtungen (ebd. H. 45, 1915) die gesamten praktischen Versuche Herders auf dem Gebiete des Dramas sowie der Kantaten und Oratorientextdichtungen. Ob es freilich eines gar so umständlichen Verfahrens bedurft hätte, um nachzuweisen, daß Herder kein dramatischer Dichter sei, mag billig bezweifelt werden. Doch muß die Herder-Forschung die Mitteilung ungedruckter Skizzen aus der Berliner Bibliothek begrüßen.

Eine philosophische Dissertation von Elisabeth Hoffart über „Herders ‚Gott‘“ (Erlangen 1917, vollständig: Bausteine XVI. Bd.), untersucht dieses schöne, für das Verständnis der „Ideen“ sowohl wie der Persönlichkeit Herders überhaupt so wichtige Spinozagespräch, indem sie die von Herder hier entwickelte Weltanschauung unter den Gesichtspunkten: Gottesbegriff, Natur, Mensch, Erkenntnistheoretisches und Gottesbeweise analysiert und ihre Abweichung von Spinozas Anschauungen, sowie ihre Beziehungen zu Leibnizschen und Shaftesburyschen Ideen darlegt. — Gleichfalls von fachphilosophischer Seite angeregt ist W. Sturms Breslauer Dissertation „Herders Sprachphilosophie in ihrem Entwicklungsgang und ihrer historischen Stellung“ (1917). Nach einem kurzen Überblick über die Entwicklung der vorherderschen Bestrebungen wird das fast zwei Jahrzehnte umfassende sprachphilosophische Interesse Herders verfolgt mit seinem widerspruchsvollen dilettantenhaften Hin- und Herschwanken, das zu keiner Klarheit kommen konnte, so daß der positive Gewinn für die unmittelbare Förderung des Problems nicht allzu hoch zu veranschlagen ist. Doch hebt die tiefere Auffassung vom Wesen des Menschen und der Sprache Herder weit über seine Vorgänger, und hier hat er zuerst die Bahn eingeschlagen, auf der sich die spätere Sprachphilosophie weiter entwickelt hat, wie er denn überhaupt durch seine Behandlung sprachphilosophischer Probleme die Diskussion darüber erst recht eigentlich in Fluß brachte. — Zwei umfangreiche ausländische Arbeiten können leider nur bibliographisch verzeichnet werden: A. Bossert, Herder, sa vie et son œuvre (Paris 1916) und I. M. Andress, Herder as an educator (New York 1917).

Wie Herder dem deutschen Sturm und Drang die Wege gewiesen hatte, so sollte er auch Offenbarer und Erwecker dessen werden, was in dem jungen Schweizer Lavater aus der verständigen Nüchternheit und stofflich befangenen Religiosität seiner Züricher Umgebung nach Ausdruck rang. Diesen „Sturm und Drang Lavaters im Zusammen-

hang seines religiösen Bewußtseins" sucht C. Janentzky in einer an Ungers Hamannbuch geschulten umfangreichen und weitblickenden Untersuchung zur Darstellung zu bringen (Halle 1916). Historisch-genetisch vorwärts schreitend zeigt J. in den ersten vier Kapiteln die Entwicklung Lavaters von jener Sammlung seiner Briefe an J. G. Zimmermann in den „Aussichten in die Ewigkeit" über Herder zu der Höhe der Physiognomischen Fragmente auf, die wie Herder ein neues Menschentum predigen: einen christlichen, ästhetisch-religiösen Pantheismus. Nachdem dann in den folgenden Kapiteln die Gründe dargelegt sind, die zunächst den Bruch mit Herder, dann die Entfremdung Goethes veranlassen, werden besonders eingehend die Beziehungen zu Jacobi und die Magielehre behandelt, während der Schluß eine Reihe von Urteilen verzeichnet und Linien der Fortwirkung andeutet. Vielleicht ist Lavater etwas zu sehr auf dieselbe Linie mit Jacobi gestellt, vielleicht hätte der spezifisch schweizerische Einschlag sowohl als Stammescharakter wie im Sinne der früher erwähnten Arbeit von H. Schnorf „Sturm und Drang in der Schweiz" stärker herausgearbeitet werden können, womit dann auch eine leise durchklingende Überschätzung Lavaters als Vertreter der neuen Zeitideen auf das gebührende Maß eingeengt worden wäre. Im ganzen aber liegt hier eine entwicklungsgeschichtliche Leistung vor, die warm begrüßt werden muß.

§ 8. Klassizismus

Die Aufgaben und Ziele des vorliegenden Literaturberichts bringen es mit sich, daß die Berichterstattung nicht in allen Perioden der literarischen Entwicklung mit der gleichen Vollständigkeit vor sich gehen kann. In Zeitaltern, wo die Forschung verhältnismäßig selten ihren Spaten ansetzt, gewinnt auch die kleinste Neuerscheinung und eine vielleicht nicht allzu belangreiche Dissertation als Beitrag zu der noch wenig vorgeschrittenen Erkenntnis ihre Bedeutung. Dagegen liegt es auf der Hand, daß in den Epochen, denen die Forschung wegen ihrer ästhetischen und entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung besonders starkes Interesse entgegenbringt, aus der Fülle der neuerschienenen Literatur eben nur das mehr oder weniger Wichtige und Fördersame zur Beurteilung herausgehoben werden kann, während im übrigen auf die hier schon verschiedentlich vorhandenen Sammelkritiken verwiesen werden darf. Vgl. besonders die folgenden Goethereferate:

Literarisches Echo, Jahrgang 18 und 20. — Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Jahrgang 1914, 1916, 1918, 1919. — Österreichische Rundschau 76, 36 u. 37. — Stimmen der Zeit 68, 8. — Goethe Jahrbuch 1917 u. a.

Bei einem Gesamtüberblick über die Goetheliteratur der letzten Jahre werden zwei Tendenzen der Forschung deutlich. Einmal das Streben nach möglichst vollständiger philologisch-historischer Erschließung der Quellen, andererseits das Suchen nach einer Synthese der von der letzten Forschergeneration geleisteten Einzelarbeit. Beide Mühungen haben wertvollste Resultate aufzuweisen.

Im Jahre 1914 ist der Schlußstein zu dem gewaltigen, 1887 begonnenen, nahezu 150 Bände umfassenden Bau der großen Weimarer Goetheausgabe gelegt worden, an der fast alle hervorragenden Goetheforscher mitgewirkt haben. Mit Band 53 der I. Abteilung ist 1914, von J. Wahle herausgegeben, der letzte Textband erschienen mit wichtigen, zum Teil ungedruckten Nachträgen, darunter 66 dem Kreise der venezianischen Epigramme angehörigen Gedichten, sowie Berichtigungen und Zeugnissen in bezug auf Goethes amtliche Tätigkeit. Ebenso sind nunmehr die Registerbände (Bd. 54 und 55 der I. Abt., Bd. 14 der II. Abt., Bd. 14 und 15, 1 und 2 der III. Abt.) in unendlich mühsamer und entsagungsvoller Arbeit von M. Hecker zu Ende geführt worden. — Gleichfalls seinen Abschluß erreichte nach zwanzigjähriger hingebungsvoller, bewundernswert zuverlässiger Arbeit Hans Gerhard Gräfs Hauptwerk „Goethe über seine Dichtungen", dessen neunter Band (Frankfurt 1914) die Äußerungen über die lyrischen Dichtungen aus den Jahren 1827/32 umfaßt, dazu ein über 250 Seiten füllendes Register über die Gedichtanfänge, Überschriften, Gruppen und Sammlungen, die Namen von Personen und Orten sowie sachliche Stichworte bringt und eine Reihe aufschlußreicher Tabellen enthält. Am wichtigsten ist eine chronologische Aufzählung sämtlicher lyrischen Gedichte Goethes, deren philologische Exaktheit ihre schönste lebendige Ergänzung findet in der ersten chronologisch geordneten Ausgabe von „Goethes lyrischen und epischen Dichtungen" (2 Bde., Leipzig 1916), die Gräf im Rahmen der Großherzog Wilhelm-Ernst-Ausgabe des Inselverlages darbietet. — Wie hier die Gesamtheit des lyrischen Schaffens Goethes in ihrer historischen Entwicklung uns plastisch vor Augen tritt, so gab P. Merker in seinem Buch „Von Goethes dramatischem Schaffen" (Leipzig 1917) erstmalig eine Vorstellung davon, welche Bedeutung der dramatischen Produktion innerhalb Goethes Lebenswerk zukommt. Unter Ausschluß der vollendeten oder in einer endgültigen Fassung vorliegenden Bühnenspiele kommen hier nicht weniger als 73 „dramatische Vorstufen, Fragmente, Pläne und Zeugnisse" auf 653 Seiten zum Abdruck, darunter neben Bekanntem auch vielfach Entwürfe und Skizzen, die bisher allein in der großen Weimarischen Ausgabe an auseinandergezogenen Stellen zum Abdruck gelangt waren, hier aber in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Folge aneinandergereiht sind. So darf das Buch, dessen Einleitung über alle diese größeren und kleineren dramatischen Versuche und Schnitzel näheren Aufschluß zu geben sucht, vielleicht nach den Worten eines Kritikers als „erwünschte Ergänzung zu jeder Goetheausgabe" angesprochen werden.

Von besonderer Bedeutung ist das Hervortreten mehrerer großer Briefwechsel. Der „Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe" (Berlin 1915/18), der die vierte Abteilung eines großen Quellenwerkes „Carl August, Darstellungen und Briefe zur Geschichte des weimarischen Fürstenhauses und Landes" bilden soll, dessen krönende Biographie sich der Gesamtherausgeber Erich Marcks vorbehalten hat, liegt in drei Bänden, von Hans Wahl herausgegeben, abgeschlossen vor. Leider

sind gerade für die menschlich bedeutsamsten Jahre bis 1792 von Goethe alle Briefe des Herzogs vor der dritten Reise in die Schweiz verbrannt worden, aber in den über 1200 Briefen, in denen ein halbes Jahrhundert an dem Leser vorüberzieht, ist eine Fülle geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Materials ausgebreitet, das durch sachkundige knappe Anmerkungen des Herausgebers gestützt wird. Während Goethe selbst nicht in wesentlich neuem Lichte erscheint, tritt die Gestalt Carl Augusts dagegen deutlicher als bisher in der überragenden Bedeutung seiner menschlichen und fürstlichen Persönlichkeit hervor. — Von dem auf mehrere Bände berechneten „Briefwechsel mit H. Mayer", der von Max Hecker besorgt in den Schriften der Goethegesellschaft publiziert wird, liegen bisher zwei Bände (Weimar 1917 und 1919) vor, die Jahre 1788—1820 umfassend. Wenn auch arm an persönlichem Gedankenaustausch, so ist der Inhalt dieser fast ausschließlich Fragen der Kunst und wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmeten Briefe für die Literaturgeschichte sowohl wie auch für die Altertumswissenschaft doch von größtem Belang. Heckers Einleitung zeichnet mit schöner Wärme das sympathische Bild des lange so stark unterschätzten tüchtigen Schweizers. Die wegen der Kriegsverhältnisse auf den Schlußband verschobenen Anmerkungen werden das Werk erst völlig zu erschließen wissen. — In denselben bewährten Händen liegt auch die Herausgabe des für die letzten Jahrzehnte des Dichters besonders ertragreichen „Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter", von dessen geplanten vier Bänden bis heute aber erst die beiden ersten den Jahren 1799—1827 gewidmeten Teile erschienen sind (Leipzig 1913 und 1915). — Gleichfalls von Max Hecker ist die gründliche Umarbeitung des 1908 von Ph. Stein veröffentlichten Briefwechsels mit Marianne von Willemer (Leipzig 1915) vorgenommen worden, der den Bestand an Dokumenten vielfach vermehren und den Wortlaut zum Teil erheblich bessern konnte, und der vor allem einen völlig neuen über die Ergebnisse der bisherigen Forschung weit hinausführenden Kommentar hinzufügt. Zu bedauern ist nur, daß die von Hecker aus dem Bestande des Goethe- und Schillerarchivs mitgeteilten „Dreizehn Briefe Mariannens von Willemer an Goethe" (Goethe-Jahrbuch 1915) nicht dem Briefwechsel eingereiht werden konnten. — Ein überraschend wertvolles Material, wohl das kostbarste, was seit langer Zeit aus Goethes Lebenskreise zugänglich geworden ist, hat H. G. Gräf mit der Veröffentlichung von „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau" (Frankfurt 1916) erschlossen. Hundert Jahre nach dem Tode Christianens räumt dieser Briefwechsel (354 Briefe von Goethe, 274 von Christiane) mit einem Schlage den ganzen Wust von Schmähungen und Verdächtigungen hinweg, den Haß, Neid und kleinstädtische Klatsch- und Tratschsucht um diese Ehe gehäuft haben. Klar und gütig mit feinstem psychologischen Verständnis geht Gräfs Einleitung dem Werden und Wesen dieses Verhältnisses nach, durch geschickt sich anpassende Überleitungen die trotz der Fülle des Dargebotenen doch vielfach klaffenden Lücken überbrückend und die gerade hier ungemein schwierige Herausgeberarbeit (man vergleiche

nur die Blütenlese aus Christianens „Rechtschreibung") einwandfrei meisternd. — In den Mittelpunkt von Goethes Beziehungen zu Österreich, nach Böhmen führt der im Auftrag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen von A. Sauer und J. Nadler herausgegebene „Briefwechsel mit J. S. Gruner und J. St. Zauper". Während die schwärmerische Verehrung des geistlichen Professors Zauper trotz der gemeinsamen naturwissenschaftlichen Interessen Goethe bald zu kühler Reserviertheit dem ihm Wesensfremden gegenüber zwingt, tritt er zu dem stets dienstbereiten Polizeirat Grüner, mit dem er verschiedentlich in und bei Eger zusammentraf und der 1825 mit Auszeichnung von ihm in Weimar aufgenommen wurde, in einen bis zum Tode Goethes fortgesetzten Briefwechsel, der besonders die geologischen und mineralogischen Interessen Goethes beleuchtet, für welches Studiengebiet Böhmen die ergiebigste Grundlage und die reichste Nahrung für den Sammeleifer bot. Die Einleitung geht mit ihren 100 Seiten weit über eine bloße Erläuterung des Briefwechsels hinaus, der Kommentar gibt besonders auch höchst dankenswerte Auskunft über die oft schwer zugängliche Literatur. — Schießlich sei hier auch noch die Zusammenfassung des bisher nur einzeln veröffentlichen Materials in dem „Briefwechsel zwischen Goethe und J. W. Döbereiner (1810—30)", hrsg. von J. Schiff (Weimar 1914) erwähnt, aus dem Goethes ernstes Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis und die unermüdlich gegebene Belehrung des bedeutenden Jenaer Chemieprofessors deutlich wird.

Auf die Neuausgabe von Goethes Gesprächen mit J. P. Eckermann von E. Castle (Berlin 1917) sei wegen des besonders ausführlichen, von wissenschaftlicher Gründlichkeit und feinem Gefühl gleichmäßig zeugenden Kommentars nachdrücklich hingewiesen.

An der Spitze aller darstellenden Werke über Goethe, sein Schaffen und seinen Lebenskreis steht F. Gundolfs „Goethe" (Berlin 1916, 1920[9]), ein Werk, das in einer Weise „Epoche" gemacht hat, der innerhalb der literarischen Forschung nur wenig an die Seite zu stellen sein dürfte. Bewußt subjektiv, absichtlich die Methoden der objektiven Wissenschaft meidend, alles biographisch Tatsächliche stillschweigend voraussetzend, soll hier die Einheit von Leben und Schaffen, die Eigengesetzlichkeit, das Urphänomen Goethe herausgestellt werden. Drei großen Hauptteilen, die er „Sein und Werden", „Bildung" und „Entsagung und Vollendung" überschreibt, entsprechen drei Erlebniszonen, in denen der dichterische Gehalt sich entfaltet: Lyrik, Symbolik, Allegorik. Goethes Lyrik enthält seine Urerlebnisse, dargestellt im Stoff seines Ich; Goethes Allegorik enthält seine abgeleiteten Erlebnisse im Stoff einer Bildungswelt; in der Symbolik durchdringt sich beides: Urerlebnisse im Stoff einer Bildungswelt. Methodisch bedeutsam ist, daß dabei die Entwicklung des Menschen und Künstlers nicht wie bei den meisten früheren biographischen Darstellungen in epischer Weise und mit wechselnder Berg- und Talsicht durch die Jahrzehnte verfolgt wird, sondern nur entwicklungsgeschichtlich reife Punkte und Erlebnisstadien zur breiteren Vorführung kommen. Bei solcher Gipfeldarstellung schlägt dann die

Analyse ähnliche Bahnen ein, wie sie Dilthey bei der Entfaltung seiner „Strukturzusammenhänge“ angestrebt hatte. Am ehesten läßt sich dieses Werk vielleicht mit den Goethedarstellungen Simmels und Chamberlains vergleichen. Auf eine Formel gebracht kann man dann sagen, daß bei Simmel der Denker, bei Chamberlain der Universalmensch, bei Gundolf dagegen der Künstler Goethe im Vordergrunde der Betrachtung steht. Der Zweck dieses Forschungsberichtes, mehr Hinweise und Einführungen als Einzelkritik zu geben, bringt es mit sich, daß hier nicht in eine der Bedeutung des Werkes entsprechende Erörterung über die Vorzüge und Schwächen (auch daran fehlt es nicht!) eingetreten werden kann. Dafür sei — ganz abgesehen von der Fülle von Einzelbesprechungen — nur auf einige besonders ausführliche Anzeigen (Petersen: Litbl. 1918, Sp. 218—229; H. Mayne: Jahrb. d. Goethegesellschaft IV, S. 267ff.; Petsch: Preuß. Jahrbücher, 167. Bd., S. 388—404) und die Sammelbesprechung im 14. Ergänzungsheft (Gundolfheft) des Euphorion (1921) hingewiesen, wo zwölf Beurteiler zu dem Werke Stellung nehmen, unter ihnen besonders A. von Grolmann durch seinen Aufsatz „Methodische Probleme in Gundolfs Goethe“ hervorragend.

Einen kritischen Überblick über die bisherigen Darstellungen von Goethes Leben von Schubarth (1818) bis zu Simmel und Chamberlain (1912 und 1913), der gleichzeitig ein Stück Ideen- und Weltanschauungsgeschichte darstellt, gibt H. Mayne in einer Studie, die er schon 1906 in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum veröffentlichte, nunmehr aber wesentlich erweitert als Sonderschrift vorlegt Leipzig 1914).

Von biographischen Arbeiten, die dem Leben von Goethe nahestehenden Persönlichkeiten nachgehen, sind drei Neuerscheinungen zu verzeichnen. Die Stärke von W. Bodes Darstellung „Goethes Sohn“ (1917) liegt wieder in der intimen Kenntnis des weimarischen Lebens, das in tausend Einzelheiten und Notizen aus der Vergangenheit heraufgeholt wird. Die Charakteristik Augusts bleibt aber an der Oberfläche haften. — Etta Federn hat Christiane von Goethe die erste selbständige Biographie gewidmet und als erste endlich eine Rettung der so Vielgeschmähten und Verkannten gebracht. In schlichter wahrheitsgetreuer Schilderung zeichnet sie zunächst das äußere Leben Christianens, gibt dann eine zusammenfassende Charakteristik und geht schließlich (wenn auch nicht ganz ohne Überschätzung) den Spuren nach, die viel zahlreicher, als man bisher meist zugeben wollte, von Christiane in Goethes Schaffen geblieben sind. War den ersten beiden Auflagen des liebenswürdigen Buches noch die Hauptquelle, Gräfs Ausgabe des Briefwechsels, verschlossen gewesen, so hat die dritte Auflage (München 1917) das neue Material sorgfältig verwertet, und die verschiedentlich von der Kritik gerügte Trennung der Biographie und Charakteristik sehr zum Vorteil einer fortlaufenden psychologischen Schilderung aufgegeben, die die Entwicklung Christianens, ihres Verhältnisses zu Goethe und beider Verhältnisse zur Umwelt nun in einer einheitlich aufsteigenden Linie darlegt. — Ida Boy-Eds schöne Schilderung „Das Martyrium der Charlotte von Stein“ (Stuttgart 1916, 1920[10]) scheint mir das psychologische Problem dieses so viel diskutierten

Verhältnisses vom Standpunkte Charlottens aus einer Lösung zuzuführen Nur aus der nach fünfjährigen Kämpfen erfolgten völligen Hingabe erklärt sich der veränderte Ton der Briefe seit dem März 1782, erklärt sich die leidenschaftliche Eifersucht der Verlassenen, ihr Haß gegen Goethe und Christiane.

Der neuerdings auch in anderen Disziplinen mehrfach hervortretende Gedanke, in lexikalischer Form und in einer Fülle von längeren und kürzeren Sonderartikeln das Fazit eines wissenschaftlichen Problemkreises zu ziehen, kam innerhalb der Goethewissenschaft in dem dreibändigen „Goethe-Handbuch" zum Ausdruck, das J. Zeitler unter Mitarbeit von zahlreichen Sachkennern erscheinen ließ (Stuttgart 1916—1918). Wenn natürlich auch für dieses fast 2200 Artikel umfassende Unternehmen die für alle solche lexikalische Zusammenarbeit bestehenden Bedenken gelten, daß die Güte der einzelnen Darstellungen ungleich ist und neben manchem Entbehrlichen Wichtiges fehlt, so wird doch niemand diesem Goethe-Lexikon seine große Bedeutung absprechen können. Der gesamte Kreis des Goetheschen Lebens und Schaffens, alle ihm nahestehenden Persönlichkeiten und der ganze weite Umfang seiner Interessenssphäre kommt hier zur Bearbeitung. Fast noch wichtiger aber ist, daß neben den „substantiellen" Artikeln, deren Inhalt man zur Not auch in der früheren Goetheliteratur, wenn auch stark verstreut finden konnte, in diesem Werke eine große Reihe von Begriffen ihre Erörterung findet (z. B. Andenken, Anpassung, Autorität, Ehrfurcht, Kosmopolitismus, Goethewissenschaft u. a.), die bisher nur selten oder gar nicht eine quellenmäßige Behandlung erfahren hatten.

Natürlich liegen neben diesen bisher genannten mehr oder weniger umfangreichen und größere Gebiete umspannenden Veröffentlichungen auch zahlreiche Einzelstudien vor, die den verschiedensten Gebieten der Goetheforschung zugute kommen. Die journalistische Tätigkeit des jungen Goethe wird von M. Morris in einer dritten Auflage seiner zuerst 1909 veröffentlichten Untersuchung „Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten Anzeigen" (Stuttgart 1915) einer zweiten Revision unterzogen, die wieder zu erheblich anderen Resultaten gelangt als die die erste Auflage völlig umarbeitende zweite von 1912. Bei dem dreifachen zähen Bemühen um die Lösung dieser endgültig wohl nie zu bewältigenden Aufgabe, die Verfasser der einzelnen Rezensionen namhaft zu machen, kommt der um die Goethewissenschaft so hochverdiente Gelehrte (†) dazu, den Anteil Goethes immer höher und umfassender einzuschätzen, so daß er 1906 zehn, 1912 achtzehn und nunmehr 125 Rezensionen als gesichertes Goethesches Eigentum hinstellen möchte. Da dies stets auf Grund des gleichen stilkritischen Verfahrens geschieht, fallen die Gründe, die gegen eine solche starke Anteilnahme Goethes sprechen, besonders schwer ins Gewicht, können aber hier unmöglich im einzelnen dargelegt werden. Doch sei auf die ausführliche Rezension im A. f. d. A. 39, S. 67/76 von Ulich hingewiesen. — Die journalistische Tätigkeit des reifen Goethe auf dem Höhepunkt seines unbedingten Klassizismus führt E. Böhlich in seiner in den Breslauer

Beiträgen (H. 44, 1915) erschienenen Arbeit „Goethes Propyläen“ in einer eingehenden Untersuchung vor, die zunächst die äußere Geschichte der Zeitschrift verfolgt und dann die einzelnen Aufsätze analysiert, wobei die methodisch tüchtige Beweisführung, daß der sechste Brief „Der Sammler und die Seinigen“ auf den ersten philosophierenden Brief Schillers an Goethe zurückzuführen sei, besonders hervorgehoben sein möge. An E. von der Hagens ausgezeichnete Arbeit über „Goethe als Herausgeber von Kunst und Altertum und seine Mitarbeiter“ (1912) reicht diese neuere Forschung freilich nicht heran, um so weniger, als dem Verfasser das Material des Briefwechsels mit H. Meyer noch nicht vollständig zugänglich war. — Einen überraschend reichen Gewinn bringt dagegen die so recht aus dem Weltkrieg herausgewachsene philologische Untersuchung G. Roethes über „Goethes Campagne in Frankreich 1792“ (Berlin 1919). Nachdem das erste Kapitel die äußere Entstehungsgeschichte nach jeder Richtung hin klargelegt hat, scheidet das zweite Kapitel auf Grund sprachlicher und stilistischer Kriterien Früheres und Späteres voneinander, während die fünf folgenden Abschnitte die Hauptquellen in den Tagebüchern des Kämmeriers Wagner und verschiedene Nebenquellen in Briefen, Memoiren und persönlichen Berichten nachweisen und gegen diese Grundlage den Anteil von eigenen Erinnerungen und phantasiemäßigen Zutaten abheben. Werden schon dabei vielfach bewußt künstlerische Absichten deutlich gemacht, so betrachtet das achte Kapitel zum ersten Male mit feinstem Einfühlungsvermögen die „Campagne“ als dichterisches Kunstwerk und kommt mit vorsichtig gerechter Abwägung zu dem Urteil, daß Goethe zwar „dem Objekt gegenüber nicht Sieger geblieben ist“, daß ihm aber „unerhört scharfe Einzelbilder und Szenen gelungen sind, deren sorgsame und streng stilistische Durchbildung, deren kühl klare Durchsichtigkeit keinen Vergleich zu scheuen haben.“ Den Abschluß bildet ein Überblick über Goethes Stellung zum Krieg, der sicher das Beste und Gerechteste enthält, was über dieses Thema bisher gesagt worden ist. — Wichtige Erkenntnisbereicherungen entspringen auch der Untersuchung Fr. Sarans über „Goethes Mahomet und Prometheus“. Wenn einerseits in gründlicher philologischer Beweisführung Quellenfragen und Entstehungsgeschichte vielfach berichtigt und geklärt werden, so liegt andererseits der Hauptwert in der Herausarbeitung des ideengeschichtlichen Gehaltes dieser problematischen Jugenddichtungen, wobei durch die Aufzeigung der Beziehungen zur mittelalterlichen christlichen Mystik und der Umbiegung ihrer Ideen ins Naturalistische, Weltbejahende viele von der Forschung bisher übersehene Züge deutlich werden und manches erst in das rechte Licht gesetzt wird. — Methodisch von Saran angeregt gibt O. Spieß eine eingehende Untersuchung zu Goethes Dramentechnik unter dem Titel „Die dramatische Handlung in Goethes ‚Clavigo‘, ‚Egmont‘ und ‚Iphigenie‘“ (Bausteine, Bd. 17, Halle 1918), in der er ähnlich wie in seiner früheren Abhandlung über Minna von Barnhelm und Emilia Galotti die Darlegung der inneren und äußeren Entwicklung durch graphische Hilfsmittel unterstützt und aufzeigt, wie die ursprüngliche technische Anlage des Clavigo und der Iphigenie als

Entwicklungsdrama durch das Hineintragen einer Zieltechnik gestört wird, während der Fehler in der dramatischen Anlage des Egmont aus dem umgekehrten Verfahren hervorgeht. — Das Urmanuskript des „Egmont“ in Schillers Bearbeitung vom April 1796 legt C. Höfer (München 1914) in sorgfältiger Edition nach dem Originalmanuskript des Goethe- und Schiller-Archivs vor, unter Hinzufügung der mannigfachen Zeugnisse über diese Bühneneinrichtung und die Aufführungen auf dem Leipziger und dem Weimarer Theater.

H. Beiks Arbeit „Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso“ (Leipzig 1918) ist hauptsächlich der Widerlegung von Kuno Fischers Hypothese gewidmet. — J. Graubs Berliner Dissertation „Goethes Mahomet und Tancred“ (1914) behandelt nach einem guten Überblick über die vorgoetheschen Voltaireübersetzungen Goethes Übersetzungsarbeit in eingehender Analyse, indem er zugleich die inhaltlichen und stilistischen Abweichungen vom Original aufzeigt, die das Werk des Franzosen geistig vertiefen und an Stelle der Kargheit des Voltaireschen Wortschatzes durch eine Fülle von fein nüancierenden Ausdrücken die Schönheit dichterischer Rede setzen. Interessant sind die Zusammenstellungen der Übersetzungsfehler.

Von den drei dem Wilhelm Meister gewidmeten Arbeiten ist E. Wolffs Deutung (W. Meisters Wanderjahre. Ein Novellenkranz. Frkf. 1916) der Wanderjahre als einer Rahmenerzählung, die in der Art des Decamerone oder der Cent nouvelles nouvelles nur die Hauptsache, die einzelnen Novellen, zusammenhalten solle, abzulehnen und infolgedessen auch der Abdruck derselben im Sinne dieser Hypothese. — Dagegen geht die Berner Arbeit von S. L. Janko nach einem ersten Kapitel über das Verhältnis des jungen Goethe zur Bühne aufschlußreich der „Entwicklungsgeschichte von Goethes Stellung zum Theater“ (Bern 1914/15) an der Hand des Wilhelm Meister nach. — E. Sarters Untersuchung „Zur Technik von Wilhelm Meisters Wanderjahren“ (Bonner Forschungen 1914) sucht in erwünschter und vielfach fördernder Ergänzung und Berichtigung der bisherigen Forschung die Herleitung der kompositorischen Mängel aus Nachlässigkeit der Redaktion oder Wunderlichkeit und Unfähigkeit des hohen Alters möglichst einzuschränken. In diesem Sinne wird die Absicht des Verschleierns und Verhüllens hervorgehoben, die Rolle des Erzählers näher beleuchtet und schließlich darauf hingewiesen, daß der Hochbetagte sich eben auch stark von dem Streben, wenigstens das Wesentliche noch zur Vollendung zu führen, bestimmen ließ.

Einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Faustphilologie gibt H. Titze in seiner umfangreichen, 339 Seiten umfassenden Greifswalder Dissertation „Die philosophische Periode der deutschen Faustforschung (1817—1839) nebst kurzen Überblicken über die philologische und die philosophisch-ästhetische Periode zur Beleuchtung der Gesamtentwicklung der deutschen Faustphilologie bis zur Gegenwart“ (1916). Eingehend werden zunächst die Faustschriften der Hegelianer Göschel, Hinrichs, Rauch und Rosenkranz analysiert und dann unter dem zusammenfassenden Namen „Allegoristen“ die entsprechenden Schriften von K. E. Schubarth, Johannes Falk, M. Enk, F. Deyks, Löwe, Carus, Düntzer, Weber, Weiße und Leutbecher behandelt. Dabei wird die Bedeutung jener ersten Phasen der Fausterforschung innerhalb der Gesamtentwicklung literarhistorischer Wissenschaft so gut interpretiert und in ihren einzelnen Entwicklungsstufen so aufschlußreich dargelegt, daß man es lebhaft bedauert, die philologische und die philosophisch-ästhetische Periode nur überblicksweise verfolgen zu können.

Zur Kenntnis der naturwissenschaftlichen Bestrebungen Goethes liegen zwei Arbeiten von ersten Fachkennern vor. Wilhelm Ostwald unternimmt es, in seiner Schrift „Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre“ (Leipzig 1918) das Verhältnis der Farbenlehren jener beiden Großen zueinander und zu der heutigen Lehre darzustellen, wobei in gerechtem Abwägen der Stärken und Schwächen der Goetheschen Annahmen — die starke Betonung der subjektiven Seite der Farbenwahrnehmung einerseits und die Unzulänglichkeit in der Handhabung physikalischer Methoden und quantitativer Messungen andererseits — wohl das letzte abschließende Wort über Goethes Stellung innerhalb der Entwicklungsgeschichte dieser Forschungsprobleme gesprochen sein dürfte. — Gleichfalls endgültig abschließend stellt M. Semper, „Die geologischen Studien Goethes“ (Weimar 1914) auf Grund des gesamten Quellenmaterials und unter Berücksichtigung der Goetheschen Sammlungen dar. Er vermag deutlich zwei Perioden innerhalb des Verlaufes dieser Studien aufzuzeigen, von denen die erste, 1779—1790, dem positiven Ausbau einer Geogenesis gewidmet ist, während die zweite, von 1806 bis zum Tode reichend, von der Polemik des überzeugten Neptunisten gegen den immer siegreicher sich durchsetzenden Vulkanismus erfüllt ist.

Da die vorliegenden Einzeluntersuchungen sprachlich-stilistischer und begrifflicher Art nirgends über das Niveau fleißiger Sammelarbeit hinauskommen, sei nur bibliographisch darauf verwiesen: W. Pfannkuchen, „Periodenbau in Goethes und Schillers größeren Dichtungen“ (Diss. Gießen 1915); C. Liederwald, „Der Begriff ‚edel‘ bei Goethe“ (Diss. Greifswald 1914); N. Balk, „Die Bedeutung der Ordnung für Goethe“ (ebd. 1919); Wilh. Müller, „Die Erscheinungsformen des Wassers in Anschauung und Darstellung Goethes bis zur italienischen Reise“ (Diss. Kiel 1917); Dorothea Hillmann, „Studien über Goethes Sehen“ (Diss. Bonn 1917). — Dagegen verdient A. Kochs Sammlung dreier Aufsätze (Goethes Ausbildung zum Verskünstler und seine Ansichten über Versbau. — Über den Versbau in Goethes Iphigenie, Tasso und Natürlicher Tochter. — Über den Hiatus in Goethes Versen), die er unter dem Titel „Von Goethes Verskunst“ (Essen 1917) vereinigt, nachdrücklichste Beachtung.

Schließlich seien noch vier Erscheinungen namhaft gemacht, die mit besonderem Erfolge Goethes Verhältnis zu anderen Persönlichkeiten zu klären suchen. „Goethe und sein Kreis“ (Leipzig 1919) überschreibt F. Neubert seine Sammlung von 651 Abbildungen, die Goethe selbst, seine Familie, sowie fast alle Personen und Örtlichkeiten, zu denen er Beziehungen hatte, zur Darstellung bringen, womit ein reiches Anschauungsmaterial zugänglich gemacht wird. — Von methodisch bester Schulung zeugt H. Eckerts Arbeit „Goethes Urteile über Shakespeare aus seiner Persönlichkeit erklärt“ (Studien zur englischen Philologie, Halle 1918), die das Verhältnis Goethes zu Shakespeare unter den Entwicklungsstufen „Nachahmung“, „Manier“ und „Stil“ untersucht und in Verbindung mit eingehender psychologischer Analyse ein wirklich tieferes Verständnis von Goethes Auffassung erschließt. — Durch O. F. Vaternahms Heidelberger Dissertation „Goethe und seine Verleger“ (1916) wird hauptsächlich das Verhältnis Goethes zu Göschen und zu Cotta in das rechte Licht gerückt, wobei sich interessante Einblicke in Goethes stark durch Mißtrauen bestimmte Sonderstellung den Verlegern gegenüber ergeben, im Gegensatz zu dem sonst in dieser Zeit

meist üblichen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Autor und Verleger, wie es etwa bei Schiller oder bei Wieland so erfreulich in Erscheinung tritt. — Von Schubart bis zu Mörike führt Frank Thieß in seiner Tübinger Dissertation (1914) „Die Stellung der Schwaben zu Goethe“ vor, indem er nacheinander die Stellung der schwäbischen Aufklärung, des Sturmes und Dranges, des Klassizismus, der Romantik, der Reaktion und Nachromantik festzustellen sucht und unter steter Berücksichtigung der durch stammliche, politische, literarisch-ästhetische und psychologische Momente sich ergebenden Modifikationen die wechselnde Reaktion der führenden geistigen Vertreter dieses Volksstammes auf die gewaltige Persönlichkeit Goethes nachweist.

Den grundlegenden großen Ausgaben der Werke und Briefe, den glänzenden synthetischen Leistungen und hervorragenden Sonderuntersuchungen der Goetheforschung hat die Schillerliteratur der Berichtsjahre nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Eine wirklich historisch-kritische Ausgabe ist noch immer nicht in Angriff genommen worden und dürfte bei den heutigen Verhältnissen in absehbarer Zeit auch kaum zu erwarten sein, und die neuen Erkenntnisse und Darstellungsmethoden biographischer Schilderung sind noch nicht in den Dienst der Schillerforschung gestellt worden. Immerhin liegt eine Reihe von Untersuchungen strebsamer und fleißiger Doktoranden vor, deren Ergebnisse dankbar zu buchen sind. An erster Stelle müssen dabei zwei Arbeiten genannt werden, die der journalistischen Tätigkeit Schillers gewidmet sind. So gelingt es Hermann Müller in seiner Münchner Dissertation (1915) „Schillers journalistische Tätigkeit an den ‚Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen‘ im Jahre 1781“ durch eine sorgfältige Aufspürung und Vergleichung der Quellen zu den einzelnen Artikeln vielfach über die bisherigen Forschungen von Boas, Minor und E. Schröder hinauszukommen, die Beiträge Schillers festzustellen und die besondere Art seiner Redaktionstätigkeit eingehend zu charakterisieren. — „Schiller als Herausgeber der rheinischen Thalia, Thalia und neuen Thalia und seine Mitarbeiter“ behandelt F. Berresheim (Stuttgart 1914) in eingehender Analyse der einzelnen Hefte, wobei das vielfach wechselnde Gepräge der Zeitschrift in den zehn Jahren ihres Bestehens teils in den Veränderungen von Schillers äußeren Lebensumständen, teils in dem Wechsel seiner geistigen Richtungen und persönlichen Beziehungen aufgezeigt wird, womit sich zugleich ein Bild der dichterischen und wissenschaftlichen Entwicklung des Herausgebers in den Jahren 1785—1795 ergibt. — Anschließend sei kurz auf das vielfach anregende Buch von K. Berger „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken“ (München 1918) verwiesen, das unter diesem Obertitel zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich zu anschaulichster Darstellung bringt, darunter für den Literarhistoriker besonders wichtig die Kapitel über Karl Eugen, Schillers Doppelliebe, Schiller und Kleist, Schiller und die französische Revolution.

„Schillers lyrische Jugenddichtung in der Zeit der bewußten Nachahmung Klopstocks“ untersucht R. Müller in sorgfältiger Gegenüberstellung von Vorbild und

Nachahmer nach den Prinzipien der Elsterschen Stilistik (Diss. Marburg 1916), während F. Varnegs Münsterische Dissertation „Schiller als Erzähler" betrachtet und den gedanklichen Gehalt seiner Erzählungen, die inneren Beziehungen des Dichters zu denselben und die künstlerische Gestaltung des Stoffes erstmalig zusammenhängend behandelt. — Alexander Jóhannessons Arbeit „Die Wunder in Schillers Jungfrau von Orleans" (Diss. Halle 1915) ist ein schönes Zeugnis dafür, wie gründlich sich der junge Isländer, der heute als Dozent an der Universität Reykjavik wirkt, in das Werk des deutschen Dichters eingefühlt hat. — Melitta Gerhard (Forschungen z. n. Litg. 53. Bd., 1919) stellt in ihrer fleißigen Untersuchung „Schiller und die griechische Tragödie" den Einfluß derselben erst auf die späteren Dramen fest, wobei es sich weniger um unmittelbare Beziehung handelt als um die mittelbare Einwirkung des „vereinfachenden, einheitlichen, nur die große Linie wiedergebenden Stils und die der Idealität der Kunst dienende Betonung des Allgemein-Menschlichen". — Schließlich sei noch die Greifswalder Dissertation von W. Meise, „Beiträge zu einer ethischen Terminologie Schillers" (1917) erwähnt und auf die Marburger Arbeit von Maria Teichmann „Über Schillers und Friedrich Schlegels Stellung zur griechischen Poesie" in den Abhandlungen „Über naive und sentimentalische Dichtung" und „Über das Studium der griechischen Poesie" (1919) hingewiesen.

Erfreulicherweise ist im Berichtszeitraum auch die große Ausgabe von „Wilhelm von Humboldts Gesammelten Schriften", die im Auftrag der preußischen Akademie der Wissenschaften besonders von A. Leitzmann besorgt wird, ein gutes Stück weiter gekommen. Von den drei Abteilungen dieser Ausgabe war die erste die „Werke" umfassende Abteilung in den Jahren 1903—1912 auf 9 Bände gediehen, während die die zweite Gruppe bildenden „Politischen Denkschriften" (1903—1904 erschienen) die Bände 10—12 füllten. Zu diesem bereits vorliegenden Bestande sind jetzt mit dem XIII. Bande (1920) „Nachträge" zur ersten Abteilung gekommen, in denen Leitzmann die neugefundene Abhandlung über die Basken und eine Reihe amtlicher Arbeiten in kritischem Neudruck veröffentlicht. Besonders wichtig für den Germanisten aber ist unterdessen die dritte Abteilung geworden, die in den Bänden XIV (1916) und XV (1918) die für die Persönlichkeit Humboldts wie für die Zeitgeschichte ungemein interessanten „Tagebücher" darbietet. Damit ist die Ausgabe vorläufig zu einer gewissen Abrundung gekommen. Der noch ausstehende Rest der politischen Denkschriften sowie die noch vorgesehene weitere Abteilung „Briefe" mußten aus materiellen Gründen auf bessere Zeiten verschoben werden. — Auch die große von Anna von Sydow besorgte Briefpublikation „Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen", die seit 1906 an die Offentlichkeit getreten ist, konnte inzwischen zum Abschluß gebracht werden. Nachdem der 1913 erschienene sechste Band im wesentlichen politischen Inhalts gewesen war und ein besonders starkes Licht auf den Gegensatz Humboldts zu Hardenberg in den Jahren 1817—1819 geworfen hatte, werden wir in dem 1916 erschienenen siebenten und letzten Bande bis an den Tod der beiden Ehegatten (Caroline † 1827, Wilhelm † 1835) geführt. Mit Recht hat die Herausgeberin diesem Schlußbande den Untertitel „Reife Seelen" gegeben, tritt doch in diesen letzten Jahren, wo die beiden ungleich seltener voneinander getrennt waren und damit die Gelegenheit zur brieflichen Mitteilung weniger häufig gegeben war, die harmonische Verknüpfung zweier innerlich zueinander gestimmter Seelen und die durch

mannigfache körperliche Leiden und die Mühseligkeiten des Alters nur noch gesteigerte Abgeklärtheit ihrer Anschauungen und Urteile besonders deutlich zutage. Den Germanisten interessieren wiederum besonders natürlich die zahlreichen Stellen über Goethe, Schiller und andere Erscheinungen der klassischen Welt. — Auf Grund vollsten Vertrautseins mit dem Gegenstand entwirft A. Leitzmann (Halle 1919) ein knappes Lebensbild Wilhelm von Humboldts und eine das Wesentliche klar herausstellende Charakteristik, die besonders durch den Ton persönlichster Anteilnahme Wärme und Wirkung erhält.

Der Hauptvertreterin des klassizistischen Frauenromans und ihrem ersten größeren Werke „Agnes von Lilien" ist St. Brocks Berliner Dissertation „Karoline von Wolzogens Agnes von Lilien" (1914) gewidmet. Der Verfasser sucht den Roman weniger von der ästhetischen als von der historischen Seite zu erfassen und seine Mittelstellung darzutun zwischen der Aufklärung, an die die Diskussionen über moderne Fragen, soziale, ökonomische und pädagogische Zeittendenzen sowie die Abhängigkeit der Gestalten von den Typen der moralischen Wochenschriften erinnern, und dem Klassizismus, dessen Idealwelt stofflich und formal die Darstellung bestimmt. — Der klassische Publizist und Prosaist dieser Zeit, Georg Forster, wird durch eine Reihe von Veröffentlichungen in eine ganz neue Beleuchtung gerückt. P. Zincke hat durch die Bearbeitung des gesamten gedruckten und handschriftlichen Nachlasses wirklich eine Art Rettung Forsters vornehmen können. Dies geschieht besonders in dem zweibändigen Werke „Georg Forster nach seinen Originalbriefen" (Dortmund 1915), dessen erster philologisch-textkritischer Teil die zahlreichen bewußten Verstümmelungen, Verfälschungen und schiefen Redaktionen der von Forsters Witwe Therese und deren zweitem Gatten L. F. Huber besorgten Ausgabe aufdeckt und damit sowohl Forsters politische wie menschliche Ehre wieder herstellt, während der zweite historisch-biographische Teil die Lebensgeschichte Forsters und besonders die Geschichte seiner unglücklichen Ehe auf dieser Grundlage neu aufbaut. Eine historisch-kritische Ausgabe der Briefe soll folgen, deren Anfang die Veröffentlichung von „Georg Forsters Briefen an Chr. Fr. Voß" (Dortmund 1915) macht. Von besonderem Interesse sind schließlich die aus dem Besitze A. Leitzmanns und des Goethe- und Schillerarchivs von Leitzmann und Zincke veröffentlichten Tagebücher Forsters (Berlin 1914), das englisch geschriebene von der Reise nach Paris (1777), das deutsche von der Reise von Kassel nach Wilna (1784) und ein drittes, das seine Rückkehr nach Göttingen zur Vereinigung mit Therese schildert.

In die klassische und nicht, wie es gelegentlich geschieht, in die romantische Welt ist auch Hölderlin trotz der romantischen Einschläge seiner Persönlichkeit und Dichtung einzureihen. Nachdem seit langem vergeblich eine kritische Ausgabe seiner sämtlichen Werke gefordert worden war, traten unmittelbar vor dem Kriege gleich zwei auf den Plan, von zwei in der Hölderlinforschung gleich verdienstvoll bewährten Herausgebern besorgt und in zwei durch ihre buchtechnischen Leistungen gleich

ausgezeichneten Verlagen erschienen. 1913 legte Norbert von Hellingrath, der 1911 mit einer Münchener Dissertation über Hölderlins Pindarübersetzungen promoviert hatte, den ersten Band der „Sämtlichen Werke. Historisch-kritische Ausgabe" (München, Georg Müller; jetzt Propyläenverlag) vor, der in chronologischer Anordnung die Gedichte und Briefe der Frühzeit brachte, während der bald nachfolgende fünfte Band die Übersetzungen und Briefe und der 1916 erschienene vierte Band der auf sechs Bände berechneten Ausgabe die Gedichte und Gedichtfragmente von 1800—1806 hinzufügte. Franz Zinkernagel, der sich 1907 mit einer Arbeit über die „Entstehungsgeschichte von Hölderlins Hyperion" habilitierte, trat 1914, mit dem zweiten Bande beginnend, mit seiner kritisch-historischen Ausgabe „Hölderlins Sämtliche Werke und Briefe" (Inselverlag) an die Öffentlichkeit und konnte bis heute von den fünf vorgesehenen Bänden zwei, die Empedoklesbruchstücke und die Übertragungen sowie den Hyperion mit seinen Vorstufen und eine Reihe von Aufsatzentwürfen enthaltende Bände vorlegen. Während die Hellingratsche Ausgabe bereits zu jedem Bande umfängliche Quellennachweise, textkritische Anmerkungen und Ergänzungen sowie Einleitungen ästhetisch-kritischen Inhaltes hinzufügt, steht der von Zinkernagel für den fünften Band vorgesehene kritische Apparat noch aus, so daß eine Vergleichung noch nicht möglich ist. — An Einzelstudien liegen zu Hölderlins Hyperion äußerst wertvolle „Stilkritische Studien zu dem Problem der Entwicklung dichterischer Ausdrucksformen" von A. von Grolmann (1919) vor, in denen in beachtenswerter Weise eigene methodische Bahnen beschritten werden, unter Berücksichtigung der psychol.-ästhetischen Forschungen von W. Hellpach und G. Mehlis und unter der Einwirkung der kunstgeschichtlichen Grundbegriffe Wölfflins. Ausgehend von den seelischen Grundlagen Hölderlins, die Grolmann für die Eigentümlichkeiten dieses individuellen Lebens als „Distanz und Gegensatz", für die Durchdringung seiner künstlerischen Leistung als „Naturerlebnis und Landschaftsbild" formuliert, sucht er Hölderlins „Bildgebung" zu erfassen. An der Hand einer Fülle von Belegstellen vermag Grolmann die einzelnen Fassungen der Dichtung in überzeugender Weise auf seelische Voraussetzungen zurückzuleiten und die anschauliche „echte Bildgebung" der früheren Hyperionfassungen von der mehr reflektierenden der Endfassung zu scheiden. — Ähnlich wie für die Kleistforschung liegt für die Erkenntnis Hölderlins ein klar und schön geschriebener Aufsatz Ernst Cassirers über das Thema „Hölderlin und der deutsche Idealismus" (Logos 7, 262/82; 8, 30/49) vor, der das Verhältnis des Dichters zu dem spekulativen Idealismus seiner Zeit betrachtet, zu den drei Grundelementen: Kant, Spinoza, Platon, und den drei Schöpfern der großen philosophischen Systeme: Fichte, Schelling und Hegel. In vorbildlich feinfühliger Weise geht Cassirer dabei stets vom Ganzen Hölderlinscher Welt- und Lebensauffassung aus mit dem Resultat, daß der Pantheismus, den Hölderlin mit seiner Zeit teilt, bei ihm eine neue und eigene Prägung erhält in einer seiner lyrischen dichterischen Individualität entsprechenden Dialektik des Gefühls, gegen-

über der Dialektik der Begriffe des philosophischen Idealismus. — Schließlich ist noch auf E. Lehmanns Programmschrift (Landskron 1916) „Hölderlins Oden“ hinzuweisen, die die bisher als unzusammenhängende Einzelwerke angesehenen Oden der Reifezeit (ebenso wie die Jugendhymnen, die Jugendoden und die Frankfurter Elegien) als ein kunstvoll aufgebautes Ganze zu erweisen sucht, das sich in sechzehn kleinere Reihen bzw. sechs Gruppen einteilen lasse. Den Ausgangspunkt für die Gruppierung dürften dabei einige einzeln entstandene Oden ergeben haben, von denen aus inhaltlich und formal die Reihe fortgesetzt wurde, so daß für die Erklärung der einzelnen Oden das Einzelerlebnis gegenüber dem inneren Fortgang des Gedankengehaltes vielfach nur eine sekundäre Bedeutung haben kann. Wenn es Lehmann auch nicht immer gelingt, den Eindruck des Konstruktiven zu vermeiden, so vermag er doch vieles durch inhaltliche, formale und metrische Kriterien durchaus überzeugend zu gestalten, wie denn diese Betrachtungsweise ja neuerdings auch von Brecht mit Erfolg für die tiefere Erkenntnis der Lyrik K. F. Meyers in Anwendung gebracht worden ist.

Während Hölderlins Kunst, trotz der begeisterten Bewunderung einzelner Kreise, doch eigentlich erst in der deutschen Dichtung um die Wende des 20. Jahrhunderts wesensverwandten Nachklang gefunden hat, sind die Schöpfungen Jean Paul Richters mitbestimmend für die ganze weitere Entwicklung der erzählenden Dichtung des 19. Jahrhunderts geworden. Mit dieser Tatsache steht in seltsamem Gegensatz, daß die literarwissenschaftliche Forschung sich erst seit etwa 1900 eingehender mit den mannigfachen Problemen dieses eigenwilligen Geistes auseinanderzusetzen beginnt. Von den zwei vorliegenden Arbeiten ist besonders die Gießener Dissertation von O. Lenz: „Jean Paul Friedrich Richter und die zeitgenössische Kritik“ (1916) fördersam. Auf Grund eines sorgfältig gesammelten und im zweiten Teile der Arbeit mitgeteilten Urkundenmaterials, das alle in den zeitgenössischen Organen wiedergegebenen Rezensionen heranzieht und Jean Paul in seiner Stellung zur Kritik vorführt, zieht der Verfasser im ersten Teile die Ergebnisse aus den Urkunden in übersichtlicher Gruppierung zusammen, indem er einmal in historischer Darstellung die Aufnahme Jean Pauls bei den Zeitgenossen schildert und zum andern eine systematische Betrachtung darüber gibt, was die Zeitgenossen an Jean Paul gelobt und was sie getadelt haben. — V. Bachmann unternimmt in seiner Erlanger Dissertation (1915) den Versuch, „Die religiöse Gedankenwelt Jean Pauls“ aufzuzeigen. Er verfolgt die Entwicklung von der pietistisch gefärbten Frömmigkeit des Elternhauses durch die inneren Kämpfe der Universitätsjahre, die einen ziemlich starken polemischen Zug einprägen, bis zur Ausweitung des stets festgehaltenen allgemein religiösen Zuges zu einem christlichen Humanismus auf der Grundlage des Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens. Abseits von Kirchenmauern und Konfessionsgrenzen soll ein großes Glaubens- und Liebesreich entstehen, das alle Christi Nachfolgenden umfassen wird. Der Zusammenhang mit Herderschen Ideen wird dabei richtig empfunden und die große Wirkung auf

die Zeitgenossen dürfte zum Teil tatsächlich aus dem rein Gemütvollen und Religiösen in seinen Schriften erklärt werden. Zu weit dürfte es dagegen doch wohl gehen, wenn Jean Paul als Vertreter eines überirdischen Ideals in einen ausgesprochenen Gegensatz zu den Vertretern der kritischen Philosophie und dem „Ästhetizismus" der Klassiker gestellt wird.

Zum Schlusse dieser letzten Stilepoche des 18. Jahrhunderts sei nachdrücklich auf drei Werke hingewiesen, deren Problemstellung einen Längsschnitt durch den ganzen Zeitraum ergibt und die Gesamtentwicklung in ihren Hauptzügen dadurch besonders deutlich aufzeigt. Zum großen Teil Neuland bearbeitet Christiane Touaillon in ihrem umfangreichen Werk „Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts" (Wien und Leipzig 1919). Auf Grund einer eingehenden Lektüre (wohl über 100 Bände!) jener ausgedehnten, bis heute von der Literaturgeschichtschreibung meist nur wenig beachteten, von Frauen verfaßten Unterhaltungsepik untersucht sie nacheinander den empfindsamen, rationalistischen und klassizistischen Frauenroman sowie die romantischen Elemente, die sich gegen die Jahrhundertwende vereinzelt bemerkbar machen. Dabei werden die Hauptvertreterinnen jeder einzelnen Gattung geschickt herausgehoben und gegen die weniger bedeutsamen Verfasserinnen abgesondert, so daß die empfindsame Sophie la Roche, die Rationalistin Benedikte Naubert, die auf dem Boden des Klassizismus stehende Caroline von Wolzogen mit Charlotte von Kalb und Sophie Mereau auch in ihrer individuellen Eigenart klar umrissen werden. Das ausführliche Auguste Fischer gewidmete Kapitel weist zum erstenmal nachdrücklich auf diese bisher so gut wie unbekannte, menschlich sympathische und sittlich hochstehende Frau und begabte Schriftstellerin hin. — Während Frau Touaillons Forschungen naturgemäß durch ihre stoffliche Bedingtheit sich in den Kreisen der literarischen Mittelmäßigkeit bewegen und damit einen sehr erwünschten Beitrag zu der leider immer noch ungeschriebenen Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur abgeben, sind zwei andere Werke, die dem Wirken und Schaffen führender Geister nachspüren, von geistiger Höhenluft erfüllt. So bieten die beiden Bände von H. Korffs Werk „Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts" (Heidelberg 1918) einen hervorragenden Beitrag zu einer Geschichte des deutschen Geistes von Gottsched bis Goethe. Glänzend methodisch sowohl wie stilistisch ist die dreifach gestellte Aufgabe gelöst: die Rolle Voltaires im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts umfassend darzustellen, sodann mit dieser Geschichte Voltaires als einem typischen Beispiel die Geschichte des französischen Klassizismus, der Aufklärung und des gallischen Geistes bei den Deutschen zu veranschaulichen und endlich diese äußere Geschichte als die Geschichte einer inneren Wandlung des deutschen Geistes von Gottsched bis Goethe zu verstehen. In fünf großen Hauptabschnitten (Voltaire als klassizistischer Autor, Voltaire als fortschrittlicher Autor, Voltaire als gallischer Autor, Voltaire als Popanz, Voltaire als Klassiker) wird auf fast 800 Seiten die gewaltige Wirkung Voltaires nach allen Seiten hin

in ihrem Auf und Ab ausgemessen mit folgendem Ergebnis: Voltaire als klassizistischer Autor stand im Zenith seines Ruhmes am Anfange seines Auftretens, auf tiefstem Nullpunkte im letzten Drittel des Jahrhunderts und erst um 1800 ist sein Ansehen wieder gehoben unter dem Einfluß einer allgemeinen steigenden Tendenz des Klassizismus. Voltaire als fortschrittlicher Autor begann seinen Aufstieg gegen die Widerstände des herrschenden Alten, durchbrach sie, stand siegreich nach der Mitte des Jahrhunderts, ward aber überwunden durch eine rückläufige Bewegung, die den Fortschritt wollte wie er, aber auf anderem Wege und mit anderen Zielen. Voltaire als gallischer Autor endlich fand im ganzen wachsendes Verständnis selbst beim deutschen Publikum, hatte aber in den siebziger Jahren eine schwere akute Krisis zu bestehen, die sich sowohl gegen seinen Klassizismus, wie gegen sein Aufklärertum und seine gallische Wesensart wandte, ihn zum Anti-Christ, Anti-Homer, Anti-Genie stempelte und sein Bild zur Fratze entstellte, bis er im Stadium schwindender Aktualität historisch gewürdigt wurde. Dies kommt als eine Art stiller Voltaire-Renaissance in Goethes Übersetzung des Tankred und des Mahomet und in Schillers dazu gehörigen Stanzen zum Ausdruck, wobei aber zugleich Schillers Jungfrau die produktive Überwindung dieser historisch gewordenen Welt zeigt. — Denselben geistesgeschichtlichen Prozeß der Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit den beherrschenden fremden Einflüssen des 18. Jahrhunderts zeigt Max Scherrers Werk „Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist“ (Zürich 1919), das sich mit seiner sicheren Beherrschung der Literatur eines weitgespannten Zeitraumes, seiner Stoffülle und der geistigen Durchdringung derselben Korffs schöner Leistung ebenbürtig an die Seite stellt. Noch deutlicher wie bei Korff, der den gesamten geistigen Komplex Voltaire behandelt, zeigt sich bei dieser ganz auf das Formal-Technische gerichteten Untersuchung eines einzelnen literarischen Stoffgebiets die Fruchtbarkeit der von mir seit Jahren geforderten und im Lehrbetrieb nach Möglichkeit berücksichtigten stilvergleichenden Methode. Überraschend deutlich tritt dadurch derselbe auch bei Korff aufgezeigte Wandel von Gottsched zu Goethe zutage: die Auseinandersetzung des shakespeareschen mit dem französischen Tragödienideal, die Wandlung von dem unversöhnlichen Gegensatz: Gottsched—Götz zu einer neuen Klassik, in der die geschlossene Form der französischen Tragödie soweit geweitet wird, daß die Sachfülle Shakespeares in sie eingehen kann und damit eine „spezifisch dramatische Organisierung“ des Krieges möglich wird.

§ 9. Romantik

An der Spitze der literarischen Erscheinungen aus dem Gebiete der Romantik ist Walzels Neuausgabe des Grundwerkes aller deutschen Romantikforschung zu verzeichnen: „Rudolph Haym: Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. 3. Auflage besorgt v. O. Walzel“ (Berlin 1914). Walzel hat Hayms Text pietätvoll erhalten und nur dessen Nachträge in den Text eingefügt.

Wo Neudrucke erschienen sind, wurden Hayms Verweisungen auf diese bezogen; ebenso wurden die Ausgaben von Zeugnissen eingeführt, die Haym nur in handschriftlicher Fassung benutzen konnte. Walzels eigene Ergänzungen sind als Nachträge gegeben; besonderen Wert darf der bibliographische Anhang beanspruchen, der alle wichtigen Werke über die von Haym behandelten Probleme verzeichnet.

Die Einzelforschung ist in den Berichtsjahren mit überaus zahlreichen Arbeiten in die Erscheinung getreten, und zwar ist diese sowohl zusammenfassenden Darstellungen einzelner Probleme wie Sonderuntersuchungen über die verschiedenen Vertreter der Romantik zugute gekommen. Überblickt man die Gesamtresultate der hier geleisteten Arbeit, so muß die Schrift von S. Elkuß „Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Forschung", die nach dem Tode des Verfassers Franz Schultz mit einer schönen Würdigung des jungen, vielversprechenden Forschertalentes herausgegeben hat (1918), in ihrer scharfen Polemik gegen die bisherige Forschungsmethode doch vielfach als jugendlich temperamentvolle Übertreibung bezeichnet werden. Andererseits aber verdient manche methodologisch-kritische Erwägung trotz der bisweilen unzureichenden Begründung ernste Beachtung. So vor allem der Hinweis auf die bisher zu einseitig literarische Betrachtung der Frühromantik, deren tiefere Tendenzen durch eine stärkere Berücksichtigung der romantischen Staats- und Rechtswissenschaft, Politik, Geschichtschreibung und Religionsphilosophie deutlicher hervortreten würden. In diesem Sinne gibt Elkuß selbst in seinen Studien, die von Adam Müllers Ästhetik ihren Ausgang genommen haben, eine glänzende Analyse der widerspruchsvollen Prinzipien von Kants Religionsphilosophie und einen energischen Hinweis auf den Engländer E. Burke und dessen Einfluß auf die deutsche Geistesgeschichte, den inzwischen Frieda Braune (1917) ausführlich nachgewiesen hat. — Über F. Gieses auf gründlicher psychologischer Schulung und großer Belesenheit beruhendes Buch: „Der romantische Charakter. I. Die Entwicklung des Androgynenproblems in der Frühromantik" (1919) wird sich abschließend erst nach dem Erscheinen des zweiten Teiles urteilen lassen. Mit Friedrich Schlegel im Mittelpunkt, dessen Formulierung „Nur selbständige Weiblichkeit, nur sanfte Männlichkeit ist gut und schön" die prägnanteste Fassung des Problems darstellt, gibt dieser erste Teil die Entwicklung jener romantischen Lehre von Humboldt über F. Schlegel, Schleiermacher, Novalis und Ritter bis zu Baader. — Paula Scheidweilers Darstellung „Der Roman der deutschen Romantik" (Leipzig 1916) versucht die frühromantischen Romane (Lucinde, Florentin, Sternbalds Wanderungen, Godwi, Ofterdingen und Hyperion) als einen neuen Typus, den „musikalischen" herauszustellen, ihn gegen den aus plastischer Gestaltung erwachsenen klassischen Roman (Wilhelm Meister) abzugrenzen und seine allmähliche Auflösung in der Spätromantik von Eichendorff bis Immermann aufzuzeigen. Dabei wird im Einzelnen manches Beachtenswerte vorgebracht, im Ganzen aber muß dieser Konstruktionsversuch abgelehnt werden. — Von gutfundierter ethischer und erkenntnis-

theoretischer Grundlage her behandelt P. Vogel, ein Schüler Johannes Volkelts, „Das Bildungsideal der deutschen Frühromantik", wobei er — in der Beschränkung auf die Jugendschriften F. Schlegels und Schleiermachers und auf die Werke Hardenbergs, Wakenroders und Schellings — alle in Frage kommenden geistigen Strömungen erörtert und, ohne gerade viel Neues zu bringen, in der klaren Herausarbeitung des Wesentlichen eine brauchbare Leistung bietet.

Dagegen vermag A. Horwitz in seiner zum Teil auch als Heidelberger Dissertation erschienenen Abhandlung über die These: „Das Ich-Problem der Romantik. Die historische Stellung F. Schlegels innerhalb der modernen Geistesgeschichte" (München 1916) trotz des anspruchsvollen Titels weder ideengeschichtlich noch psychologisch irgendwie über die bisherige Forschung hinauszukommen.

„Die romantische Ironie" wird in einer Züricher Dissertation von F. Ernst (1917) in zusammenfassender Betrachtung untersucht. Der erste Teil der Arbeit behandelt den Begriff und die Theorie des Begriffes. Bei F. Schlegel zuerst formuliert, findet diese Theorie nach anfänglicher Zustimmung bald ständig wachsenden Widerspruch, der von den Freunden Schlegels über Solger bis zu dem endgültigen Vernichtungsurteil Hegels führt. Der zweite Teil gilt der Verwendung der romantischen Ironie in der Dichtung, wo sie von Tiecks zweiter Epoche an eine entscheidende Anwendung bei Brentano und E. T. A. Hoffmann bis zu Heines Tode hin erfährt. — Stand bei diesen letztgenannten Arbeiten schon Friedrich Schlegel zumeist im Mittelpunkt, so wendet sich die Münchner Dissertation von E. Lewalter „F. Schlegel und sein romantischer Witz" (1917) ausschließlich diesem Führer der frühromantischen Bewegung zu. Angeregt und geschult durch einen unserer besten Kenner literarisch-ideengeschichtlicher Probleme, F. Unger, dringt L. ungleich tiefer als die obengenannte Arbeit von Ernst in diese schwierigen Gedankengänge der romantischen Ideenwelt ein. Nach einer klärenden Erörterung des Verhältnisses von romantischem Witz und romantischer Ironie, deren Kenntnis der Züricher Arbeit sehr hätte zugute kommen können, wird der Witz einmal als konstitutives Prinzip der Schlegelschen Psyche aufgezeigt und dann in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Schriftstellers charakterisiert. Eine Bestimmung der geschichtlichen Stellung des Witzes beschließt die wertvolle Arbeit. — Eine weitere Münchner Dissertation (1917) ist der „Unverständlichkeit der Aphorismen F. Schlegels im ‚Athenäum' und im ‚Lyceum der schönen Künste'" gewidmet. Der Verfasser, H. v. Zastrow, weist darin die Grundursache der im Interesse der geistigen Anregung der Leser beabsichtigten Unverständlichkeit in der realistisch-idealistischen Mischung der Betrachtungsweise und der sich daraus ergebenden Ironie und Paradoxie nach. Die Form der Aphorismen wird charakterisiert einmal als Gegensatz der persönlichen stilistischen Auffassung zu der landläufigen sprachlichen Bedeutung, dann als logischer Widerspruch in der konventionell begriffenen Aussage, wozu emphatische und hyperbolische Wendungen, Inversion, abstrakte Bilder usw. treten. Inhaltlich behandeln diese Aphorismen metaphysische Probleme, Fragen des Indivi-

dualitätsbegriffes und das Unzulängliche der bestehenden und zu überwindenden Disharmonie von Geist und Stoff. — Ebenfalls aus der Münchner Schule hervorgegangen und als wertvoller Beitrag zur Schlegelforschung zu betrachten ist die Arbeit von Johanna Krüger „F. Schlegels Bekehrung zu Lessing" (Forschgn. z. n. Litg., H. 45), die die Wandlungen Schlegels in seiner Stellung zu Lessing von der völligen Ablehnung des „seichten Aufklärers" bis zu der starken Begeisterung, wie sie in seinem berühmten Lessingaufsatz des „Lyceums" von 1797 zutage tritt, aufzeigt und damit die Münsterische Dissertation von B. Bolle „F. Schlegels Stellung zu Lessing" (1912), die den Nachdruck auf die späteren Jahre gelegt hatte, glücklich ergänzt. — „Die Stellung F. Schlegels und der anderen deutschen Romantiker zu Goethes Wilhelm Meister im Lichte des Ur-Meister" wird in einer Kieler Dissertation von K. S. Galaboff recht ansprechend abgehandelt. Aus der veränderten Stellung Goethes zu seinen Gestalten des Urmeisters und des veröffentlichten Werkes wird der Kampf, den die Romantiker entgegen ihrer früheren Begeisterung späterhin gegen den Wilhelm Meister führten, daraus erklärt, daß sie intuitiv die Grenze zwischen der voritalienischen und der nachitalienischen Arbeit herausfühlten. So konnte F. Schlegel die Neutralität, mit der Goethe die Gestalten seines Urmeisters betrachtet hatte und die ironisch-humorvolle Behandlung seines Helden in dieser ersten Fassung auch in der veränderten Form der „Lehrjahre" noch als Ausdruck „romantischer Ironie" erscheinen; mit der Wendung ins Praktische und dem Streben nach bürgerlicher Tüchtigkeit dagegen mußte das abfällige Urteil einsetzen.

Dem Politiker F. Schlegel ist das Buch von R. Volpers „F. Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot" (Berlin 1917) gewidmet, das allzu breit von der psychologisch-biographischen Seite her die Entwicklung des Politikers zunächst bis zu seiner Übersiedelung nach Wien und den Eintritt in den österreichischen Staatsdienst verfolgt, wobei in der Analyse der Kölner Vorlesungen über Politik und Staat und bei der Behandlung der politischen Gedichte manches für Bibliographie und Interpretation Wertvolle herausspringt, während andererseits eine deutlich spürbare politisch-religiöse Tendenz des Verfassers manche Schlußfolgerungen mit Vorsicht aufzunehmen rät. Ganz unzuverlässig sind die Zitate und die aus den Handschriften abgedruckten Stellen, die vielfach auch die Quellenangabe vermissen lassen. — Gleichfalls nicht ganz frei von Tendenz, aber in ihrer positiven Beurteilung des späteren Schlegel, zu deren Stützung wertvolles neues Material beigebracht wird, durchaus zu begrüßen ist die als Vereinsgabe der Görresgesellschaft (Köln 1918) erschienene Schrift des katholischen Historikers H. Finke „Über Friedrich und Dorothea Schlegel", dem die Forschung auch die an derselben Stelle 1917 erschienene wertvolle Materialsammlung „Briefe an Fr. Schlegel" (meist den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens angehörend) verdankt. — Auch die schöne Publikation von E. Wieneke „Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen" (Weimar 1914), in geschickter Auswahl für einen weiteren Kreis berechnet, bringt für die Kenntnis der Persönlichkeit Dorotheas durch Verwertung von teils ungedrucktem, teils revidiertem Material auch der Forschung erwünschte Bereicherung, während für die Briefe Carolinens nach wie vor auf die Ausgabe Erich Schmidts als die grundlegende zu verweisen ist.

Der von W. Kirfel herausgegebene Briefwechsel A. W. v. Schlegels mit Christian Lassen (Bonn 1914) zeigt in 91 Briefen aus den Jahren 1821—41 hauptsächlich den Anteil, den Schlegel an der Entwicklung der Indologie genommen hat. — „A. W. Schlegels Verhältnis zur spani-

schen und portugiesischen Literatur" wird in einer romanistischen Arbeit von H. Schwartz (Halle 1914) eingehend in ihrer Entwicklung aufgezeigt, wobei vor allem die Übersetzungen Schlegels unter Berücksichtigung des spanischen Urtextes nach ihrer metrischen, formalen und inhaltlichen Seite kritisch untersucht werden.

Die Arbeit von Lavinia Mazzuchottis über „A. W. Schlegel und die italienische Literatur (Zürich 1917) war mir nicht zugänglich.

Den wertvollsten Beitrag zur biographischen Kenntnis A. W. Schlegels und der zeitgenössischen politischen Ideengänge bietet O. Brandts auf eingehenden Studien des historisch-politischen und literarhistorischen Materials beruhendes Buch „A. W. Schlegel und die Politik" (Stuttgart 1919), das bisher kaum oder überhaupt nicht verwendete ungedruckte Quellen aus dem handschriftlichen Nachlaß Schlegels in der sächsischen Landesbibliothek zu Dresden, der Universitätsbibliothek zu Bonn, der preußischen Staatsbibliothek zu Berlin sowie aus Varnhagenschen Papieren verwerten konnte. Als Resultat der Entwicklung, innerhalb deren besonders Schlegels schwedische politische Dienstjahre zum erstenmal zusammenfassend zur Darstellung gelangen, zeigt sich eine Kreuzung nationalstaatlicher mit kosmopolitischen und deutsch-universalistischen Gedanken, wobei aber Schlegel niemals als rückständig im Kosmopolitismus oder einseitig im Patriotismus befangen erscheint.

Für die Tieck-Forschung ist an erster Stelle das als Eröffnungsband der Neudrucke deutscher Literaturwerke des 18. und 19. Jahrhunderts, der neuen von Leitzmann und Oehlke herausgegebenen Sammlung, erschienene „Buch über Shakespeare. Handschriftliche Aufzeichnungen von L. Tieck" (Halle 1920) zu nennen. Durch seine Frankfurter Dissertation „L. Tieck und das alte englische Theater" (1917), von der, soweit ich sehe, bisher leider nur die beiden Kapitel „Tiecks Studium des alten englischen Theaters im Rahmen seines Lebens" und „Die romantische Periode in Tiecks Shakespeare-Kritik" vorliegen, ist der Herausgeber Henry Ludeke mit bester Vorbereitung an seine Aufgabe herangegangen. Die Einleitung skizziert mit Hilfe aller bekannten Quellen die Entwicklung des Tieckschen Planes, der, bereits in der Jugend konzipiert, den Dichter durch sein Leben hindurch bis ins hohe Mannesalter begleitete, bis erst der Greis die Unerfüllbarkeit seiner in jugendlicher Begeisterung vorgenommenen Aufgabe sich resigniert eingestehen und sillschweigend Verzicht leisten mußte. Zum Abdruck gelangt der umfangreiche erste Entwurf von 1794, „Kommentar zu Shakespeare" (364 S.!), dem sich kürzere Entwürfe und einzelne Ausarbeitungsversuche aus den Jahren 1796, 1800, 1810, 1815 und 1821 anschließen.

Eine Pariser Arbeit von J. J. A. Bertrand „L. Tieck et le théatre espagnol" (1914) war mir nicht zugänglich.

„L. Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts" geht eine von Max Herrmann angeregte Arbeit (Greifswald 1916) nach, deren Verfasser F. Riederer vor allem nachdrücklich

darauf hinweist, daß Tiecks Stellung dieser literarischen Epoche gegenüber keineswegs nur aus seinen Aufsätzen erschlossen werden darf, in denen sie sich ihm nur als Niedergang zwischen zwei Höhepunkten darstellte. Wie schon das Vorhandensein zahlreicher Schriftsteller des 17. Jahrhunderts in Tiecks eigener Bibliothek beweist, hat er ein starkes Interesse an jener so manchen Erscheinungen der Romantik geistesverwandten Literatur bekundet; vor allem für die volkstümlich-satirische Literatur eines Grimmelshausen, Moscherosch und Christian Weise vermag R. mannigfache Beziehungen nachzuweisen, wie sich denn auch der Einfluß der geistlichen Lyrik des 17. Jahrhunderts etwa in den Jahren 1797 bis 1804 stark bemerbar macht. — Neben diesen überwiegend philologisch gerichteten Untersuchungen treten uns in drei weiteren Arbeiten mehr Längsschnitte ästhetischer Art durch das Gesamtschaffen Tiecks entgegen. Von der Bonner Dissertation von F. Conen „Die Form der historischen Novelle bei L. Tieck“ (1914) gibt der Teildruck, der mir allein vorlag, nur zwei kurze Kapitel über die Komposition und die Darstellung der Charaktere wieder; die Gießener Arbeit von L. Faerber „Das Komische bei L. Tieck“ (1918) behandelt an der Hand der Lippsschen Formulierungen die Situations- und Charakterkomik, den Charakterhumor, Burleske, Satire und Ironie, vermag aber über bloße Materialsammlung nicht hinauszukommen. Wertvoll dagegen ist die aus einer Wiener Dissertation hervorgegangene Untersuchung von M. Thalmann über „Probleme der Dämonie in L. Tiecks Schriften“ (Forschg. z. n. Litg. 53. Bd., 1919). Die Einleitung hebt knapp und klar die seelischen Voraussetzungen hervor, die der Konzeption des Grauens bei Tieck vorgearbeitet haben und faßt sie dahin zusammen, daß Tieck Periodiker im Leben und Schaffen war und stark unter Störungen des körperlichen und seelischen Gleichgewichtes zu leiden hatte. Aus dieser Veranlagung wird seine Vorliebe für psycho-physische Probleme und sein intuitives Erfassen fachwissenschaftlich-medizinischen Wissens ebenso abgeleitet wie seine Beziehungen zum Schicksalhaften und Dämonischen, das sich nach Th. keineswegs nur auf die Jugendperiode beschränkt (vgl. das 1910 erschienene Buch von H. Hammer „Die Anfänge L. Tiecks und seiner dämonisch-schauerlichen Dichtung“), sondern mit Ausnahme ganz weniger Straußfederngeschichten in seiner gesamten Produktion dargetan werden kann. Das Schlußkapitel zeigt den tiefen Unterschied auf zwischen Tiecks auf den Problemen seelischer Störung oder Steigerung beruhenden Darstellungen und den mystisch gefärbten Bundesromanen und Schauergeschichten der Zeit. — Hauptsächlich als Quellenforschung stellt sich Th. Hertels Marburger Dissertation „Über L. Tiecks Getreuen Eckart und Tannenhäuser“ (1917) dar. Nach der Darlegung der äußeren Entstehungsgeschichte zeigt H. die innere Entwicklung aus den verschiedenen Sagenkreisen auf, wobei die Hinzufügung des wunderbaren Spielmannes und Rattenfängers zu den schon seit langem miteinander verbundenen Sagen vom getreuen Eckart, Tannenhäuser und Venusberg als eigene Erfindung Tiecks anzusprechen ist. Bei der fol-

genden eingehenden Quellenuntersuchung, die nur für die Eckarthandlung zu positiven Ergebnissen führt, ist die Gefahr des Nachweises um jeden Preis nicht immer vermieden worden. Gerade bei der Tannenhäuserhandlung würde eine Berücksichtigung der organischen Veranlagung Tiecks im Sinne der obengenannten Thalmannschen Arbeit sicher zu weit fruchtbareren Ergebnissen geführt haben. — E. Nippolds Bemühungen, „Tiecks Einfluß auf Brentano" nachzuweisen (Dissertation Jena 1915), scheiden nicht scharf genug zwischen dem, was tatsächlich auf Einwirkung zurückzuführen ist, und dem, was eigener Veranlagung entspricht oder zeitgenössisches Allgemeingut darstellt. Dagegen wird der Höhepunkt einer deutlichen Beeinflussung um 1799/1800, die von dort langsam abnehmend schließlich völlig überwunden wird, richtig erkannt. — Der Schwester Tiecks und der besonderen Stellung, die sie unter den literarisch tätigen Frauen des älteren Kreises der Romantik einnimmt, widmet M. Breuers Tübinger Dissertation „Sophie Bernhardi geb. Tieck als romantische Dichterin" (1915) eine eingehende Untersuchung, die ein gutes Bild jener widerspruchsvollen Persönlichkeit und eine klare Darstellung ihrer dichterischen Entwicklung von den ersten ironisch-satirischen Erzählungen über die phantastischen Traum- und Märchendichtungen zu den künslerisch am höchsten stehenden wirklichkeitsnahen und zeitgeschichtlich interessanten letzten Arbeiten gibt und damit eine Entwicklung aufdeckt, die derjenigen ihres Bruders fast parallel läuft und die sich, bei aller Abhängigkeit von der Romantik, selbständig frei von deren Auswüchsen gehalten hat.

Über Novalis ist mir an größeren Darstellungen nur die Arbeit von K. Wolterek „Goethes Einfluß auf Novalis' Heinrich von Ofterdingen" (Dissertation München 1914) bekannt geworden, die, entgegen der zumeist üblichen Meinung, daß Hardenbergs Roman ein Manifest gegen den Wilhelm Meister darstelle, nachzuweisen sucht, daß Novalis wohl unter Tiecks Einfluß mit einer Polemik gegen Goethe beginne, vom sechsten Kapitel ab dagegen wieder durchaus unter dem positiven Einflusse Goethes stehe und seinem großen Lehrmeister viel näher komme als die romantischen Romane, die für gewöhnlich dem Gefolge der Lehrjahre zugesellt werden.

Innerhalb der jüngeren Romantik steht Brentano im Mittelpunkt der vorliegenden Forschungserscheinungen. Leider schreitet die große historisch-kritische Ausgabe der „Sämtlichen Werke", die in Verbindung mit einer Reihe erprobter Mitarbeiter von Karl Schüddekopf (†) herausgegeben wurde, nur langsam weiter. Nachdem seit 1909 in gemächlicher Erscheinungsfolge nur der vierte (Romanzen vom Rosenkranz), fünfte (Godwi), zehnte Band (die Gründung Prags) und die beiden Teile des vierzehnten Bandes (Übersetzungen und religiöse Schriften) hervorgetreten waren, liegen nunmehr auch die Märchen, von R. Benz herausgegeben, in drei Bänden vor (1914—1917). Durch die Heranziehung der erst kürzlich wiedergefundenen Böhmerschen Abschrift von 1831 konnte der Text gegenüber der Görresschen Ausgabe wesentlich verbessert und durch die bis vor kurzem noch unbekannte frühe Fas-

sung des Fanferlieschen bereichert werden. Der erste Band bringt die Rheinmärchen von 1811 mit den Resten früherer Konzepte und späterer Umarbeitungen als Anhang, der zweite die italienischen Märchen von 1805—1817 in der ursprünglichen Gestalt, der dritte die beiden großen Umarbeitungen der italienischen Märchen aus der Zeit nach 1836 und den „Gockel" mit den Bildern der Ausgabe von 1838. Die Einleitung gibt unter Benutzung der bisherigen Literatur eine gute Charakteristik des Märchenerzählers und Sammlers Brentano und bespricht die einzelnen Märchengruppen, überall sorgfältig Chronologie und Quellen bestimmend. Ausführlich werden dann die ersten Veröffentlichungen, die Herausgabepläne, die letzten Umarbeitungen und die Herausgabe des „Gockel" behandelt und weiterhin die nach Brentanos Tode 1842 durch Görres erfolgte Edition charakterisiert. Einigen Bemerkungen über die bisherigen Schicksale der Märchen, über Erfindung und Form schließt sich eine kurze Ausführung über Gotik und Renaissance an, in der Benz seine bekannten Ansichten über Klassizismus und Romantik zum Ausdruck bringt.

Da der Abschluß dieser Gesamtausgabe wohl noch in weiter Ferne liegt, ist das Erscheinen der von Max Preitz besorgten und erläuterten dreibändigen Brentanoausgabe des Bibliographischen Instituts sehr zu begrüßen. Die Auswahl betont mit Recht die Lyrik (wobei freilich die Romanzen vom Rosenkranz nicht hätten fehlen dürfen) und Märchendichtung, läßt aber leider eine Probe der dramatischen Kunst Brentanos vermissen. Unter geschickter Verarbeitung des vorhandenen Materials wird ein anschauliches Lebensbild gegeben und durch besondere Einleitungen und gründliche Anmerkungen das Verständnis des Dichters überall gefördert.

Neue wertvolle Aufschlüsse über die Persönlichkeit Brentanos ergeben sich aus R. Steigs (†) Sammlung des Briefwechsels zwischen Cl. Brentano und den Brüdern Grimm (Stuttgart 1914), einer Art Supplementband zu dem für die gesamte Romantikforschung grundlegenden Werke desselben Herausgebers, das unter dem Titel „Achim von Arnim und die ihm nahe standen" früher erschienen war (Band I 1894; II 1904), wobei in der schon in jenen älteren Publikationen R. Steigs zutage tretenden Art der Darstellung, einer Verflechtung von wortgetreuem Abdruck der Quellen und eigenem Verbindungstext, das Werden und Vergehen der Beziehungen zwischen den so grundverschiedenen Briefschreibern geschildert wird.

Wertvoll sind auch die Aufschlüsse über Brentanos Persönlichkeit, die die Publikation von H. Cardauns: „Aus Luise Hensels Jugendzeit. Neue Briefe und Gedichte. Zum Jahrhunderttag ihrer Konversion" (Freiburg 1918) vermittelt und die das seltsame kurze Verlöbnis dieser beiden zerrissenen Naturen beleuchtet.

Die Originalbestandteile der Frühlingskranzbriefe sucht B. Widmann in seiner Münchener Dissertation (1914) mit dem Titel „Zu C. Brentanos Briefwechsel vom Sommer 1802 bis zum Herbst 1803" festzustellen und so genau wie möglich mit Hilfe der in den Briefen und sonstigen Werken von und über Brentano enthaltenen Angaben zu datieren, wobei die Arbeit vielfach Ergänzungen zu W. Oehlkes seinerzeit in der Palaestra erschienenem Buch „Bettina von Arnims Briefromane" (1905) zu bringen vermag. Vor allem leistet hierzu die Heran-

ziehung des Briefwechsels zwischen Brentano und Sophie Mereau (hrsg. von Heinz Amelung, Leipzig 1908) sowie der Briefe zwischen Brentano und seiner Schwägerin Antonie geb. Birkenstock gute Dienste. Den Schluß bildet eine zusammenfassende Untersuchung über die in den Frühlingskranz eingestreuten Gedichte, mit der besonderen Tendenz festzustellen, wieweit im einzelnen eine frühe oder eine spätere Fassung vorliegt.

Der religiösen Seite in Brentanos Schaffen sind zwei größere Arbeiten gewidmet. Die eine von Pater Aegidius Buchta unter dem Titel „Das Religiöse in Clemens Brentanos Werken" (Breslau 1915) sucht mit dem liebevoll einfühlenden Verständnis des Glaubensgenossen überall die Spuren religiösen Erlebens auf und glaubt damit nachweisen zu können, daß von einem Bruch in Brentanos Leben nicht die Rede sein könne, daß seine Bekehrung nicht eine Konversion im üblichen Sinne gewesen sei, sondern nur eine Umkehr zu dem nie ganz verlorenen katholischen Kinderglauben bedeutet habe. Liegt der Wert dieser Arbeit nicht so sehr in der Gewinnung neuer Resultate als in einer Gesamtanschauung, an der die künftige Forschung doch nicht ganz wird vorübergehen können, so bietet H. Cardauns in seinen „Beiträgen zu C. Brentano, namentlich zur Emmerichfrage" (Vereinsschriften der Görresges., 1915) eine Fülle exakter Einzelforschung. Bei dem Anwachsen der Brentanoliteratur ist die referierende Übersicht des ersten Teiles über den Stand der neueren Forschung mit ihren kritischen Bemerkungen und zahlreichen eigenen Ergänzungen besonders zu begrüßen. Der zweite Teil behandelt eingehend die Emmerichfrage, besonders in bezug auf Brentanos Redaktionstätigkeit und dessen Stellung zu der Frage: Gesichte oder Betrachtungen. Brentano hat sich bestimmt Einschaltungen in das gestattet, was die Emmerich als „Gesichte" vortrug und zwar vornehmlich unter Benutzung des Lebens Christi des P. Martin von Cochem. Dagegen sind die darin nachweisbaren Bestandteile von älteren Überlieferungen und Legenden nicht von Brentano interpoliert worden, sondern zeugen von der Kenntnis, die die Nonne selbst von diesen Dingen besaß. Die Nachdrücklichkeit, mit der Cardauns für die Emmerich-Bücher eine gerechtere Beurteilung fordert, sowohl innerhalb einer Betrachtung der Erbauungsliteratur als auch unter dem Gesichtspunkt literarisch-ästhetischer Würdigung, die in der Darstellungstechnik des „Bitteren Leidens" die Meisterhand eines Künstlers erkennen würde, ist nur zu unterstützen. — In welcher Richtung sich die Kritik, die J. Niessen in seinem Buche „A. K. Emmerichs Charismen und Gesichte" gegen Cardauns gerichtet haben soll, bewegt, vermag ich leider nicht festzustellen.

Mit dem Dramatiker Brentano befassen sich zwei weitere Arbeiten. F. Heiningers Breslauer Dissertation „C. Brentano als Dramatiker" (1916) stellt in einem einleitenden Teil die Ansichten Brentanos über die zeitgenössischen Dramatiker und Opernkomponisten und seine eigenen theoretischen Überzeugungen zusammen, um dann die dramatischen Arbeiten des Dichters, nach Lustspielen, Festspielen und ernsten Dramen gruppiert, inhaltlich, quellengeschichtlich und formal zu untersuchen, mit dem Ergebnis, daß trotz des Reichtums an einzelnen besonders lyrischen Schönheiten das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können die dramatischen Bemühungen Brentanos zum Scheitern bringen mußte. — R. Kaysers Würzburger Dissertation über die Frage nach „Arnims und Brentanos Stellung zur Bühne" (1914) stellt das dramatische Wollen der jüngeren Romantiker in den größeren Zusammenhang eines bewußten Zeitstrebens und gewinnt in einer vergleichenden Betrachtung der Entwicklung des dramatischen Denkens dieser beiden Dichter die Möglichkeit einer guten, das Wesentliche treffenden Formulierung ihrer Sonderbegabungen. Der zweite Teil ist der Prüfung des Technischen gewidmet, wobei K. seine Beobachtungen nach J. Petersens Vorgange einordnet.

Dem Dritten von den Intimen des jungromantischen Kreises ist eine Straßburger Dissertation (1914) von L. Wagner gewidmet, die „Über Joseph Görres' Sprache und Stil" eindringend handelt und vollständig in den „Freien Forschungen z. dtsch. Literaturgeschichte" erschienen ist. Der erste historische Teil dieser Arbeit untersucht die Anfänge von Görres' Schrifttum, die vom Stil der französischen Revolutionsberedsamkeit stark beeinflußten Zeitschriften sowie die in derselben Zeit geschriebenen und doch grundverschiedenen Briefe an die Braut, die von Rousseaus und Werthers Geist getränkt schon einzelne romantische Züge aufweisen. Der durch das Studium Herders, Jean Pauls und Schellings vermittelte Übergang ins romantische Lager läßt in Wortschatz, Flexion und Satzbau bestimmte romantische Stileigentümlichkeiten bald unverkennbar hervortreten, die sich aber im Rheinischen Merkur, Görres' reichster und sprachgewaltigster Schöpfung, allmählich wieder verlieren. Der zweite Abschnitt ist der Untersuchung des Wortschatzes gewidmet, während der letzte Teil die Bildlichkeit des Stiles auf ihre philosophischen Grundlagen hin untersucht und die Allegorie als hauptsächlichste Erscheinungsform eingehend würdigt.

Das publizistische Moment, das Görres' Schaffen auszeichnet, ist auch die starke Seite in Arndts umfangreicher Produktion, der in erster Linie Journalist und erst in zweiter Dichter ist. Die Zeit seiner Entwicklung, Klärung und Ausbildung, in der sich der schwedisch-pommersche Partikularist zum Vorkämpfer des nationalen Staates wandelt, schildert der erste Teil des großen Lebensbildes von E. Müsebeck: „E. M. Arndt. 1. Buch. Der junge Arndt, 1769—1815" (Gotha 1914). Ein zweiter Teil soll Arndts Schicksale während der Reaktion und Revolution schildern und damit das Werk zum Abschluß bringen. Auf Grund des vor allem von H. Meisner in zwei Jahrzehnte langer Arbeit erschlossenen Quellenmaterials, dem eingehendsten Studium von Arndts Schriften und zahlreichen eigenen Vorarbeiten, Aufsätzen, Quellenuntersuchungen und selbständigen Schriften des Verfassers wird hier die wohl vorläufig abschließende Darstellung des inneren und äußeren Lebens Arndts und seiner Verknüpfung mit der geistigen und politischen Entwicklung Deutschlands gegeben.

Daß daneben die Einzelforschung noch manches ergänzend und wohl auch ab und zu berichtigend wird herbeibringen können, dafür geben die in der kleinen Schrift von E. Gülzow, „E. M. Arndt in Schweden" (1920) veröffentlichten Nachrichten über Arndts Beziehungen zu Amalie von Helwig und Elisa Munk einen Beweis, die auch die Neudeutung und chronologische Fixierung einiger Gedichte gestatten. — R. Krügels Leipziger Dissertation „Der Begriff des Volksgeistes in E. M. Arndts Geschichtsanschauung" (1915), die mehr in das historische als literargeschichtliche Gebiet fällt, sei hier wenigstens bibliographisch erwähnt, ebenso wie die Jenenser Arbeit von C. Köller, „E. M. Arndts Fragen über Menschenbildung in ihrer pädagogischen Bedeutung" (1917).

Während das romantische Element bei dem im Grunde rationalistischen Arndt nur in dem stark entwickelten Sinn für alles Vaterländische zum Ausdruck kommt, tritt uns Schenkendorf in seiner ganzen seelischen Struktur als Romantiker entgegen. Eine in diesem Sinne den typischen

Kern der Persönlichkeit berücksichtigende Analyse würde der sonst recht tüchtigen Marburger Dissertation von A. Köhler über „Die Lyrik Max von Schenkendorfs“ (1915) sicher zugute gekommen sein, indem sie verhindert hätte, daß K. etwas zu einseitig mit den von außen an die Arbeit herangetragenen Gesichtspunkten von Elsters ästhetischen Begriffen und Normen an die Betrachtung seines Stoffes herangetreten wäre.

Elsa von Klein gibt in ihren Untersuchungen zu Schenkendorfs Liederspiel „Die Bernsteinküste“ (Halle 1915) in Ergänzung der Forschungen von A. Haym und P. Cygan wertvolle Einzelnachweise durch die Aufhellung des maßgebenden Einflusses von J. F. Reichardt und der Anregungen, die der junge Dichter von dem Königsberger Professor J. G. Hasse erhielt.

Friedrich Rückerts romantische Periode steht im Mittelpunkt von L. Magons Buch „Der junge Rückert. Sein Leben und Schaffen. Band 1“ (Halle 1915), das den ersten größeren Versuch einer eingehenden Rückertforschung darstellt und dessen in Aussicht gestellter zweiter Band, der die Zeit bis 1819 umspannen soll, hoffentlich bald nachfolgen wird. Die Benutzung des reichen handschriftlichen Nachlasses kommt ebenso der biographischen Darstellung wie der literarhistorischen Betrachtung zugute, die wichtige Angaben über die Chronologie der Jugendgedichte zu erbringen vermag, den Einfluß Bürgers, Klopstocks und Matthisons nachweist und eingehend die Wendung zur Romantik behandelt, besonders in der Analyse der Jugenddramen und ihrer Abhängigkeit von Calderon. Besonders zu begrüßen sind auch die ausführlichen metrischen Analysen.

Nicht allzu ergiebig sind dagegen die entstehungsgeschichtlichen Bemerkungen und quellenvergleichenden Nachweise von A. Krauß „Zu F. Rückerts dramatischen Dichtungen“ (Dissertation Gießen 1916). — Eine in New York 1917 erschienene Arbeit von H. W. Church über F. Rückert als Lyriker der Befreiungskriege war mir nicht zugänglich.

Die E. Th. A. Hoffmann-Forschung vermag sich leider immer noch nicht auf eine vollständige kritische Ausgabe zu stützen, da die von C. G. von Maaßen herausgegebenen und auf fünfzehn Bände berechneten „Sämtlichen Werke“ (München 1908 ff.) seit 1914 mit dem Erscheinen des dritten Bandes der Serapionsbrüder bis heute nicht über die damals vorliegenden sechs Bände herausgekommen sind. — Dagegen ist mit Hans von Müllers Publikation „E. Th. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe“, 1. Band Texte (Berlin 1915) eines der wertvollsten Seelendokumente der Romantik neu erschlossen worden. Der Herausgeber, der in zwei Jahrzehnte langer mühevollster und hingebendster Forscherarbeit in zahlreichen Publikationen umfassendes Untersuchungsmaterial zusammengetragen und einer gerechten Würdigung des Dichters die Wege geebnet hat, fügt jetzt den von ihm 1904 entdeckten Tagebüchern der Jahre 1812, 1813 und 1815 die ebenfalls von ihm selbst aufgefundenen von 1809, 1811 und 1814 hinzu. Die frühesten Aufzeichnungen zeigen den preußischen Richter in Plock noch in völliger Unkenntnis über seine dichterische Begabung; die Bamberger Zeit mit ruhiger Kompositionsarbeit wird abgelöst von den inneren Kämpfen des Übergangs zum literarischen Schaffen, von den Erschütterungen einer

hoffnungslosen Liebe und den Sorgen einer ungewissen Stellung in den Wirren der Kriegsjahre, bis die Fürsorge der Berliner Freunde ein ruhigeres novellistisches Schaffen gestattet. — Von den vorliegenden beiden Einzeluntersuchungen bringt W. Grahl-Mügelins Abhandlung „Die Lieblingsbilder im Stil E. Th. A. Hoffmanns" (Dissertation Greifswald 1915) zunächst eine nach Stoffgebieten unter Berücksichtigung der ursächlichen Entstehung aus der Lebensgeschichte und persönlicher Veranlagung des Dichters geordnete gute Zusammenstellung und Verarbeitung des Materials mit der Einschränkung auf die von Hoffmann bevorzugten bildlichen Wendungen. Der zweite Teil nimmt zu diesem Material kritisch Stellung und erblickt den Hauptwert der Bilder in ihrer Bedeutung für die Stimmungsmalerei und die Erregung von Gefühlszuständen. — M. Roehls Rostocker Arbeit „Die Doppelpersönlichkeit bei E. Th. A. Hoffmann" (1918) erweitert diesen Begriff von der Bedeutung des gespaltenen und verdoppelten Ichs zu der Einbeziehung aller Erscheinungen, die als Bürger zweier Reiche sich auch in zwei Gestalten zeigen. Sie gibt eine Aufzählung, Charakteristik und Einteilung dieser Doppelpersönlichkeiten, um dann ihre Quellen und literarischen Abhängigkeiten mit dem Ergebnis zu untersuchen, daß Hoffmann den Rahmen des damals modernen Geheimbundromans benutzt und den Genius- oder Mittlertypus durch die Einbeziehung des Mythus und Magnetismus kompliziert. Dabei wird das Ganze auf den Boden realistischer Wirklichkeit gestellt und zum Symbol einer dualistisch-idealistischen Weltanschauung besonders in bezug auf den Gegensatz zwischen Kunst und Alltag erhoben, wobei sich Hoffmann zur realistischen Motivierung reichlich der psychiatrischen Ergebnisse der zeitgenössischen Wissenschaft bedient. — Das 1920/1 erschienene zweibändige Werk von W. Harich, „E. Th. A. Hoffmann, Das Leben eines Künstlers", das nach Ellingers grundlegender Monographie (1894) den Versuch einer die künstlerische Eigenart dieses Dichters erfassenden Darstellung macht, aber erst jenseits der Berichtsgrenze liegt, sei wenigstens bibliographisch verzeichnet.

Wie Hans von Müllers Veröffentlichungen für E. Th. A. Hoffmann so bedeuten die von O. Floeck herausgegebenen „Briefe des Dichters F. L. Zacharias Werner" (München 1918) die Grundlage zu neuen Erkenntnissen sowohl für den äußeren Entwicklungsgang als für die Auffassung der Gesamtpersönlichkeit. Die hier zum ersten Male gesammelten Briefe der Jahre 1792—1822, deren größere Zahl bisher ungedruckt war und denen sich im Anhang noch 72 den Dichter betreffende Schreiben anreihen, sind besonders für den letzten Lebensabschnitt Werners, den in Österreich wirkenden katholischen Priester, geeignet, bisherige allzu ungünstige Urteile über den Konvertiten zu berichtigen, und sowohl für den äußeren Lebensgang als für Entstehung und Idee seiner Werke wertvolle Aufschlüsse zu geben. Zahlreiche erklärende Fußnoten und archivalisch-bibliographische Nachweise sind ebenso willkommen wie die taktvoll abwägende Einleitung, die besonders die Briefempfänger gut charakterisiert. — Von den beiden den „Söhnen des Tals" gewidmeten Untersuchungen kommen die rein äußerlichen An-

gaben W. Ekhardts in seiner Schrift „Die Technik in Z. Werners Söhnen des Tals“ (Gießen 1917) neben R. Palgens Marburger Dissertation „Über Zacharias Werners Söhne des Tals“ (Beiträge z. dtsch. Litwissensch.), die nach sorgfältiger Feststellung der äußeren und inneren Entstehungsgeschichte die literarischen Einflüsse (Goethe, Shakespeare, die Ritterstücke und besonders Schiller) sowie Aufbau, Charaktere, Stil und Stellung zum Schicksalsproblem behandeln, nicht mehr in Frage.

Paul Schubert zeigt „Das Naturgefühl bei F. L. Zacharias Werner“ (Dissertation Greifswald 1914) aus stilistischen Betrachtungen, aus der Auffassung der Beziehungen zwischen Natur und Gott, Natur und Mensch und aus der praktischen Verwendung im Drama auf, dabei Werners Stellung zur Romantik und ihren Ideenkreisen betonend. — Die ausführliche italienische Arbeit über den deutschen Romantiker von Guiseppe Galetti „Il dramma di Zacharias Werner“ (Torina, 455 Seiten) war mir nicht zugänglich. — Nur genannt sei das wiederum außerhalb der Berichtsjahre liegende Buch von P. Haukammer: „Zacharias Werner. Ein Beitrag zur Darstellung des Problems der Persönlichkeit in der Romantik“ (Bonn 1920).

Für die schwäbische Romantik gelangt mit dem Erscheinen des vierten Bandes von „Uhlands Briefwechsel. Im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins hrsg. von Julius Hartmann (Stuttgart 1916), der Uhlands letzte in stiller Gelehrtenarbeit abgelaufene Lebensjahre umfaßt, Verbesserungen und Nachträge zu den ersten Bänden bringt und ein von W. Reinöhl bearbeitetes gutes Register hinzufügt, eines der wichtigsten Quellenwerke zum Abschluß. — Auf Grund dieser sowie aller übrigen erschlossenen Quellen baut H. Schneider die erste wissenschaftlich vollwertige Biographie Uhlands auf unter dem Titel „Uhland. Leben, Dichtung, Forschung“ (Geisteshelden Bd. 69/70), die aber erst 1920 erschienen ist und auf die hier wenigstens hingewiesen sei. — Angeregt durch einen Aufsatz W. Scherers in den Goethejahrbüchern von 1883 und 1884 „Über die Anordnung Goethescher Schriften“, der davon ausgeht, daß „zur vollen Erfassung und Würdigung der künstlerischen Tätigkeit des Dichters“ auch die „Beachtung der Arbeit letzter Hand gehört, wie sie sich in der Anordnung seiner Werke offenbart“, untersucht J. Frenzel „Die Anordnung der Gedichte L. Uhlands“ (Dissertation Straßburg 1915). Ausgangspunkt und technische Grundlage der Anordnung scheint das chronologische Prinzip der Entstehung gewesen zu sein, wofür neben einer Note aus den Tagebüchern die fast rein chronologische Anordnung der Jugendgedichte, der Balladen und Lieder wie die vollständig chronologische Aneinanderreihung der vaterländischen Gedichte spricht. Uhlands Absicht, auf diese Art die Wandlungen seines eigenen künstlerischen Entwicklungsganges aufzuzeigen, kommt am deutlichsten in dem vollständig abgerundeten Ganzen der Balladen zum Ausdruck, die von den sentimentalsten Produktionen jugendlicher Unklarheit zu den reifsten Produktionen des Mannesalters führen. Einzelne Umgruppierungen sind aus beabsichtigt antithetischer oder verstärkend paralleler Wirkung zu erklären oder setzen antichronologisch ein Gedicht als Widmung vor eine ganze Gruppe, während eine andere Art von Abweichungen eine persönliche Kunstansicht, die Wendung eines Themas von realistischer An-

schauung zu Übersinnlichkeit und Unendlichkeitsstreben zum Ausdruck bringen soll.

L. Langs Tübinger Dissertation „Uhlands dramatische Arbeitsweise in seinen historischen Dramen und Dramenentwürfen" (1914) betrachtet das vorhandene Material nach der jeweiligen Entstehungsgeschichte und dem Verhältnis zu den Quellen, wobei eine absteigende Entwicklungslinie von der phantasie- und humorvollen Ursprünglichkeit der romantischen Anfänge zu steifer Gelehrsamkeit führt. Der aus den Handschriften der Universität Tübingen mitgeteilte Entwurf zu dem Drama „Ludwig der Baier" gestattet dabei einen guten Einblick in die Arbeitsweise Uhlands. — W. Schulzes Arbeit „Gustav Schwab als Balladendichter" (Pal. 126, 1914) gibt vor allem eine Quellenuntersuchung mit genauen Vergleichen, aus denen die starke Abhängigkeit von den Vorlagen deutlich wird. — „Gustav Schwabs Stellung in der zeitgenössischen Literatur" gelangt in der Dissertation von G. Stock (Münster 1916) an der Hand von Schwabs Redaktionstätigkeit am Stuttgarter Morgenblatt und am deutschen Musenalmanach zu eingehender Darstellung, wobei seine Beziehungen zu den schwäbischen Dichtern Uhland, Waiblinger und Mörike, den Österreichern Lenau und Grün, den Bayern Platen und Schenk sowie zu den Norddeutschen Fouqué, Varnhagen und David Assing sorgfältig verfolgt werden. — Die „Wilhelm Hauffs Märchen und Novellen" gewidmete Dissertation von J. Armandoff (München 1915) vermag trotz einzelner dankenswerter Hinweise (z. B. auf die Einwirkung Tiecks) weder in bezug auf die Quellenfrage noch in den stilistischen und technischen Untersuchungen die Lücke der bisherigen Forschung, die gerade Hauffs Märchendichtung noch wenig behandelt hatte, auszufüllen.

Von den beiden der Eichendorff-Forschung gewidmeten Arbeiten untersucht R. Wesmeyers Marburger Dissertation (1915) über „J. v. Eichendorffs satirische Novellen" unter Verwertung der Nachlaßhandschriften eingehend die literarische Satire der Novelle „Viel Lärmen um nichts" von 1832 besonders nach ihrer ästhetischen und sozialen Seite unter Aufzeigung ihres Zusammenhanges mit den späteren Ausführungen über Pseudoromantiker und Jungdeutsche in den literarhistorischen Schriften und über Adel und Bürgertum im „Erlebten". In der politischen Satire „Auch ich war in Arkadien geboren" werden gelehrter Doktrinarismus, praktisch gewordene Aufklärung und liberaler Despotismus verspottet, während das Märchen „Libertas und ihre Freier" die Ereignisse der Jahre 1848/49 vom katholischen Standpunkte beleuchtet und von diesem aus in der bürgerlichen Klassenherrschaft vor allem den Materialismus verurteilt. — Hilda Schulhoffs Untersuchungen zu „Eichendorffs Jugendgedichten aus seiner Schulzeit" (Prager dtsch. Studien, Heft 23, 1915) kommen der germanistischen Forschung hauptsächlich mit den sechzig bisher unveröffentlichten Jugendgedichten zugute, die im Anhang abgedruckt werden, während der Hauptteil der Arbeit, der eine Erklärung dieser poetischen Versuche im Sinne der psychologischen Arbeiten von Hartmann und Schmidkunz und des großen amerikanischen Werkes von Hall „Adolescense" zu geben versucht, die Ergebnisse der Jugendpsychologie zu fördern geeignet ist. — H. Schneiders Breslauer Dissertation (1916) über „Chamissos Balladentechnik" kommt an der Hand einer formalen und psychologischen Analyse der Balladen zu dem nicht eben neuen Resultat, daß Chamisso, von Uhland ausgehend, einen gewaltigen Schritt vorwärts und über sein Vorbild hinausgetan habe, indem er die soziale Ballade schuf und im Gewand

der alten romantischen Ballade politische Töne anzuschlagen wußte. — Weist Chamisso mit diesen Zügen schon mehr auf die realistisch-tendenziöse Kunst der folgenden Jahrzehnte voraus, so gehört Nicolaus Lenaus Dichtung und Weltanschauung ausschließlich der Romantik an. Mit den „Entwicklungslinien von Lenaus Weltanschauung", die W. Alexander in seiner Greifswalder Dissertation (1915) zu ziehen versucht, vermag der jugendliche Verfasser freilich nicht den Kern dieser von Heimatlosigkeit erfüllten, zerrissenen und durch die Welt getriebenen Dichterpersönlichkeit zu erfassen, doch verdient die vorsichtige Verwertung des Quellenmaterials und das glückliche Vermeiden einer gezwungenen Systematisierung im Verein mit einem guten Darstellungsstil hervorgehoben zu werden. — H. Bischoffs eindringliches, freilich auch ungemein breites Werk „N. Lenaus Lyrik. 1. Band. Geschichte der lyrischen Gedichte", das erst Ende 1920 erschien und eine neue Epoche in der Lenauforschung begründen dürfte, liegt außerhalb der Grenze des Berichtes.

Als Lenau in vielem wesensverwandt läßt Emmy Luckwalds Greifswalder Dissertation „M. Solitaire. Ein Beitrag zur Geschichte des Weltschmerzes" (1917) den Landsberger Arzt Woldemar Nürnberger erkennen, dem seit A. Sterns Skizze von 1865 hier zum erstenmal eine Sonderuntersuchung gewidmet wird. Den innersten Kern seines Wesens bildet ein tiefer im Gegensatz zu manchem Mode-Weltschmerzler als wirkliches Erlebnis zu wertender Pessimismus, der in seinen egoistischen Elementen hauptsächlich in der Lyrik und den persönlich gefärbten Reisebildern zum Ausdruck kommt und in seinen altruistischen Elementen sich in der düsteren Tragik seiner Novellen als Auffassung vom menschlichen Dasein überhaupt widerspiegelt. — Als ebenfalls von romantischen Anfängen ausgehend, aber nach schweren Kämpfen zu den völlig entgegengesetzten Zielen und Anschauungen der Reaktionszeit führend, stellt sich die Entwicklung Fr. von Sallets dar, dem Marie Hannes eine „Gesamtdarstellung seines dichterischen Schaffens mit Ausnahme seiner religionsphilosophischen Schriften" (München 1915) widmet, wobei der heute nur noch historisches Interesse hervorrufenden Dichtung gegenüber besonders auf die allgemein vorbildliche Wahrheits- und Freiheitsliebe des Mannes hingewiesen wird. — Eine Ergänzung nach der philosophischen Seite seiner Entwicklung hin erfährt die Forschung über Sallet durch die Würzburger Dissertation von O. Hundertmark: „F. von Sallet, ein Dichterphilosoph" (1916), die das Hauptaugenmerk ihrer Darstellung auf den Gedankengehalt der Werke und die in den philosophischen Schriften niedergelegten Ideen richtet. Dabei wird die völlige Abhängigkeit von Hegels philosophischen Anschauungen erwiesen und nur für einzelne Fragen sozialer Forderungen eine gewisse Selbständigkeit aufgezeigt.

Mit Heinrich Heine gelangt die romantische Entwicklung zu einem gewissen Abschluß, wenn sie auch noch in der Lyrik Mörikes u. a. nachklingt und ihre Spuren stofflich und formal bis zur Gegenwart zu verfolgen sind. Heines Werke liegen nunmehr in der neuen großen von O. Walzel geleiteten Ausgabe des Inselverlags mit dem zehnten Bande (1915) abgeschlossen vor, in einer Edition, die zwar nicht ausschließlich als textkritisch anzusprechen ist, in ihrer Gesamtanlage aber, der Textverteilung im Sinne einer chronologischen Reihenfolge innerhalb geschlossener Gruppen, der Einzelausführung und der Ausstattung, als vorbildlich zu bezeichnen ist und die beste der vorhandenen Heineausgaben darstellt. Besonders sei auch auf den freilich erst 1920 erschienenen Registerband verwiesen, in dem P. Neuburger in entsagungsvoller Kleinarbeit auf

274 Seiten das Phänomen Heine in allen seinen menschlichen, lokalen und geistesgeschichtlichen Beziehungen auseinanderlegt und damit ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle zukünftige Heineforschung an die Hand gibt. — Mit dem von F. Hirth herausgegebenen Briefwechsel Heines, der bis jetzt in zwei Bänden vorliegt, ist der wissenschaftlichen Betrachtung eine überaus wertvolle Materialsammlung dargeboten worden. Der erste Band (1914) reicht vom Februar 1815 bis April 1831, der zweite (1917) vom Juni 1831 bis zum Dezember 1846. Der dritte Band wird die Anmerkungen bringen, die bei den überreichen Anspielungen Heines auf persönliche und öffentliche Verhältnisse erst das letzte Verständnis der Briefe werden erschließen müssen, wobei freilich noch eine schwierige Arbeit zu leisten sein wird. Die ausführliche Einleitung berichtet eingehend über die früheren Ausgaben, wobei den älteren Publikationen schwere Vorwürfe über Textnachlässigkeiten und selbstbewußte Textentstellungen nicht erspart werden können, durch die z. B. der Buchhändler Campe wie vor allem Maximilian Heine bisher in einem viel zu günstigen Lichte erschienen waren. Der zweite Teil bringt eine besonders auch durch den Vergleich mit Hebbel aufschlußreiche Würdigung des Briefschreibers Heine, während der Schluß einen Einblick in die z. T. überaus schwierige Beschaffung des Materials gibt und damit das Verdienst des Herausgebers noch deutlicher erkennbar macht.

Von den vorliegenden Einzeluntersuchungen behandelt H. Mutzenbecher in einer Bonner Dissertation (1916) das Thema „H. Heine und das Drama“ wenig erschöpfend und mit unbedeutenden Ergebnissen. Höchstens die Zusammenstellung aller hierher gehörigen Äußerungen ist von einigem Wert. — Nicht ohne Verdienst ist M. Schusters Programmschrift „Horaz und Heine“ (Wiener-Neustadt 1916), die den Einfluß des Römers als sehr viel größer, wie bisher zumeist angenommen wurde, zu erweisen vermag.

E. Brauweiler gibt eine eingehende Darstellung von „Heines Prosa“ (Bonner Forschungen, 9. Bd., 1915), indem er an der Hand der Berichte über die französischen Zustände zu zeigen versucht, welche Wandlungen die individuellen Stileigenheiten Heines erfahren haben in ihrer Beziehung zum Subjekt, zum Objekt und zur äußeren Form, gemessen an einer „absolut objektiven, intellektuellen, konformen und gemeinüblichen Rede“. Worin diese besteht, wird freilich nicht auseinandergesetzt, so daß die fleißigen und genauen Untersuchungen, die sicher im einzelnen zu beachtenswerten Ergebnissen führen, doch vielfach einigermaßen in der Luft hängen.

Die Mörikeliteratur hat eine wertvolle Bereicherung erfahren durch die neue Ausgabe des von H. W. Rath dargebotenen Briefwechsels zwischen E. Mörike und M. von Schwind (Stuttgart 1919). Gegenüber der ersten Veröffentlichung Baechtolds (1890) sind hier 28 bisher ungedruckte Briefe, meist aus dem Besitz der Tochter Schwinds stammend, hinzugekommen; auch konnten einige Stellen der früheren Ausgabe berichtigt und die Veranlassung des Briefwechsels durch den Tübinger Musikdirektor Otto Scheyer nachgewiesen werden. Die Einleitung und Kommentierung bieten wenig; die spärlichen Erläuterungen und Nach-

weise sind recht störend in eckiger Klammer dem Text beigefügt. — Weiterhin sind mehrere Einzelstudien zu nennen. Eine schematisch-statistische, nach Elsters stiltheoretischen Prinzipien verfaßte Greifswalder Dissertation von H. Kappenberg über den „Bildlichen Ausdruck in der Prosa E. Mörikes“ (1914) untersucht gründlich und fleißig die Bilderfülle, würdigt ihre ästhetische Bedeutung und hebt die Anschaulichkeit, das Poesievoll-Künstlerische und das Eigenschöpferisch-Phantasievolle der Bilder hervor. — E. Flad, „E. Mörike und die Antike“ (Dissert. Münster 1917) zeigt, wie sich die Beschäftigung Mörikes mit der Antike aus dem Bildungsgange des Dichters ergibt. Homer, Horaz, Catull, dann besonders Theokrit sind seine Lieblinge, deren Einfluß in inhaltlicher und formaler Beziehung nachgewiesen wird. Bei der Behandlung der „Idylle vom Bodensee“ hätte vielfach tiefer geschürft werden müssen. — Sehr feinsinnig und fesselnd hat dagegen K. Adrians Arbeit über „Wege der Gestaltung in Mörikes Maler Nolten und Mozart auf der Reise nach Prag“ (Dissert. Münster 1914) das Problem ergriffen. Mörikes alle Handlung und alles Zuständliche in Stimmung auflösendes Sehen wird auch für seine Erzählungen als maßgebender Faktor erkannt und mit wertvollen Vergleichsblicken auf Storm, Hebbel, Stifter im einzelnen überzeugend als gestaltendes Moment nachgewiesen.

Noch sei auf drei Dissertationen hingewiesen, die sich mit der Geschichte dreier romantischer Zeitschriften befassen. A. Kloß' gründliche und von exakter methodischer Schulung zeugende Leipziger Arbeit behandelt die „Heidelberger Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808/16“ (Probefahrten 24. Bd., 1916) unter vielfacher Verwertung von ungedrucktem Material. Mit der Beschränkung auf die für den Geist der Zeitschrift bezeichnendsten Fächer der Philologie, Geschichte, Literatur und Kunst gibt ein erstes einleitendes Kapitel eine gute Analyse des allgemeinen Zeitcharakters, sowie eine Schilderung des Lehrkörpers der Heidelberger Universität in den Jahren 1807—16, dessen Zusammensetzung insofern von Bedeutung für die Zeitschrift war, als ihre Redaktoren wie Mitarbeiter zumeist dem Professorenkollegium angehörten. An die eingehende Darstellung der äußeren Entwicklung des Unternehmens in bezug auf die Gründung, die äußere Form, die Verlegerverhältnisse und die finanzielle Fundierung schließt sich die Aufhellung der inneren Geschichte an, wie sie sich unter der Leitung der verschiedenen Redaktoren darstellt: unter Creuzer, der die Jahrbücher zu einem raschen Höhepunkt zu bringen vermag, von dem sie aber mit dem Schluß seiner Redaktionstätigkeit unter der Leitung von Bökh und Wilken bald wieder auf das Niveau der übrigen Literaturzeitungen herabsinken, womit gleichzeitig ein immer stärkeres Ausscheiden des zunächst durchaus vorherrschenden romantischen Einflusses bedingt ist. Der Anhang bringt eine Chronologie der einzelnen Hefte auf Grund des zeitgenössischen Briefwechsels und der Redaktionsakten und fügt verschiedene Stücke von diesen sowie einigen für die Geschichte der Zeitschrift besonders wichtigen Briefen im Abdruck bei. — Eine ähnliche Arbeit sucht F. Blums Münchener Dissertation (1914) mit dem Titel „Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift hrsg. von F. Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann“ zu leisten, die nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Zeitschrift die einzelnen Beiträge, nach wissenschaftlichem, poetischem und kritischem Inhalt geordnet, in bezug auf ihre Verfasser eingehend betrachtet, wobei bisher ungedrucktes Material vielfach gute Anhalte zu geben vermag. Der Versuch, das Unternehmen von der organisatorisch-wirtschaftlichen Grundlage zu analysieren und eine innere Geschichte desselben mit vergleichsweisem Umblick auf ähnliche Erscheinungen zu geben, wie er bei Kloß zu so guten Resultaten geführt hat, wird aber leider nirgends unternommen. — Erwähnt sei in diesem Zusammenhange schließlich noch die Bonner Dissertation von F. Rhein „Zehn Jahre historisch-politische Blätter“, die die Entstehung und Entwicklung dieses so viel an-

gefeindeten katholischen Preßorgans verfolgt, das von Görres patronisiert und seinem Sohne Philipp herausgegeben wurde, und in dem besonders auch Eichendorf mit zahlreichen Beiträgen vertreten ist.

§ 10. Die führenden Dramatiker des 19. Jahrhunderts

Als Grundlage für die Kleistforschung wird stets die von Erich Schmidt in Verbindung mit Minde-Pouet und Steig im Verlag des Bibliographischen Institutes herausgegebene Ausgabe dienen. Doch steht auch die neue Kleistausgabe des Verlags Hesse & Becker, die von K. Siegen unter Mitwirkung von R. Schlösser und O. Walzel besorgt wurde (Leipzig 1914), mit ihrer völlig umgearbeiteten Biographie und sorgfältigen Textredaktion durchaus auf dem Stande der letzten Forschungen. — Für die Einschätzung der Gesamtpersönlichkeit des Dichters scheint glücklicherweise die Epoche vorbei zu sein, die, begünstigt durch den Mangel quellenmäßiger Nachrichten, uns eine Zeitlang die verschiedensten „Auffassungen" bescherte. Nur die Leipziger Dissertation von W. Willige, „Klassische Gestaltung und romantischer Einfluß in den Dramen H. von Kleists" (Heidelberg 1915) tritt noch mit jenem Anspruch auf, das Verständnis Kleists auf eine neue Basis zu stellen, wobei die vielfach einseitige und willkürliche Auffassung, die zum Teil mit der aus dem Gundolf-Georgekreise bekannten Terminologie arbeitet, nur zu einem geringen Ertrag führt.

J. K. Blankenagel, „The attitude of H. v. Kleist toward the problems of life" (Hesperia 9. Bd., Göttingen 1917) will die Anschauungen des Dichters über Religion, Schicksal, Willensfreiheit, Frauen, Tugend, Pflicht und Staat schildern, kommt aber über eine fleißige Stoffsammlung nicht hinaus.

Von größter Bedeutung ist dagegen E. Cassirers Vortrag „H. von Kleist und die Kantische Philosophie" (Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kantgesellschaft Nr. 22, Berlin 1919), wohl der wertvollste Beitrag zur Kleistforschung der letzten Jahre überhaupt. Mit eindringendem Verständnis für die künstlerische und menschliche Eigenart Kleists wie nicht minder für seine geistige Umwelt wird hier aufgezeigt, wie für den bekannten seelischen Zusammenbruch nicht das Werk Kants selbst — das Kleist schon vorher durchaus vertraut war — bestimmend wurde, sondern die Kants Phänomenalismus ins schroff Subjektivistische wendende Schrift Fichtes „Die Bestimmung des Menschen", wonach sich für Kleist tatsächlich alle Werte in Illusionen auflösen mußten. Damit vollzieht sich durch ein gedankliches Erlebnis die innere Wendung in Kleist von dem traditionellen Optimismus seiner Jugendphilosophie zu der ihm eigenen dichterischen, tragischen Weltanschauung, was zugleich das volle Bewußtwerden seiner produktiven dichterischen Kräfte bedingt. Die spätere Einwirkung der ethischen Prinzipien Kants wird überzeugend am „Prinzen von Homburg" nachgewiesen. — Von den vorliegenden Spezialuntersuchungen zu einzelnen Werken haben H. Schneiders „Studien zu H. von Kleist" (Berlin 1916) die meiste Beachtung erfahren, was in zahlreichen äußerst ausführlichen, z. T. jedoch ablehnenden Kritiken zum Ausdruck kommt. Da das Für und Wider

hier nicht erörtert werden kann, sei besonders auf folgende Besprechungen verwiesen: Litbl. 1920, 232/40 (E. Wolff), A. f. d. A. 40 (R. Riemann), Lit. Centralbl. 67, 222/3 (J. Körner); vor allem aber kommt hier der Aufsatz W. Richters „Alte und neue Probleme der Kleistforschung" in Betracht (D. Litz. 1916, Nr. 10 u. 11), von dessen 37 Seiten nicht weniger als 34 der Kritik des Schneiderschen Buches gewidmet sind, wobei zugleich wertvolle Hinweise für die weitere Forschung gegeben werden. Im letzten Teil seiner Arbeit weist Schneider auf verschiedene, bisher übersehene oder mißachtete Quellen hin, die sich aus Kleists spanischer Lektüre ergeben, während J. Petersens Studie über „H. von Kleist und Torquato" (Z. f. d. U. 31. Jahrg., H. 6) den Einfluß des italienischen Dichters mit philologischer Exaktheit und sorgfältiger Abwägung zwischen bewußter und unbewußter Abhängigkeit klarlegt. Mit Recht weist er dabei auch auf die mangelnde Beweiskraft der Behauptungen Frida Tellers (Neue Studien zu H. v. Kleist, Euph. 20, 4) hin, die mit ihren sonst vielfach schätzenswerten Nachweisen über Kleists Beziehungen zur Musik und die musikalischen Formprobleme seiner Kunst aber eine methodisch gefährliche Bahn betritt, indem eine willkürlich aufgestellte These zur Erklärung des Guiskard-Fragmentes als Musikdrama herangezogen wird. — Die fleißige, aber in ihr Problem verrannte Untersuchung von H. Behme, „H. von Kleist und C. M. Wieland" (Lit. u. Theater, hrsg. v. E. Wolff, H. 1, Heidelberg 1914), die im einzelnen manches entschieden Beachtenswerte zutage fördert, ist in ihrer Gesamtauffassung einer starken Abhängigkeit Kleists von Wieland unhaltbar. Hier zeigt sich einmal deutlich, zu wie schiefen Resultaten man trotz gewissenhafter Einzeluntersuchung gelangen kann, wenn das Verständnis geistesgeschichtlicher Zusammenhänge so wenig vorhanden ist, daß z. B. der Wahrheits- und Naturbegriff des Sturmes und Dranges mit dem aufklärerischen Wielands gleichgesetzt wird, dessen Schilderungen weiblicher Affekte das Vorbild für einen so leidenschaftdurchglühten Charakter wie Penthesilea ergeben haben sollen. — In F. Kanters Dissertation „Der bildliche Ausdruck in Kleists ‚Penthesilea'" (Jena 1914) ist das Bestreben anzuerkennen, gegenüber den vielfach äußerlich schematisierenden Arbeiten mit ähnlicher Fragestellung zu einer vertieften Betrachtungsweise aus dem Zusammenhang des Ganzen zu gelangen, wobei nur leider ein stark konstruktiver Zug der Auffassung und eine gewisse stilistische Schwerflüssigkeit die Lektüre erschweren. — G. Buchtenkirchs Arbeit über Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug" auf der Bühne (Lit. u. Theater, 2. H., Heidelberg 1914) gibt neben der Betonung des märkischen Lokalcharakters eine gute Analyse des Bühnenwirksamen und eine die Tatsachen in ein neues Licht rückende Untersuchung über den Mißerfolg des Stückes in Weimar, der in dem Gegensatz zwischen dem erstarrten Idealstil der Weimarer Bühne und den Erfordernissen eines neuen realistischen Darstellungsstiles für das Kleistsche Lustspiel zu suchen sei. Die folgende Schilderung des Fortlebens des Stückes in den verschiedenen Bühnenbearbeitungen wird durch die Betonung der diesen zugrundeliegenden, der jeweiligen Bühnen-

tradition entsprechenden Stilbestrebungen zu einem wertvollen theatergeschichtlichen Beitrag. — Von den der Erzählungskunst Kleists gewidmeten neuen Untersuchungen entspricht der Ertrag der Arbeit von J. Bathe, „Die Bewegungen und Haltungen des menschlichen Körpers in H. von Kleists Erzählungen“ (Diss. Tübingen 1917) nicht so recht der Mühe, die die hier angewandte Groossche statistische Methode erfordert. — Dagegen gelangt K. Wächters Buch „Kleists Michael Kohlhaas, ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte“ (Forschungen z. Litg., 52. Bd., Weimar 1918) in eindringender und scharfsinniger Nachprüfung aller quellen- und textkritischen Fragen zu einer klaren Aufrollung der allmählichen Entstehungsgeschichte, deren drei Phasen bestimmt werden durch das zunächst rein ethische Problem, zu dem das Rachemotiv in der zweiten und die politische Tendenz mit dem Bekenntnis zum Preußentum in der dritten Fassung hinzutritt.

Die Aufsätze von B. Luther, „H. von Kleists Patriotismus und Staatsidee“ (Neue Jahrb. 37, 1916) und G. Fittbogen, „H. von Kleists vaterländische Dichtungen“ (Deutsche Rundschau 43. Bd., 1917), sowie die Abhandlung von M. Fischer, „H. von Kleist, der Dichter des Preußentums“ (Stuttgart 1916), waren aus dem nationalbeschwingten Geiste ihrer Entstehungszeit geboren.

Von der großen von August Sauer herausgegebenen Grillparzerausgabe (1909 ff.) hat nur die zweite und dritte Abteilung inzwischen eine Förderung erfahren. Als 7. und 8. Band der zweiten Abteilung liegen die „Tagebücher und literarischen Skizzen“ von 1808—1830 (1914 und 1916 erschienen) vor, chronologisch geordnet und damit gegenüber früheren sachlich gegliederten Veröffentlichungen eine Fülle neuer fruchtbarer Anregungen bietend. In dieser Zusammenstellung gleichen die auf lose zerstreut liegenden Blättern fixierten Einfälle und Gedanken, Zitate, Lesefrüchte, Pläne und Entwürfe den Aufzeichnungen Hebbels, den Studienheften von Novalis oder den Aphorismenbüchern Lichtenbergs, dessen überraschend starken Einfluß auf Grillparzer Sauer bedeutsam hervorhebt. Für die Briefe, Dokumente und Aktenstücke ist eine neue, 3. Abteilung der Ausgabe eröffnet worden, der sich auch das Generalregister anschließen soll. — Der erste Band der „Briefe und Dokumente“ von 1797—1826 folgt technisch den Ausgaben der Briefe Kants, Herbarts, Uhlands, Platens, indem er auch die an den Dichter gerichteten Schreiben mit aufnimmt, wodurch Grillparzer tatsächlich „weit weniger isoliert erscheint, als man sich ihn für gewöhnlich vorzustellen pflegt“. Der sechste Band (1915 erschienen) bietet mit den „Aktenstücken“ (1813—1856) ein Bild von der Amtstätigkeit des Dichters, der 43 Jahre lang Tag für Tag die besten Stunden dem Dienste der österreichischen Finanzverwaltung widmen mußte! Aus der Masse der in dieser langen Dienstzeit von Grillparzer bearbeiteten Akten sind charakteristische Proben zum Abdruck gebracht und alles übrige, soweit es sich in mühevoller Durcharbeitung der in Betracht kommenden Materialien feststellen ließ, ist nach Inhalt und Umfang in Regestenform verzeichnet. Die Einleitung entwirft in knappen Zügen ein Bild dieser amtlichen Tätigkeit. — Mit dem 20. Bande der

„Schriften des literarischen Vereins in Wien“ nähert sich die gleichfalls von A. Sauer besorgte, alle bisherigen Ausgaben und Werke ergänzende Publikation „Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen“ mit den Zeugnissen von 1871/72 und den Nachträgen ihrem Ende; nur ein Anmerkungsband soll noch nachfolgen. — Durch das langsame Weitererscheinen der Ausgabe und die leider immer noch durchgeführte Sperrung des Grillparzerarchivs ist die Einzelforschung in den Berichtsjahren nur mit fünf größeren Arbeiten vertreten. Vorangestellt sei die Festgabe zu A. Sauers 60. Geburtstage: „Grillparzers Ahnen“ (1915), in der Payer von Thurn in glücklicher Anknüpfung an des Jubilars eigene „Studien zur Familiengeschichte Grillparzers“ ein Musterbeispiel schwierigster archivalischer Forschung gibt, ein Gebiet, das dem Literarhistoriker meist ferner zu liegen pflegt und das bei dem heute immer stärker betonten Werte der Stammes- und Familienforschung größere Beachtung verdiente. — H. Geißlers Münchener Dissertation „Grillparzer und Schopenhauer“ (1915) zeigt auf Grund der Übereinstimmungen zwischen dem Dichter und dem Philosophen, daß zahlreiche enge und wichtige Beziehungen bestehen und zwar in ungleich größerem Maße, als man gemeinhin anzunehmen pflegte. Gut wird dabei herausgearbeitet, wie wohl einesteils der direkte Einfluß evident erscheint, andrerseits aber der Grund der Übereinstimmung tiefer zu suchen ist: nicht in unmittelbarer Abhängigkeit, nicht in gemeinsamen Vorbildern, sondern in den allgemeinen Anschauungen und den immanenten Lebensgefühl der Zeit. — H. Brauns Arbeit über „Grillparzers Verhältnis zu Shakespeare“ (Diss. München 1916) verfolgt die Entwicklung dieses Verhältnisses von dem rein Stofflichen der ersten tastenden Jugendversuche über eine Stufe technisch-formaler Gefolgschaft bis zu der Epoche eines inneren Anschlusses, wo der englische Dramatiker zum Vorbilde wird, von dem Grillparzer, ohne nachzuahmen, zu lernen vermochte und das mit klärender Einwirkung auf seine künstlerische Auffassung sein eigenes Schaffen vertiefte. — K. Bestes Abhandlung „Grillparzers Verhältnis zur politischen Tendenzdichtung seiner Zeit“ (Diss. München 1915) bedeutet eine erwünschte Ergänzung zu der Marburger Dissertation von W. Bücher über „Grillparzers Verhältnis zur Politik seiner Zeit“ (1913), indem sie der Charakteristik des Menschen und Politikers als eines josephinisch erzogenen Österreichers, eines kirchlich loyalen Wieners und eines mit reichsdeutscher Art im wesentlichen zerfallenen Partikularisten eine Untersuchung seiner ästhetisch-formalen Stellung zum Problem der politischen Poesie hinzufügt. Danach ist für Grillparzer eine mehr oder minder schroffe Ablehnung der einzelnen literarischen Erscheinungen dieser Art besonders wegen ihres Mangels an rein menschlichen Problemen nachweisbar, obwohl er selbst in eigenen politischen Gedichten die an anderen gerügten Fehler durchaus nicht immer vermieden hat. In seinen Dramen erscheinen dagegen solche Probleme ganz vom Streit der Tagesmeinungen geläutert und in die Sphäre reiner Dichtkunst erhoben. — L. Hradeks „Studien zu Grillparzers Altersstil und die

Datierung des Estherfragments" (Prager deutsche Studien 24. Bd., 1915) suchen die undatierten Estherfragmente auf stilkritischem Wege chronologisch zu bestimmen.

Während Kleist und Grillparzer bereits im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zu voller literargeschichtlicher Würdigung gelangt waren, ist den beiden großen Dramatikern der Übergangszeit vom Klassizismus zum Realismus, Büchner und Grabbe, erst verhältnismäßig spät die künstlerische Anerkennung und wissenschaftliche Beachtung zuteil geworden. Den fast vergessenen Namen Georg Büchners hatte zunächst nur die Sozialdemokratie — freilich unter einseitiger Betonung des sozialen Vorkämpfers und Revolutionärs — wieder zu Ehren gebracht; Chr. D. Grabbes barocke Persönlichkeit veranlaßte erst die wesensverwandtere Generation seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu tieferem Eindringen. Die letzten Jahre haben zwei wertvolle Beiträge zur Forschung aufzuweisen. M. Zobel von Zabeltitz' gehaltvolles Buch „Georg Büchner, sein Leben und Schaffen" (Bonner Forschungen, N. F. 8. Bd., 1915) gibt mit sicherer Klarheit eine biographische Darstellung des zerrissenen, von heißer Leidenschaft durchwühlten Jünglings, der sich mit Hilfe des „erbarmungslos scharfen Blickes des Mediziners und Naturforschers" zur Meisterung des Lebens durchringt, und untersucht seine Individualität im Zusammenhang mit der politischen Zeittendenz, mit der Vereinsamung des Ichs, im Verhältnis zu Natur und Universum. — W. Schulte wendet sich mit seiner Münsterischen Dissertation „Chr. D. Grabbes Hohenstaufendramen" (1917) mit Erfolg wieder der kritischen Würdigung der dichterischen Werke Grabbes zu, nachdem die frühere Forschung sich viel zu viel mit ausführlichen Psychogrammen beschäftigt hatte. Lehrreich ist besonders die Charakteristik der Schaffensart, durch die manche bisherige Urteile überzeugend berichtigt werden; neu die Aufhellung des Zusammenhanges mit Justus Möser und der Nachweis mehrerer Quellen. — Die Dissertation H. von Els „Grabbe als Kritiker" (Marburg 1917) bespricht in chronologischer Anordnung die einzelnen kritischen Äußerungen des Dichters und sucht sie aus seiner Persönlichkeit zu erfassen, wobei eine vertieftere literarhistorische Betrachtung wohl manches schiefe Urteil besonders über die „Shakespeare-Manie" berichtigt haben würde.

Die grundlegende Ausgabe für die Hebbelforschung bleibt diejenige R. M. Werners, deren dritte vielfach verbesserte Auflage eigentlich zu Hebbels hundertstem Geburtstage abgeschlossen vorliegen sollte. War sie damals (1913) bis zum 14. Bande vorgerückt, so ist sie nunmehr zu Ende geführt worden. Doch hat R. M. Werner, durch ein tragisches Geschick verhindert, nicht mehr den Schlußstein in diesen seinen Lebensbau einfügen können; die letzten beiden Bände des Anhanges sind in seinem Sinne von Julius Wahle bearbeitet worden. Die wichtigste Änderung dieser dritten Auflage gegenüber den beiden ersten besteht in der Trennung des Textes vom kritischen Apparat, welcher mit den Anmerkungen in drei Ergänzungsbänden zu den zwölf Textbänden zusammengefaßt ist, während ein vierter Band alles inzwischen neu-

erschlossene Material bringt. — Als Ergänzung zu dieser Ausgabe tritt die seit 1911 im Erscheinen begriffene von P. Bornstein musterhaft besorgte „Säkularausgabe von Hebbels sämtlichen Werken nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe. München u. Leipzig", von der außer den beiden vor dem Kriege erschienenen Bänden unterdessen vier weitere Bände (1914: III u. IV, 1921: V u. VI) hervorgetreten sind. Diese Ausgabe ist — wie der Horen-Schiller und der Propyläen-Goethe desselben Münchener Verlages — auf dem chronologischen Anordnungsprinzip aufgebaut mit Einschluß der vollständigen Tagebücher und der wichtigeren Briefe. Auf diese Art ist es in überraschender Deutlichkeit möglich, das außergewöhnliche Werden dieser Dichterpersönlichkeit zu verfolgen, zumal die wissenschaftliche Zuverlässigkeit und der feinsinnige Takt des Herausgebers die vielfach äußerst schwierige Datierungsfrage überall glücklich gelöst hat. Dabei gehen die Anmerkungen in eigener Forschung wie in der Verwertung der einschlägigen Literatur zum Teil weit über R. M. Werners Feststellungen hinaus. — Die Einzelforschung hat sich den verschiedensten allgemeineren und besonderen Problemen philosophischer, stilistischer und philologischer Richtung zugewandt. Die an sich gut geschriebene, ideen- und beziehungsreiche Arbeit von Klara Hofer „Friedrich Hebbel und der deutsche Gedanke" (Stuttgart 1916) steigert Hebbel leider so ins Mystisch-Symbolistische hinein, daß auch die das ganze Buch durchziehende ehrliche Begeisterung für den Mangel an philosophischer und literarhistorischer Schulung nicht zu entschädigen vermag. — Gut fundiert auf einer vollständigen statistischen Materialsammlung im Sinne der Groosschen Methode ist dagegen die Tübinger Dissertation von J. G. Wenter „Die Paradoxie als Stilelement im Drama Hebbels (1915), die im Anschluß an den Aufsatz von Groos über „Den paradoxen Stil in Nietzsches Zarathustra" (Ztschr. f. angewandte Psychologie, Bd. VIII, 1913) verfaßt ist. Das paradoxe Ausdrucksmoment, das für Hebbel in sieben Dramen mit 544 Fällen belegt werden kann, entspricht dem innersten Wesen dieses Dichters, seinem Mangel an innerer Harmonie, seiner Kampfstellung, seinem Bedürfnis nach konzentrierter Rede, seiner scharfen Ironie, aber auch dem ästhetischen Bedürfnis, in die große Spannung der Handlung fortwährend kleinere Spannungen einzustreuen. — „Hebbels Anschauungen über die ältere deutsche Literatur" nimmt Emilie Loose zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung (Berlin 1919, Teildruck Diss. Heidelberg 1917), bei der das Wort „ältere" freilich nicht im Sinne der fachmäßig üblichen Beschränkung auf die ahd. und mhd. Periode zu verstehen ist. Sie gibt zunächst in möglichster „Objektivität, Anschaulichkeit und Vollständigkeit" Hebbels Bild vom Gange der literarischen Entwicklung bis zum Ausgang der Klassiker, die versteckten Äußerungen aus Werken, Tagebüchern und Briefen nach dem historischen Verlaufe der deutschen Literatur ordnend und der Lektüre Hebbels, seinen Zitaten und Urteilen über einzelne Erscheinungen besondere Beachtung schenkend. Aus der Gesamtheit aller dargestellten Äußerungen werden dann in vorsichtig

abwägender Beurteilung Rückschlüsse auf die Eigenheiten der Hebbelschen Anschauungsweise gezogen. — Das Buch von E. Tannenbaum, „Hebbel und das Theater“ (Hebbel-Forschungen Nr. 7, 1915) untersucht, wieweit sich Hebbel mit den Bedingungen der Bühnenkunst abfindet, welche Elemente für Inszenierung, Schauspielkunst und Publikum er mitbringt, in welcher Weise er der Umsetzung des schriftlich festgelegten Dramas in der szenischen Erscheinungsform entgegenkommt oder inwiefern er sich ihr widersetzt. Zur Sicherstellung der Resultate werden die Nachlese- und Soufflierbücher mit Erfolg verwertet. — In methodisch vorbildlicher Art der Untersuchung und erfreulich klarer Darstellung prüft R. Ebhardts Buch „Hebbel als Novellist“ (Berlin 1916) den Inhalt der Erzählungen nach Motiven, Charakteren, Weltanschauung sowie nach Form, Komposition, Charakteristik und Darstellung. Überzeugend werden die literarischen Einflüsse, vor allem derjenige Contessas, nachgewiesen. Besonders ansprechend ist auch das Kapitel über die „Psychologische Begründung“ der Novellen aus dem Charakter des Dichters und den damaligen Verhältnissen. Vielleicht hätten die von R. M. Werner im 8. Bande mitgeteilten Pläne noch eine Berücksichtigung erfahren sollen. — Auch Emilie Hoestermanns „Beiträge zur Technik in Hebbels Tagebuch“ (Diss. Bonn 1917) bieten mit ihrer künstlerischen Bewertung des Tagebuches eine wertvolle Ergänzung der Hebbelliteratur. Die Geschlossenheit desselben liegt in der Persönlichkeit Hebbels, es soll den Weg seiner Entwicklung zeigen; daher das Fehlen von Tagesnotizen. Daneben aber finden sich Aneinanderreihungen, die verschiedene Lösungsversuche desselben Problems darstellen, Lektürestellen, die sich aus Gleichklang mit oder Protest gegen eigene Ansichten oder als Parallelen zu dem eigenen Leben einprägten, schließlich äußerliche Ideenassoziationen, die aber durch ihre Erläuterungskraft bedeutsam für Hebbel werden. — Die Bonner Dissertation von H. Bender über „Hebbels Dithmarschenfragment“ (1914) kommt auf Grund einer genauen Durchsicht und Prüfung der Handschriften zu einer durchaus überzeugenden, die Wernersche Anschauung als unhaltbar erweisenden Neuanordnung des Fragmentes. — Ebenso vermag A. H. Saedlers Untersuchung über „Hebbels Moloch“ (Forschungen zur neueren Litgsch., 51. Bd., 1916) mit genauen neuen Lesungen der Handschriften R. M. Werners Text nicht unwesentlich zu berichtigen und gute Deutungsversuche beizubringen. — Auch der Lyriker Hebbel ist Gegenstand der Forschung gewesen, indem W. Jahn in seiner Leipziger Dissertation (1916) die „Dramatischen Elemente in Hebbels Jugendballaden“ herauszuarbeiten bemüht war. Er zeigt die Verwandtschaft der „inneren Form“ zwischen Hebbels dramatischen und balladesken Dichtungen auf und verfolgt die Entwicklung der Jugendballaden von den ungeschickten konventionellen Nachahmungen fremder Vorbilder bis zu dem Meisterwerk „Schön Hedwig“, von wo aus es nun bloß noch eines, eine reichere Entfaltungsmöglichkeit bietenden Stoffes bedarf, um den engen Kreis der Ballade zur Tragödie großen Stiles zu erweitern. — Einen Beitrag zu Hebbels Charakteristik als Politiker und nationaler Schriftsteller

bietet schließlich eine auf sorgfältigster Sammlung des gesamten nicht leicht zugänglichen Materials an Zeitungen, Witzblättern, Schmäh- und Drohschriften beruhende Arbeit P. Krischs mit dem Titel „Hebbel und die Tschechen. Das Gedicht An S. Maj. König Wilhelm von Preußen. Seine Entstehung und Geschichte“ (Prager Dtsche. Studien, H. 22). Mit ihrer Beleuchtung der historischen Grundlagen gibt sie ein interessantes Bild aus dem österreichischen Nationalitätenkampf.

Für das wissenschaftliche Studium des Gesamtschaffens Otto Ludwigs lagen die Grundlagen lange im Argen, vor allem deshalb, weil die wenigen von diesem größten Fragmentisten der deutschen Literatur bei Lebzeiten veröffentlichten Werke nur einen geringen Bruchteil seiner Lebensarbeit darstellen und bei weitem das meiste nur in handschriftlicher Fassung vorliegt. Wenn auch niemand daran denken kann, diesen gewaltigen Nachlaß mit seiner Überfülle skizzierter und halbvollendeter Dichtungen dem Druck zu übergeben (was etwa 100 Bände füllen würde), so hat die Wissenschaft doch die Pflicht, sich näher mit diesem von quellender Phantasie und schärfster Selbstkritik hin und hergeworfenem Dichtergeschick zu beschäftigen. Nachdem bald nach Ludwigs Tod G. Freytag und vor allem die treue Freundeshand Moritz Heydrichs aus diesem literarischen Scherbenberg manches an Dichtungen und Studien herausgezogen hatte, gab 1891 die von Erich Schmidt unterstützte sechsbändige Ausgabe A. Sterns erstmalig die Möglichkeit, tiefer in das künstlerische Schaffen Ludwigs hineinzublicken. Die unphilologische Textbehandlung Sterns, die nicht selten den Wortlaut Ludwigs zu bessern suchte und gelegentlich ganze Sätze und Verse strich, bedeutete freilich einen recht unsicheren Boden, den V. Schweitzer 1896 wenigstens für die Hauptwerke in seiner dreibändigen in der Textbehandlung selbständigen Ausgabe fester zu fundieren suchte. Aber erst die große gemeinsam mit dem Goethe- und Schillerarchiv und namhaften Gelehrten herausgegebene Ausgabe P. Merkers (München 1912ff.), die von all den zahlreichen Fragment gebliebenen Dramen, Novellen und sonstigen Schöpfungen wenigstens eine Fassung mitteilen und im Apparat Bericht über den meist komplizierten Entwicklungsgang der einzelnen dichterischen Versuche geben wird, darf mit dem Anspruch auftreten, gesicherte Grundlagen für das wissenschaftliche Studium dieser Dichterpersönlichkeit zu bieten. Nachdem vor dem Berichtszeitraum die beiden ersten Bände hervorgetreten waren, ist unterdessen diese Ausgabe auf sechs Bände angewachsen. Der 3. Band (1914), je zur Hälfte von Merker und H. H. Borcherdt besorgt, brachte den Roman „Zwischen Himmel und Erde“ und Novellenfragmente. Im selben Jahre trat auch der Erbförsterband (6.) hervor, der dem Gesamtplane folgend wenigstens einmal an einem Werke dieses Dichters die lückenlose Entstehungsgeschichte mit allen ihren tastenden Versuchen und zahlreichen Umarbeitungen vorführen und damit einen Einblick in die Arbeitsweise dieses Dichters und die Technik des Kunstschaffens überhaupt bieten sollte. So veröffentlicht Merker hier neben dem kritisch gesäuberten Text des Erbförsterdramas erstmalig auf 280 meist

in Petit gesetzten Seiten nicht nur ein den ersten Ausgangspunkt der etwa zehn Jahre umfassenden Entstehungsgeschichte bildendes abgeschlossenes Drama „Die Waldburg", dessen ganz andere Motivwelt nur in erst ganz leisen Ansätzen das spätere Erbförsterdrama ahnen läßt, sondern auch über ein Dutzend im einzelnen oft bereits weit gediehener Entwürfe und Pläne, deren innere Zusammenhänge und langsame Motivwandlung im Zusammenhang mit den äußeren meist von E. Devrient ausgehenden Anregungen die ausführliche Einleitung dieses Bandes eingehend darlegt. War während des Krieges eine Fortführung nicht möglich, so konnten nach längerer Pause 1922 zwei neue Bände dieser Ausgabe hervortreten. In Band IV ließ H. H. Borcherdt (der Hauptmitarbeiter Merkers) den Lyriker Ludwig auferstehen, indem er neben den bereits bekannten Gedichten zahlreiche lyrische Schöpfungen erstmalig zum Abdruck brachte. Auch hier sucht der ausführliche Apparat mit allen Mitteln philologischer Akribie der Entstehungs-, Handschriften- und Druckgeschichte der einzelnen Gedichte nachzugehen. Wenn auch vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen das lyrische Schaffen Ludwigs die schwächste Seite seines dichterischen Schaffens bildet, so fallen doch auch von diesem Bande viele neue Lichter auf die geistige Eigenart dieses Dichters, zumal im ganzen über 240 Gedichte (also etwa das Dreifache der Sternschen Ausgabe) hier gesammelt erscheinen. Der kritische Abdruck des „Hans Frei" beschließt diesen Band, dem sich — von Expeditus Schmidt herausgegeben — der 5. anreiht, der die Jugenddramen „Die Torgauer Heide", „Die Rechte des Herzens", „Das Fräulein von Scuderi", „Die Pfarrrose" in gereinigter Gestalt darbietet und wiederum in den beigefügten Lesarten und Entwürfen wichtiges neues Material zur Entstehungsgeschichte dieser Jugendschöpfungen bringt.

Angeregt durch die neue Ludwigausgabe und von deren Herausgeber verschiedentlich gefördert haben zwei Greifswalder Dissertationen sich um die nähere Erforschung einzelner Fragmente gemüht. B. Fischers verständnisvolle Arbeit über „O. Ludwigs Trauerspielplan: Der Sandwirt von Passeier und sein Verhältnis zu den Shakespearestudien" (1916) bestimmt die in mehreren Heften verteilten Niederschriften nach ihrer zeitlichen Reihenfolge, legt die Entwicklung des Planes dar, weist die historischen Quellen nach und untersucht das Verhältnis zu den in Frage kommenden anderen Hoferdichtungen. Nach einer eingehenden Darstellung der Skizzen wird ihre Beziehung zu den Shakespearestudien behandelt und im Verlaufe der Untersuchung die völlige Übereinstimmung zwischen Theorie und Praxis aufgezeigt. — Margarete Mählichs Erstlingsschrift „Otto Ludwigs Romanplan Dämon Geld und sein Verhältnis zu den Romanstudien" (1918) vermag nach genauer Datierung der zahlreichen handschriftlichen Skizzen und Entwürfe drei Arbeitsstufen zu scheiden, aus deren letzter, wenn dem Fragment ein Ausreifen beschieden gewesen wäre, „sicher ein autobiographischer Roman hervorgegangen wäre, der mit zu Ludwigs bedeutendsten Werken gehört hätte." Ähnlich wie bei Fischer wird dann der Gang der Handlung mit den wichtigsten

Ergänzungen und Abweichungen der einzelnen Skizzen herausgeschält, das Fragment in Beziehung zur zeitgenössischen Erzählungsliteratur gesetzt und die Übereinstimmung mit der Theorie der Romanstudien erwiesen. — Zwei weitere Arbeiten wenden sich technischen Problemen der Ludwigforschung zu. H. Fresdorfs Straßburger Dissertation „Die Dramentechnik O. Ludwigs“ (1915) verfolgt die Entwicklung der Charakterisierungskunst bis zum Höhepunkt des „Erbförsters“ und erkennt im Dialog eine Entwicklung von realistischer Gesprächsführung zu einem poetischen Realismus mit innerlich motivierter Gedankenfülle. — R. Lindners Arbeit „Das technische Problem von Ort und Zeit in den Dramen und dramatischen Theorien von O. Ludwig“ (Dissert. Basel 1918) kann für dieses technische Sonderproblem ebenfalls eine deutlich aufsteigende Entwicklung aufzeigen von einer noch stark umständlichen Bearbeitung des Ortes und einer zu sehr gewollt erscheinenden Absichtlichkeit in der Zeitbehandlung zur Erfüllung von Ludwigs eigener theoretischer Forderung: „Ort und Zeit nur ideal zu behandeln“. Leider fußen beide Arbeiten nur auf dem zur Zeit gedruckt vorliegenden Material. Die von Lindner in Aussicht gestellte größere Arbeit „Die dramatische Technik O. Ludwigs“ würde nur durch ausgedehnte Heranziehung der Handschriften Anspruch auf bleibende Beachtung machen können. — H. H. Borcherdts Aufsatz: „O. Ludwigs Novelle Die Emanzipation der Domestiken“ (in den Abhandlungen zu Franz Munkers 60. Geburtstag. München 1916) verfolgt sorgfältig an der Hand der Tagebuchnotizen, Briefe und Entwürfe die Entstehungsgeschichte der Novelle und weist Eichendorff, Tieck, E. Th. A. Hoffmann und Hauff als Quellen für den Stoff, romantische Ideen als Quelle für die Motiv- und Gedankenwelt nach, betont aber dabei mit Recht, daß „die Variationen zu den romantischen Melodien doch eigene Opera des Künstlers“ sind. — Auf den soeben (1922) erschienenen umfangreichen ersten Band der unter dem Titel „Les œuvres dramatiques d' Otto Ludwig“ hervorgetretenen neuen Ludwigstudien des französischen Forschers L. Mis und das den Titel „Les études sur Shakespeare d' Otto Ludwig“ führende Parallelwerk desselben Gelehrten (Lille 1922) sei wenigstens bibliographisch mit Nachdruck hingewiesen.

Die Arbeit von A. Scotti „O. Ludwig in seiner Stellung zur italienischen Renaissance“ (Dissert. Freiburg i. Schweiz 1917) vermag in ihrem Hauptteil mit der essayartigen Gegenüberstellung von O. Ludwig und Leonardo da Vinci nichts die literarische Forschung irgendwie Förderndes zu bieten, gibt aber durch die stärkere Betonung von Ludwigs durch die Dresdener Galerie nahegelegter Beschäftigung mit der italienischen Kunst, die der Dichter vielfach mit Shakespeare in Beziehung setzt, und den Hinweis, daß Ludwig die Probleme der Renaissance durch das Medium Shakespeares erfaßte, eine beachtenswerte Anregung, das Problem einmal in diesem Sinne näher zu betrachten.

Eine Reihe von Dissertationen, die einzelnen Dramatikern zweiter und dritter Größe des 19. Jahrhunderts gewidmet ist, kann zusammenfassend dahin beurteilt werden, daß sie in fleißiger Materialsammlung und Einzelbetrachtung z. T. recht gute Vorarbeiten für eine Geschichte des neueren Dramas darstellen, bei ihrer rein individualistisch-monographischen Behandlungsart aber und dem Mangel an größeren Horizontweiten sich kaum einmal über das Durchschnittsniveau braver Erstlingsarbeiten erheben. Gerade bei an sich wenig bedeutenden literarischen Erzeugnissen müßte genaue historische Kenntnis das zeitgeschichtlich Bedingte herauszuheben versuchen

und so über die Einzelerscheinung hinaus einen Beitrag zur Geschichte des Massenkunstgeschmackes oder zur Geschichte der dramatischen Technik erbringen. In der Reihenfolge ihrer Ergiebigkeit genannt, sind folgende Arbeiten zu verzeichnen: Fr. Koch, Albert Lindner als Dramatiker (Forschgn. z. n. dtsch. Lit. 47, 1915); M. Glatzel, J. L. Klein als Dramatiker (Bresl. Beitr. N. F. 42, 1914); Else Hes: Ch. Birch-Pfeiffer als Dramatikerin (ebd. 38, 1914). — Hingewiesen sei hier auch auf A. von Weilens Band: „Ch. Birch-Pfeiffer und H. Laube im Briefwechsel" (Schr. d. Ges. f. Theatergesch. 27, 1918), eine Publikation, die ganz nette Aufschlüsse über Laubes Persönlichkeit und die temperamentvolle weiblich-widerspruchsreiche Art der Birch-Pfeiffer gibt, deren Erträgnis ihre Aufnahme in die Sammlung aber kaum rechtfertigt; genannt wenigstens seien die Arbeiten von W. Schenkel, „Roderich Benedix als Lustspieldichter" (Frankfurt 1916), Gertrud Weinschenk, „Isaac v. Sinclair als Dramatiker" (Diss. München 1918) und L. West, „Martin Greifs Jugenddramen" (Dtsch. Quellen u. Studien, hrsg. v. W. Kosch, H. 5, 1916).

§ 11. Das junge Deutschland und der Zeitroman

Ähnlich wie für Grabbe und Büchner haben auch für das Junge Deutschland die letztvergangenen Jahre ein starkes Anwachsen des Interesses gezeigt. Dem Jungen Deutschland als einer geistigen Gesamterscheinung sind drei Dissertationen gewidmet. Wenig will die Feststellung F. Petitpierres besagen, der das Thema „Heinse in den Jugendschriften der Jungdeutschen" (Zürich 1915) behandelnd nur eine Wirkung des „Ardinghello" nachzuweisen vermag, die auch nur für Laube deutlicher aufgezeigt werden kann. — Dagegen war es ein Verdienst von D. B. Subotic, mit seiner Untersuchung über „Rahel Levin und das Junge Deutschland" (München 1915) den vielfach überschätzten Einfluß dieser Frau auf das gebührende Maß gebracht zu haben. Persönlich sind mit ihr überhaupt nur Heine, Börne und Gustav Kühne in Berührung getreten; am deutlichsten steht der Kritiker ihrer Briefe Th. Mundt unter ihrem Einfluß, Gutzkow nur insofern, als er in eigenen Gedanken durch ihre Äußerungen bestärkt wird und einzelnen Personen seiner Werke Züge von ihrer Eigenart leiht. Ihr Einfluß auf Laube tritt völlig zurück hinter der Wirkung der Juli- und Polenrevolution und bei Gustav Kühne ist kaum mehr ein direkter Zusammenhang nachweisbar. — Einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Jungen Deutschland stellt schließlich noch die aus philosophisch-pädagogischen Studien hervorgegangene Leipziger Dissertation von K. Möckel „Der Gedanke der Menschheitsentwicklung im Jungen Deutschland" (1916) dar. Das Thema wird in seiner politischen, sozialen, metaphysischen und ästhetischen Auswirkung behandelt, der jeweilige Einfluß Börnes und Heines aufgezeigt und in seiner Aufnahme und Abwandlung in den einzelnen führenden jungdeutschen Individualitäten dargestellt.

Für Gutzkow, Laube und Prutz im besonderen können die aus den Berichtsjahren vorliegenden Arbeiten die Forschung nur in einzelnen Teilen ergänzen, ohne sie damit wesentlich zu bereichern. O. Baumgards Münchener Dissertation „Gutzkows dramaturgische Tätigkeit am Dresdener Hoftheater unter besonderer Berücksichtigung seiner Bühnenbearbeitungen" (1915) gipfelt in dem Urteil, daß die Schärfe der an Gutzkow geübten Kritik in manchem auf ein gerechteres Maß zurückgeführt

werden muß und daß es Gutzkow doch gelungen sei, dem Dresdener Theaterleben für eine kurze Zeit den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken und innerhalb der ihm gesteckten Grenzen Bedeutendes zu leisten.

Die umfangreiche Arbeit von E. Metis „Karl Gutzkow als Dramatiker. Mit Benutzung unveröffentlichter Stücke“ (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, Heft 48) kommt dagegen fast nirgends über eine bloße Aneinanderreihung von Inhaltsangaben hinaus. — Auch Maria Moormann bietet mit ihrer Arbeit „Die Bühnentechnik Heinrich Laubes“ (Theatergeschichtliche Forschungen, hrsg. v. B. Litzmann, H. 30, 1917) nichts weiter als eine fleißige Aneinanderreihung einzelner technischer Beobachtungen, aus denen nicht viel mehr herausspringt als die nicht eben neue Tatsache, daß Laube die äußeren Mittel bühnenwirksamer Technik ausgezeichnet beherrscht hat. — Ebenso hat K. Nolle in seiner Dissertation „Laube als sozialer und politischer Schriftsteller“ (Münster 1915) ohne innere Verarbeitung und tiefere Erfassung des Problems nur eine gute Zusammenstellung gegeben, die aber teilweise berichtigt werden muß. [So kann z. B. Rahel Varnhagen nicht auf die „Poeten“ eingewirkt haben, da diese schon im Druck waren, als Laube die Tagebücher in die Hand bekam].

Für Robert Prutz bringt E. Hohenstatters Münchener Dissertation „Über die politischen Romane von R. Prutz“ (1918) eine Ergänzung des Lyrikers und Dramatikers nach der Seite seiner Prosaschriftstellerei; diese ist ebenfalls durchaus politische Dichtung, aus der Absicht entstanden, sich selbst zu rechtfertigen und der Gesellschaft einen Spiegel ihrer Schäden und Lächerlichkeiten vorzuhalten. — Bedeutender sind die vorliegenden Leistungen zur tieferen Erforschung Georg Herweghs. K. Heusold weist in einer Münchener Dissertation (1916) über „G. Herwegh und seine deutschen Vorbilder“ (1916) im einzelnen die starke Abhängigkeit von Schiller und den Lyrikern der Befreiungskriege sowie von Börne und Gutzkow nach und zeigt den Einfluß von Platen, Hölderlin und Heine auf die unpolitische Lyrik. Ganz Herwegh eigen ist dagegen die gewaltige Leidenschaftlichkeit, die sein gesamtes Schaffen durchzieht. — Zu einem ganz ähnlichen Resultat kommt die tüchtige Züricher Dissertation von E. Baldinger „Georg Herwegh. Die Gedankenwelt der Gedichte eines Lebendigen“, indem sie auch für die religiösen, philosophischen, politischen und ästhetischen Ansichten überall eine enge Anlehnung an vorhandene Strömungen nachweisen kann; ihre charakteristische Eigenart aber erhalten diese Gedanken durch das starke Überwiegen des Gefühlsmomentes. — „Herwegh als Übersetzer“ behandelt W. Kilian (Breslauer Beiträge Nr. 43, 1915) in einer von gründlichster Beherrschung des Stoffes und sicherer Methodik zeugenden Arbeit. Sie bringt in zwei Hauptabschnitten die Betrachtung der Lamartine- und der Shakespeareübersetzung und behandelt dazwischen die Berangerübertragungen, deren Einfluß auf die „Gedichte eines Lebendigen“ vielleicht noch zu untersuchen gewesen wäre. Aufschlußreich sind auch die Vergleiche mit den Übersetzungen von Schwab, Leuthold und Friedr. Götz, von A. W. Schlegel und Tieck. Bei den neueren Shakespeareverdeutschungen wäre auf Gundolf und die in „Shakespeare und der deutsche Geist“ aufgestellten wichtigen prinzipiellen Gesichtspunkte hinzuweisen gewesen.

Zwei Münchener Dissertationen befassen sich mit zwei weiteren Vertretern

des Jungen Deutschland, die bisher noch wenig behandelt wurden. Einem der Extremsten der Richtung, der fast schon an der Stelle steht, wo sich die Bewegung überschlägt und beinahe zur Polemik gegen ihren Ausgangspunkt wird, ist F. Himnahs Arbeit „Ernst Willkomm. Ein Beitrag zur Geschichte des Jungen Deutschland" (München 1915) gewidmet. Mit Recht wird nur die Periode bis 1848 behandelt, wo Willkomm in seinen „Europamüden" und „Weißen Sklaven" Stellung zu den sozialen und politischen Zuständen der Zeit nimmt, während er in seinen späteren Schriften — abgesehen von den Hamburger Handelsromanen im Stile Gustav Freytags — ganz in der Tages- und selbst Kolportageliteratur versinkt. — Mit einem Dichter aus dem Prager Kreise des „Jungen Böhmens" sucht H. C. Ades Arbeit „Der junge Alfred Meißner" (München 1914) näher bekannt zu machen, indem er die Jugendlyrik in ihrer Entwicklung und ihrer mannigfachen Beeinflussung durch Lenau, sowie durch die jungdeutschen und englischen Lyriker untersucht und zum Schluß das Epos „Ziska" eingehender behandelt, ohne jedoch irgendwie tiefer in die Dinge einzudringen.

E. Berneisens Münsterische Dissertation (1914), die „Hoffmann von Fallersleben als Vorkämpfer und Erforscher der niederländisch-flämischen Literatur" würdigt, gibt eine eingehende und ergebnisreiche Untersuchung von Hoffmanns Bemühungen um die niederländische Literaturgeschichte, zeigt den Anteil auf, den er als beinahe einziger Deutscher an der flämischen Bewegung in den schweren Jahren ihres Entstehens hatte, und behandelt eingehend seine Verdienste um die Sammlung und Wiedererweckung des altniederländischen Volksliedes. Eine Zusammenstellung von dankbar begeisterten Urteilen belgischer und niederländischer Freunde und Forscher beschließt die verdienstliche Studie, eine der wenigen, die sich mit den literarischen Beziehungen zwischen den stammverwandten Völkern beschäftigt.

Über Julius Mosen, der mit seinen teils romantischen, teils jungdeutschen Zügen merkwürdig zwischen diesen beiden literarischen Richtungen steht, während ihn im Grunde seine eigentliche Begabung zur Heimatkunst wies, liegen nicht weniger als drei Dissertationen vor. Während W. Schwetjes öde Zettelkastenzusammenstellung mit dem Titel „Naturgefühl in Julius Mosens Novellensammlung Bilder im Moose" (1916) nicht scharf genug abgelehnt werden kann und auch A. Fehns Arbeit über „Die Geschichtsphilosophie in den historischen Dramen Julius Mosens (Erlangen 1915) mit ihren nichtssagenden Inhaltsangaben der historischen Dramen besser ungeschrieben geblieben wäre, bietet K. Besse in seiner Untersuchung über „Julius Mosens Theorie der Tragödie" (Münster. Dissertation 1915) einen wertvollen Forschungsbeitrag. Mit großer Beherrschung der zeitgenössischen Literatur leitet er Mosens dramatische Theorie aus den geistigen Strömungen der Hegelschen Philosophie und der jungdeutschen Tendenzen ab, stellt sie in den Zusammenhang der historischen Entwicklung, beleuchtet Mosens Stellung zum klassischen und romantischen Drama, zum bürgerlichen Schauspiel, zur Künstlertragödie und zur Oper, um schließlich auf diesem breiten Untergrunde Mosens Forderung der historischen Tragödie ausführlich darzulegen. Ein aufschlußreicher Vergleich mit Hebbel und eine knappe, aber wohl fundierte Übersicht über das historische Drama neben und nach Mosen runden die tüchtige Arbeit gut ab.

M. Appelmanns Dissertation „H. W. Longfellows Beziehungen zu F. Freiligrath“ (Münster 1916) bringt vielfach neues Material zur Klärung der persönlichen Beziehungen bei, behandelt dann die Übersetzung von zehn Longfellowschen Gedichten und sucht den Einfluß Freiligraths auf Longfellow nachzuweisen. — Der Wert von M. Bollerts Arbeit „F. Freiligrath und G. Kinkel“ (Bromberg 1916) liegt vor allem in dem Abdruck von bisher meist unveröffentlichten Briefen Kinkels an Freiligrath, einer langentbehrten Ergänzung der Bucherschen Ausgabe, wodurch endlich ein Urteil über Art und Verlauf der persönlichen Beziehungen ermöglicht wird. — Einen guten Einblick in Kinkels früheste Jugenddichtung gibt K. Enders' Studie „G. Kinkel im Kreise seiner Kölner Jugendfreunde“ (Bonn 1913). — J. Hallermanns Münsterische Dissertation „Freiligraths Einfluß auf die Lyrik der Münchner Dichterschule“ (1917) kann unter Benutzung der von J. Schwering am Schlusse seiner Freiligrathbiographie gegebenen Fingerzeige den Einfluß Freiligraths auf den Grafen von Schack und Hermann Lingg in einer Fülle von inhaltlichen und formalen Parallelen darlegen, besonders auch im Hinblick auf die Reimkunst, wobei als sicherstes Kriterium eine Liste der exotischen Reime bei Schack sowohl wie bei Lingg den bedeutenden Einfluß ihres Vorbildes zeigt. — G. Kleins Züricher Dissertation „Freiligrath. Eine Erscheinung aus der Stilgeschichte“ (1919) ist in ihrem biographischen Material wenig zuverlässig, zeugt aber vielfach von feinsinniger Behandlung der Stilprobleme.

Mit dem Schaffen Christian Friedrich Scherenbergs befassen sich eine Marburger Dissertation von E. Klein, „Chr. F. Scherenbergs Epen“ (Teildruck 1916) und die Leipziger Arbeit von R. Ulich, „Chr. F. Scherenberg. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ (Probefahrten Nr. 27, 1917). Zu bedauern ist hierbei nur, daß die Hauptteile beider Abhandlungen, die die genaue Aufhellung des biographischen Momentes anstreben, fast übereinstimmend ausgefallen sind und so doppelte Arbeit geleistet wurde, da eben beide Bearbeiter im Verlaufe ihrer Untersuchung auf dieselben Quellen hingeführt werden mußten. Da Kleins Arbeit früher im Druck vorlag, wäre es vielleicht angebrachter gewesen (was freilich den natürlich nicht ganz leichten Verzicht auf den Nachweis der eigenen gründlichen Studien bedeutet hätte), wenn Ulich seine durch gewichtigere Empfehlungen etwas reichlicher fließenden Nachrichten als Ergänzungen zu Klein gegeben und den Schwerpunkt seiner Arbeit auf eine genauere Durchforschung des handschriftlichen Materials gestützt hätte, das ihm wohl zugänglich gemacht worden wäre. Der zweite Teil der Arbeit würdigt das lyrische Schaffen Scherenbergs nach seiner nicht zu unterschätzenden Bedeutung und ordnet die märkisch-preußische Balladendichtung in die Überlieferung der norddeutschen Ballade von Alexis bis Münchhausen ein.

Bei der Beurteilung von Vertretern des Zeitromans um die Mitte des 19. Jhs. macht sich allmählich wieder eine objektive und damit gerechtere Würdigung bemerkbar. War doch besonders Friedrich Spielhagen von der Generation des Naturalismus wegen seiner in der Mitte

zwischen epigonenhaft-klassizistischem Idealismus und modernem Realismus stehenden Dichtung und Theorie scharf bekämpft worden, ohne Rücksichtnahme auf das, was der deutsche Roman ihm tatsächlich verdankte. Es ist das Verdienst von V. Klemperer in seiner Münchener Arbeit: „Die Zeitromane F. Spielhagens und ihre Wurzeln" (Forschgn z. n. Litg. Bd. 43, 1913) nachdrücklich auf das Neue in Spielhagens Werk hingewiesen zu haben. Er sondert dieses vorwärts weisende Element von dem zeitlich Bedingten durch die Charakterisierung der unmittelbar vorher herrschenden literarischen Atmosphäre, wie sie in den großen Romanen Laubes, Immermanns, Gutzkows und Freytags zum Ausdruck kommt, und betrachtet das Verhältnis von Spielhagens theoretischen Ansichten zu denjenigen seiner Vorgänger, zu seiner eigenen Praxis und zu den Angriffen seiner Gegner. — Diesen theoretischen Anschauungen Spielhagens widmet Martha Geller eine eingehende Sonderbetrachtung in der Bonner Dissertation „F. Spielhagens Theorie des Romans" (Bonner Forschgn, N. F. Bd. 10, 1917), indem sie die theoretischen Äußerungen in ein System einordnet und ihre Übereinstimmung mit der Praxis seiner poetischen Werke feststellt. — Auf H. Schierdings Münsterische Dissertation „Untersuchungen über die Romantechnik F. Spielhagens" (1915), die ihr Thema unter Benutzung unveröffentlichter Manuskripte behandelt, sei nur hingewiesen.

Die über H. J. König bisher noch fehlende literarhistorische Untersuchung gibt H. Halbeisen in seiner ebenfalls in Münster erarbeiteten Dissertation „H. J. König, Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Romans im 19. Jahrhundert" (1915) unter besonderer Betonung des biographischen Momentes und einer Würdigung dieses Schriftstellers als eines Vertreters des historischen Tendenzromans. Kulturhistorisch von besonderem Interesse sind, wie sich zeigt, die zahlreichen Anspielungen in den Romanen auf literarische und musikalische zeitgenössische Erscheinungen.

Der sogenannte exotische Roman wird in seinem Hauptvertreter in Deutschland, Friedrich Gerstäcker, von B. Jacobstroer in einer Greifswalder Dissertation „Die Romantechnik bei F. Gerstäcker" (1914) untersucht. Der Hauptreiz dieser Romangattung liegt in den für die Zeit neuen Stoffen und der spannenden, oft leidenschaftlichen Handlung, die in einer bewußt aufgebauten realistischen Technik vorgeführt wird. Leider ermüden die im einzelnen gut gegebenen Analysen durch die nach demselben Schema erfolgende vierfache Wiederholung, und der Mangel einer Hineinstellung Gerstäckers in den literarischen Zusammenhang mit entsprechenden deutschen und vor allem englisch-amerikanischen Erscheinungen läßt die Arbeit nicht über ein mittleres Gesamtniveau herauskommen. — Den fast nur als Romanschriftsteller bekannten Levin Schücking würdigt H. A. Schulte nach der lyrischen Seite, indem er seine Betrachtung gleich mit auf einen anderen Westphalen und Freund der Annette von Droste, Wilhelm von Junkmann, ausdehnt: „Levin Schücking und Wilhelm Junkmann als Lyriker" (Münster 1916). Gegenüber der gewiß wertvollen, seinerzeit besonders von der Frauenwelt hochgeschätzten Lyrik Schückings, die aber überall deutliche Einflüsse der Romantik, Annettes von Droste, Freiligraths und Uhlands aufzuweisen hat, erscheinen die Jugendgedichte des späteren Breslauer

Universitätsprofessors W. Junkmann selbständiger in ihrer Mischung von antiker Geistesrichtung und neuzeitlicher Art mit der Lockerung der Komposition und der Mißachtung des Metrums. Leider begnügt sich der Verfasser nur mit der Feststellung dieser Tatsachen, ohne das verschiedene Schaffen der beiden Lyriker aus dem Kernpunkt des Persönlichen zu erfassen.

§ 12. Realismus

Über „das poetische Bild bei A. von Droste-Hülshoff“ (Forschungen u. Funde, hrsg. v. Jostes, 4. Bd. 3. H., 1916) gibt Anna Balkenhob eine auf reichem übersichtlich geordnetem Material fußende Abhandlung. Sie zeigt die subjektive Bestimmtheit von Annettes Diktion auf, ihren Unterschied gegenüber der voraufgehenden und gleichzeitigen romantischen Stilkunst, ihre Übereinstimmung mit und ihre Verschiedenheit von Goethes Bildersprache. Die Droste schafft, wie im einzelnen ausgeführt wird, im „malerischen“ Stil, dessen Werkzeuge neben dem Epitheton vor allem Vergleich, Metapher und Personifikation sind. Die Wurzeln ihrer Bildersprache sind die ausgeprägte Neigung und Begabung zur Beobachtung von Natur- und Menschenleben, gestützt auf eigenartig feine Sinneseindrücke und psychologischen Scharfblick, ein tiefes Gemüts- und reiches Geistesleben, eine sehr rege und stark kombinatorische Phantasie und in bezug auf die Form eine große Sprachbegabung. Leider hat die Verfasserin der tüchtigen Arbeit die Dichtungen in ungebundener Rede gar nicht berücksichtigt. — Ein anderer Forschungsbeitrag aus weiblicher Feder, Anna Freunds Münchener Dissertation über „Annette von Droste-Hülshoff in ihren Beziehungen zu Goethe und Schiller und in der poetischen Eigenart ihrer gereiften Kunst“ (1915) weist den Einfluß Schillers auf die Jugendgedichte besonders in bezug auf die Diktion nach, demgegenüber aber bereits starke Ansätze zu Eigenem stehen in der Erfassung der Probleme in der Richtung auf das Ernste, im Hang zum Grübeln sowie in der ungewöhnlichen Abstraktionsfähigkeit. Daneben lassen sich Spuren Goetheschen Einflusses besonders aus den Balladen aufdecken. Das Drama „Bertha“ geht ganz in Schillers Bahnen, das Epos „Walther“ ist geistig von Goethes Jugendwerken, formal von Schiller abhängig; das Romanfragment „Ludwina“ steht dem Gefühlsgehalt nach auf der Wertherstufe, ist stilistisch von „Wilhelm Meister“, inhaltlich von „Clavigo“ beeinflußt, zeigt aber in Anlage und Technik bereits selbständige Züge. In der Zeit der Reife stehen nur die „Klänge aus dem Orient“ mit der „Barmekiden Untergang“ und „Bajazet“ als bewußte Nachahmungen des „Divan“ da; sonst hat die Droste in dieser späteren Epoche ihren eigenen Stil gefunden.

Eine von gründlicher Beherrschung des Stoffes und sorgfältiger Benutzung der Literatur zeugende Arbeit stellt schließlich F. Heitmanns Buch „A. v. Droste-Hülshoff als Erzählerin“ (Münster 1914) dar; doch sind die tatsächlichen Ergebnisse etwas dürftig.

Dem Erstlingsroman von Wilibald Alexis, der 1823 bei seinem ersten Erscheinen einen Welterfolg bedeutete und für einen W. Scott gehalten wurde, bis das Erscheinen des dritten Bandes die lachende Aufklärung der parodistischen Absicht brachte, von dem aber heute nur noch zwei Exemplare in Berlin und Marburg existieren, ist die Marburger Dissertation von H. F. Kohler: „Walladmar von W. Alexis. Untersuchungen des Romans in seinem Verhältnis zu W. Scott" gewidmet (1915). Sie zeigt, wie Alexis in der ganzen Anlage der Erzählung und in den abenteuerlichen Ereignissen, die sich auf die typische Gestalt des Helden mit seiner ästhetischen Blässe und dem leidenden Verhalten konzentrieren, Scott nachahmt, wie er dessen Charaktere teils direkt oder doch nur durch kleine von anderen übertragene Züge leicht verändert übernimmt, teils mehrere Figuren in eine verschmilzt. Er kopiert ferner die Situation als Ausgangspunkt, Weg und Ziel des Interesses und übernimmt den Dialog und die gleichmäßig ohne Spannung fortlaufende Erzählung mit den stilistischen Formen und Eigentümlichkeiten seines Vorbildes. Eine parodistische Stellung nimmt Alexis vor allem Scotts Breite gegenüber ein. Er übertrifft ihn in den unendlich langatmigen Schilderungen, verspottet seine Vorliebe für den Dialog, zieht Scotts Sonderlinge tief ins Lächerliche und parodiert das Genrehafte und wunderbar Romanhafte durch Überbietung. Neues bringt er durch das Einführen der Anekdote und durch die Pflege der geschichtlichen Legende, die ersten Anzeichen seiner künftigen Weiterentwicklung über Scott hinaus.

Mehrfach sind im Berichtszeitraum diejenigen Dichter des Realismus, die man als Heimat- bzw. Dialektdichter zu bezeichnen pflegt, wissenschaftlich gefördert worden. Besonders zu begrüßen ist es, daß nunmehr das schnelle Weitererscheinen der großen Ausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs gesichert ist, da die Regierung des Kantons Bern einen jährlichen Zuschuß beisteuert (J. Gotthelfs Sämtliche Werke in 24 Bänden. In Verbindung mit der Familie Bitzius hrsg. von Rud. Hunziker und Hans Bloesch. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag). Nachdem 1911/12 mit dem 7. und 17. Bande zwei Teile hervorgetreten waren, konnten erst 1916 und 1917 zwei weitere Bände herausgebracht werden, darunter als 9. Band der hochinteressante Sozialistenroman „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderung durch die Schweiz"; 1920 und 1921 sind dagegen schon vier weitere Bände erschienen. Die großen Schwierigkeiten in der Textgestaltung gerade dieser Ausgabe sind fast durchweg glücklich überwunden; einige Ungleichheiten der einzelnen Bände untereinander [die sachlichen und kritischen Erläuterungen der letzterschienenen sind knapper gehalten] erklären sich durch die lange Zeitspanne des Erscheinens. — Was Ricarda Huch in einem Vortrag „Jeremias Gotthelfs Weltanschauung" mit scharfer Charakteristik, klarem Gedankenbau und formvollendetem Stil in warmer Würdigung zu sagen hat, gehört mit zum Besten, was wir über Gotthelf und von Ricarda Huch besitzen. — Recht förderlich ist als grammatischer Beitrag auch die Tübinger Dissertation von H. Gluck, „Der Dialekt in den Dorfgeschichten B. Auerbachs und M. Meyrs" (1914). Der für seine Auf-

gabe gut vorbereitete Verfasser untersucht den Dialektstand der süddeutschen Heimatdichter sorgfältig nach Grammatik und Wortschatz und betrachtet dann eingehend die Verwendung dieses Dialekts als Kunstmittel und nach seiner ästhetischen Wirkung. Für Auerbach ergibt sich aus der ungenauen und inkonsequenten Verwendung der schwäbischen Mundart ein gewisses Unbehagen für den Leser, der durch die häufige Anwendung von nichtschwäbischen Wörtern und Redewendungen fortwährend aus der Illusion der schwäbischen Erzählungsstimmung herausgerissen wird. Meyr dagegen erreicht dort, wo er den Dialekt in den Reden konsequent verwendet, die gewollte ästhetische Wirkung in der Erhöhung der humoristischen Wirkung; wo er aber sonst die Mundart verwendet, verfährt er so unsystematisch und willkürlich, daß dadurch nicht nur der Dialekt als Kunstmittel völlig wertlos wird, sondern sogar der hohe künstlerische Wert der Erzählung eine Beeinträchtigung erfährt. Besonders deutlich wird das Gesagte durch den Schluß der Arbeit, der darauf hinweist, wie bei Gottfried Keller die schriftsprachliche Literatur durch Übernahme des mundartlichen Idioms bereichert wird ohne Preisgabe der schriftsprachlichen Form. Keller erreicht den Klang heimatlicher Rede unter Aufgabe der mundartlichen Lautform durch Herübernahme des mundartlichen Stils und in der Wortwahl durch Vermeidung alles Mundartlichen, das einer Erklärung bedürfte, aber auch aller Elemente aus fremden Idiomen. Die tüchtige, von dem nunmehr auch dahingegangenen Tübinger Germanisten Fischer angeregte Arbeit, ist ein gutes Beispiel dafür, wie gründliche grammatische Kenntnisse und Untersuchungen auch für die Literaturgeschichte fördernd zu verwerten sind.

Ein Beispiel abschreckendster Art bietet dagegen die Dissertation von R. Draeger „Doppelformel und Wortwiederholung in F. Reuters Hanne Nüte“ (1916), wo ohne jede Verarbeitung oder ästhetische Schlußfolgerung alle unter diese Überschrift fallenden Stellen nach Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb, notdürftig geordnet, einfach abgedruckt werden! Auch die Arbeit von F. Keerl, Die Quellen zu F. Reuters „Urgeschichte von Mecklenburg“ (Diss. Greifswald 1913) und die wenig Neues bietende Studie von Maria Hähners über den „Politischen und kulturgeschichtlichen Hintergrund in F. Reuters Ut de Franzosentid“ (Münster 1917) erweisen sich als magere Forschungsbeiträge.

Während die dritte biographische Schilderung Hansjakobs durch J. K. Kempf („H. Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten“. Stuttgart 1917) in ihrem skizzenhaften Charakter über die schon vorhandenen Biographien von A. Pfister (1901) und H. Bischoff (1903) wenig hinauskommt, hat Hermann Allmers die bisher noch ausstehende wissenschaftlich geschlossene Wertung des Menschen und Künstlers erfahren. Th. Siebs gibt in seiner Monographie „H. Allmers. Sein Leben und Dichten mit Benutzung seines Nachlasses dargestellt“ (Berlin 1915) aus genauester Kenntnis des Gegenstandes mit der Wärme verehrender Liebe und sicherster Einfühlung eine Art Selbstbiographie des Dichters, indem er ihm unter freier Verwertung des Nachlasses, kleiner Erinnerungen, unvollendeter Dichtungen und zahlreicher Briefe einen

großen Teil der Schilderung selbst in den Mund legt, gleichzeitig Allmers aus der Bildungsgeschichte seiner Zeit begreifend.

Den volkstümlichen Jugendschriftsteller und Verfasser rheinischer Dorfgeschichten W. O. v. Horn (Wilh. Oertel) untersucht W. Diener in seiner Straßburger Dissertation (1917) auf die volkskundlichen Elemente seiner Erzählungen hin und betont ihren kulturgeschichtlichen Wert für die Hunsrücker bäuerlichen Verhältnisse.

Von den vier Wilhelm Raabes Schaffen gewidmeten Dissertationen bieten die beiden Greifswalder Arbeiten (W. Jansen, Absonderliche Charaktere bei Wilhelm Raabe, 1914, und H. Ilgner, Die Frauengestalten W. Raabes in seinen späteren Werken, 1916) liebevoll gesehene und gut gezeichnete Charakterbilder. — Die Marburger Dissertation von Margarete Bönneken über „W. Raabes Roman Die Akten des Vogelsangs“ (1918) sucht eine Entstehungsgeschichte aus dem „Urerlebnis“ im „Persönlichen“ zu geben, die gestaltenden Kräfte aufzuzeigen, das künstlerisch Wertvolle als Gedankengehalt und Symbolwert zu formulieren und nachzuweisen, daß Raabe das Problem der inneren Form wohl gekannt habe. — Selbständiger und aufschlußreicher ist H. Schillers Freiburger Dissertation mit dem Titel „Die innere Form W. Raabes“ (1917). Sie wendet sich gegen die in den meisten Raabe betreffenden Schriften geübte Praxis, einseitig unter der gewaltigen Suggestion des überwiegend Menschlichen in Raabe den Inhalt seiner Werke zu betrachten. Er will das Problem dieses Künstlertums rein von der Form aus untersuchen und die Berechtigung der fast allgemein üblichen superlativischen Einschätzung auf Grund des Verhältnisses zu den ästhetischen Grundgesetzen prüfen. Wenn er dabei auch der Gefahr der Übertreibung nach der anderen Seite nicht entgeht, so werden doch in der Beziehungsetzung zwischen der Persönlichkeit des Dichters und der Ausdrucksform im Werke wertvolle Erkenntnisse gewonnen, die für den humoristischen Stil, die Einkleidungsformen und die Sprache manchen neuen, wenn auch nicht immer unanfechtbaren Standpunkt ergeben. Auch das Kapitel Raabe und Jean Paul stellt das Verhältnis zwischen den beiden vielfach wesensverwandten, aber im Grunde doch nur zufällig übereinstimmenden Dichtern auf eine gute Basis.

F. Th. Vischers Roman „Auch Einer“ ist in den letzten Jahren verschiedentlich zum Gegenstande von Einzelstudien gemacht worden. Aus den Berichtsjahren liegt eine äußerst gründliche und zusammenfassende Züricher Arbeit von Franza Feilbogen (Vischers „Auch Einer“, 1916) vor, die eine Reihe guter Feststellungen enthält und einen sehr brauchbaren bibliographischen Anhang bietet. — H. Kürbs' „Studien zur Pfahldorfgeschichte aus F. Vischers Roman „Auch Einer“ (Dissert. München 1915) decken die Quellen und Anregungen zu der Schilderung der Pfahlbürger auf, wobei neben dem Impuls durch wissenschaftliche Werke auch das satirische Moment in den Angriffen auf den Archäologenroman, auf Richard Wagner und auf Züricher Erlebnisse dargelegt wird. Daneben ist in dem Roman den Verdiensten Ferdinand Kellers um die Erforschung und Sammlung der Pfahlbaureste ein schönes Denkmal gesetzt worden, während Gottfried Kellers Gestalt, Wesen und

Werk in dem Sängerbarden Guffrud Kullur eine poetische Manifestation erhielt.

Die ungewöhnlich große Zahl von Stormausgaben und Auswahlbänden, die mit Ablauf der Schutzfrist seit 1918 hervorgetreten ist, hat der Stormliteratur auch die historisch-kritische Ausgabe gebracht in den von A. Köster herausgegebenen acht Bänden des Inselverlags (Leipzig 1919—1920). Nach den von Köster selbst in seinen auch methodisch wertvollen „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Storms" (Leipziger Akademieabhandlung von 1918) festgesetzten Prinzipien ist hier nach der bis auf Buchstaben und Interpunktion erfolgten Durcharbeitung von 220 Manuskripten und Drucken der Text allein der Novellen an mehr als 1550 Stellen berichtigt worden, so daß die möglichst reinste Form dadurch hergestellt ist. Nach einer gehaltreichen Einleitung, die die fortschreitende Entwicklung des Dichters in der Tiefe erfaßt und einleuchtend darstellt, bringt der erste Band die von Storm selbst anerkannten und zusammengefaßten Gedichte, wobei freilich das Wagnis einer Umgruppierung trotz der Feinsinnigkeit der neuen Anordnung manchem Widerspruche begegnen dürfte; die „Nachlese" schließt sich dann in streng chronologischer Reihenfolge an. Den Schluß des Bandes bilden die Novellen der Frühzeit und der Potsdamer Jahre. Die Bände 2 bis 7 bringen die folgenden Novellen chronologisch geordnet und bandweise nach den Lebensstationen des Dichters abgeteilt; Band 8 wird außer von den autobiographischen und kritischen Schriften von den 164 Seiten der Anmerkungen ausgefüllt, die zu den Gedichten den vollständigen Textapparat, für die Novellen das Wichtigste der Bibliographie und die vollständigen Abweichungen von früheren Fassungen bringen, so daß das Forschungsmaterial mit möglichster Vollständigkeit vorliegt.

Wird somit für die wissenschaftliche Forschung diese Ausgabe künftighin die Grundlage bilden müssen, so genügen [neben der bisher allein berechtigten Westermannschen] die Ausgaben von A. Biese (Hesse und Becker) und Th. Hertel (Bibliographisches Institut) ebenfalls durchaus den Ansprüchen, die an eine gute Ausgabe zu stellen sind, wobei die von der Wärme persönlicher Beziehungen belebte Lebensdarstellung Bieses und die besonders eingehenden Einleitungen und Erläuterungen Hertels hervorzuheben sind, während die Textgestaltung — vor allem bei Biese — nicht durchweg befriedigt.

Die Einzelforschung über Storm hat sich — besonders im Hinblick auf das Jubiläumsjahr 1917 — in den Berichtsjahren überraschend reich gestaltet, wenn freilich auch zum Teil mehr breit als tief. Die Grundlage hierfür bieten die zu den schon seit längerem bekannten Briefwechseln mit Mörike und Keller neu hinzutretenden Briefsammlungen, von denen die Tochter des Dichters 1915 die Briefe an die Braut und die Gattin, 1917 diejenigen an die Kinder und 1918 die an die Freunde Brinkmann und Petersen (sämtlich bei Westermann) herausgab, denen sich der Briefwechsel zwischen Heyse und Storm aus den Jahren 1854—81 in der textkritisch äußerst sorgfältigen Ausgabe von G. J. Plotke (München 1917) anschließt, ein reichbelebtes literarisch-kulturelles Bild der siebziger und achtziger Jahre entrollend.

Trotz dieses in vieler Hinsicht bedeutsamen neuerschlossenen Quellenmaterials ist die biographische Gesamtdarstellung noch nicht weit über Schützes verdienstvolles Werk von 1887 hinausgekommen. Weder Bieses knappes Lebensbild (Leipzig 1917) noch die immerhin von einem starken Einfühlungsvermögen zeugende Skizze von H. Jess (Braunschweig 1917) vermögen diese Lücke auszufüllen. — Für Einzelheiten bietet die aus einer Greifswalder Dissertation hervorgegangene Arbeit von F. Kobes „Kindheitserinnerungen und Heimatbeziehungen bei Th. Storm in Dichtung und Leben" (Berlin 1916) reiches Material; vielmehr als bisher bekannt war, wird Storms Dichtung als Erinnerungspoesie erwiesen und manche neue Quelle dabei aufgezeigt. — Auch die Arbeit von Therese Rockenbach über „Theodor Storms Chroniknovellen" kommt der Quellenforschung, wenn auch bisweilen zu weit in der Abhängigkeitssuche gehend, zugute, während die tüchtige Rostocker Dissertation von K. Grattop über „Volkspoesie und Volksglauben in den Dichtungen Th. Storms" diese Elemente in der poetischen Welt Storms aus der eigenen Neigung des Dichters, aus mündlicher Überlieferung, Einwirkung des Heimatlandes, sammelnder Tätigkeit und Benutzung von wissenschaftlichen Sammlungen ableitet und systematisch nach ihren einzelnen Bestandteilen untersucht. — Der ästhetisch-psychologischen Würdigung Stormscher Kunst nehmen sich mit für Erstlingsarbeiten recht gutem Erfolge an die Erlanger Dissertation von H. Stamm (Ein Beitrag zu Th. Storms Stimmungskunst, 1914), die Storms Stimmungskunst aus dem Untergrund von Abstammung, Heimat, politischen Ereignissen und besonderen Lebensschicksalen ableitet und ihren künstlerisch-technischen Mitteln nachgeht, und die Marburger Dissertation von E. Krey („Das Tragische bei Th. Storm", 1914), die in dem lebhaften Gefühl des Dichters für die Vergänglichkeit alles Lebens den Grund für das vielfach Niederdrückende und Quälend-Resignierte der Novellen ableitet und eine Entwicklung von der Passivität der Frühzeit zu den dramatischer gestalteten, von stärkerer Widerstandskraft getragenen Konflikten der späteren Jahre betont. Eine gute Ergänzung von der Seite der Ästhetik her bietet hierzu O. Hastenpflugs Arbeit: „Über das Tragische. Untersuchung im Anschluß an J. Volkelt u. Th. Lipps als Vorbereitung für eine Betrachtung tragischer Novellen."

Wenn die letzten Jahre für Storm die grundlegende Ausgabe seiner Werke gebracht haben, so ist für eine historisch-kritische Kellerausgabe erst eine Vorarbeit geleistet in der zehnbändigen von F. Hunziker und Ermatinger besorgten Jubiläumsausgabe des Cottaschen Verlages (Stuttgart 1919), die den lautgetreuen Abdruck der jeweiligen Ausgaben letzter Hand bietet. Dagegen hat Gottfried Kellers Leben inzwischen seine abschließende Darstellung erhalten. Lag bisher nur Bächtolds Kellerwerk mit der in acht Teile zerlegten Sammlung des Briefwechsels und den acht gründlichen Einleitungen dazu vor (1892—96) sowie die von Bächtolds Witwe gesondert herausgegebene Ausgabe dieser biographischen Einleitungen (1898), so ist jetzt durch E. Ermatinger dieses Werk in völliger Um- und Neubearbeitung dem Stande der heutigen Forschung angepaßt worden („G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie J. Bächtolds dargestellt u. hrsg.", Stuttg. 1916 ff.). Ermatinger hat die Biographie vollständig abgesondert, stofflich gewaltig bereichert und durch Schaffung eines weiteren Hintergrundes allseitig vertieft. Vieles erscheint jetzt ungleich lebensvoller, über Fragen wie Keller als Politiker, sein Verhältnis zur Romantik, zu Feuerbach wird endgültig Klarheit verbreitet und die eindringende Analyse der Werke ermöglicht deren tiefere Würdigung. Auch die Sammlung der Briefe hat mannigfache Ergänzungen erfahren, sowohl durch Vermehrung wie durch Berichtigung des Bächtoldschen Materials. — Hierzu bietet M. Kalbecks Sammlung „Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel" (Braun-

schweig 1919) eine erwünschte Ergänzung, die den barocken Humor des Schweizers in interessantem Gegensatz zu dem Witz des glänzenden Stilisten Heyse zeigt. Dagegen ist der Kommentar vielfach unzuverlässig und weitschweifig. — Neben dem die Kellerliteratur besonders bereichernden Monumentalwerk Ermatingers ist auch die Einzelforschung nicht müßig gewesen. Für den „Grünen Heinrich" bringt F. Beyels Züricher Dissertation mit dem Titel „Zum Stil des Grünen Heinrich" (1914) eine wertvolle stilistische Untersuchung, die für die Vergleichung bereits Ermatingers Neudruck der ersten Fassung von 1854/55 (Stuttg. 1915) benutzt und trotz Heranziehung jeder kleinsten stilistischen Einzelheit durch übersichtliche Disposition und die Einhaltung weiterer Gesichtspunkte glücklich die Gefahr des Versinkens in toten Lesartenkram vermeidet. — Dagegen ist die an sich nicht sehr tief schürfende Münchner Dissertation von K. Beckenhaupt über „Die Entstehung des grünen Heinrich" (1915) nunmehr im wesentlichen überholt, während sich die Gießener Dissertation von W. Schallas, „Die Begründung der Handlung bei G. Keller" (1913) mit ihrer auf rein logische Schemen gezogenen Untersuchungsweise für die Kellerforschung als wenig fördernd darstellt. — Recht brauchbar ist dagegen A. Leitzmanns Neudruck „Die Quellen zu G. Kellers Legenden" (Quellenschriften zur neueren dtsch. Litg. N. 8), der die Kosegartenschen Vorlagen und eine kritische Textwiedergabe der Dichtung bringt. Hier ist, besonders auch für seminaristische Übungen, eine ausgezeichnete Möglichkeit gegeben, den Beziehungen zwischen dem fertigen Kunstwerk und dem ihm zugrunde liegenden Stoff nachzugehen. Die Einleitung orientiert trefflich über Kosegarten und bringt in ihrem dritten Teil zu dem Bilder- und Gleichnisschatze der Kellerschen Legenden zahlreiche Quellennachweise und für die Chronologie wichtige Parallelen aus den übrigen Werken. — Eine genauere Untersuchung ist schließlich noch den „Leuten von Seldwyla" und der „Ursula" zuteil geworden. P. Wüst legt in einer Abhandlung über „Entstehung und Aufbau von G. Kellers Novelle Die Leute von Seldwyla" (Mitteilungen d. lithist. Ges. in Bonn, 1914, H. 4/5) aus dem jahrzehntelangen Werdegang die innere Entstehung aus Wahrheit und Dichtung dar: die Wirklichkeitskeime von drei verbürgten Geschehnissen innerhalb der Jahre 1835/63, einzelne Züge aus inneren und äußeren Erlebnissen sowie die Beeinflussung durch andere Dichter, von denen Hauff, Tieck, Brentano, E. Th. A. Hoffmann und Jakob Frey besonders hervorzuheben sind. Die gleichfalls aus der Bonner Schule hervorgegangene Dissertation von H. Meumann über „Entstehung und Aufbau von G. Kellers Ursula" (1916) gibt ein gutes Beispiel, wie eine sorgfältige und gut disziplinierte Analyse trotz geringster Entstehungsüberlieferung zu überzeugenden Resultaten für die Entstehungsgeschichte führen kann. — Schließlich sucht noch eine Münchener Dissertation von A. Weimann-Bischoff mit dem Titel „G. Keller und die Romantik" (1917) Kellers Bekanntschaft mit den einzelnen Romantikern, seine Abhängigkeit von romantischer Malerei und das Vorhandensein romantischen Gutes in seiner Dichtung darzustellen, wobei

aber sein Verhalten der Romantik gegenüber immer als feste Größe und nicht unter dem Entwicklungsgesichtspunkt betrachtet wird.

Fontane ist, abgesehen von einer Skizzierung des Menschen und Dichters aus seiner Korrespondenz, die G. Kricker in den Mitteilungen der literarhist. Gesellschaft in Bonn 1914 gab und die von Grete Litzmann ebenda durch besonders methodisch wertvolle Erwägungen ergänzt wurde, nur in seinem episch-lyrischen Schaffen näher betrachtet worden. H. Rhyns Untersuchung über „Die Balladendichtung Th. Fontanes mit besonderer Berücksichtigung seiner Bearbeitungen altenglischer und altschottischer Balladen aus den Sammlungen von Percy und Scott" (Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, 1914) gibt einen Vergleich zwischen der alten Vorlage und den Bearbeitungen Fontanes, geht dann auf verschiedene Einzelheiten näher ein und untersucht den Stil des Vorbildes und der deutschen Nachbildung. Dabei kommt der Einfluß auf die Gestaltung der Balladen der zweiten und dritten Entwicklungsstufe nicht zur vollen Herausarbeitung, das Ganze aber stellt sich trotz der etwas engen, rein philologischen Einstellung als eine ansprechende Leistung dar. — Die ästhetische Seite wird dagegen von P. Wißmann in seiner Heidelberger Erstlingsschrift „Th. Fontane. Seine episch-lyrischen Dichtungen" (1916) stärker in den Vordergrund gerückt, der auch ungedruckte Jugendgedichte heranziehen kann. — Das von E. Heilborn herausgegebene „Fontane-Buch" (Berlin 1919) bringt wertvolle Nachträge aus dem handschriftlichen Nachlaß, so besonders bisher unbekannte Entwürfe zu Prosaerzählungen und die Tagebuchaufzeichnungen von 1884 bis zu seinem Tode. — Schließlich sei bei dieser Gelegenheit noch auf eine Publikation hingewiesen, die F. Behrend im Auftrage des Berliner Geschichtsvereins herausgibt und die ihrem noch nicht erschienenen zweiten Teil auch der Fontane-Forschung zugute kommen dürfte: „Der Tunnel über der Spree. I. Kinder- und Flegeljahre 1827—1840". [Auf einige durch das Jubiläum hervorgerufene wichtige Neuerscheinungen der Fontane-Literatur, die die Bibliographie am Schlusse dieses Bandes vermerkt, sei schon hier hingewiesen.]

§ 13. Neuklassizismus

Der hundertjährige Geburtstag Emanuel Geibels hat außer den verschiedenen Gedenkartikeln in den Tageszeitungen und einzelnen Zeitschriften nichts wesentlich Neues zur Erkenntnis des Dichters erbracht. Angenehm berührt die taktvoll abwägende Würdigung R. Schachts in seiner Einleitung zu der guten Auswahl von Geibels Werken (Leipzig, Hesse & Becker), die dem heute üblich gewordenen völligen Aburteilen widerspricht, ohne in Überschätzung zu verfallen.

M. Mendheims Darstellung „E. Geibel" (Reclam Nr. 2802) verfolgt mit ihrem stärkeren Hervorkehren der biographisch-menschlichen Seite ebenfalls mehr volkstümliche Zwecke.

Dagegen bedeuten die Programmarbeiten von M. Nietzki „Geibel und das Griechentum" (Stettin 1915) und R. Thomas „Geibel und

die Antike“ (Regensburg 1913/14) immerhin eine beachtenswerte Bereicherung unserer Kenntnis, wobei vor allem die letztgenannte Arbeit durch ihre große Belesenheit in der antiken und neueren Dichtung einen wertvollen Beitrag zur Erforschung des Nachlebens der Antike darstellt.

Die Dissertationen von K. von Stutterheim, „W. Hertz als Lyriker“ (Tübingen 1914) und P. Krause, „Die Balladen und Epen des Grafen A. F. von Schack“ (Breslau 1915) sind beide im wesentlichen nur als Stoffsammlungen zu bewerten, aus denen für die individuelle Eigenart des Dichters sowie seine Stellung in der zeitgenössischen Literatur und seine Nachwirkung auf die folgende Generation im ganzen recht wenig herausspringt.

Dagegen bringt Maria Peters mit ihrer Münsterischen Dissertation „F. W. Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht“ (1917), einen guten Beitrag zur Kenntnis des Dichters, indem sie seine literarischen Vorbilder in den Göttingern, in Salis, Matthisson, Uhland, Heine, Lenau und Freiligrath aufzeigt und seine literarische Stellung und Weltanschauung einer verständig abwägenden Betrachtung unterzieht.

Mit der von G. Bohnenblust besorgten dreibändigen Ausgabe „Heinrich Leuthold. Gesammelte Werke“ (Frauenfeld 1914) ist dem Vielverkannten nun endlich sein Recht geworden. Gereinigt von den Korrekturen Geibels, Baechtolds und Gottfried Kellers, um zahlreiche ungedruckte Gedichte und zum Teil meisterhafte Übersetzungen vermehrt, liegt das Werk des großen Lyrikers in all seinen Vorzügen und all seinen Schwächen vor uns. Bohnenblusts Einleitung gibt in knapper Form eine wohl als abschließend zu betrachtende, gerecht abwägende Beurteilung. Von der Schwierigkeit der Ausgabe — die zahlreichen Lesarten der Handschriften lassen nur selten eine vom Dichter als endgültig gewollt erkennen — gibt die Handschriftprobe der Ode „Meerfahrt“ einen Begriff.

Bezeichnend für jene literarische Entwicklung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die inhaltlich sich der historischen Vergangenheit zuwandte und formal ihr Ideal im griechisch-deutschen Klassizismus erblickte, ist der Einfluß der beiden großen Historiker Jakob Burckhardt und Ferdinand Gregorovius. Wieweit beide auch mit eigenen dichterischen Produktionen am literarischen Leben ihrer Zeit beteiligt sind, erhellt aus zwei dankenswerten Untersuchungen. J. Hönig zeigt in einer durch gediegenes kritisches Urteil ausgezeichneten Breslauer Arbeit über „F. Gregorovius als Dichter“ (Bresl. Beitr. 39, 1914), wie bei dem Historiker der antiken Kulturzentren eine das Durchschnittsmaß weit überragende dichterische Begabung Form und Stil seiner Werke beeinflußt hat und seine Jugenddichtung unter dem Einflusse Heines, Lenaus und Platens steht. — K. E. Hoffmanns Untersuchung über „Jakob Burckhardt als Dichter“ (Basel 1918) gibt, etwas trocken, aber fleißig zusammengetragen und systematisch geordnet das bisher nur wenig bekannte Material, das das Gesamtbild des Forschers abrundet. Was Burckhardt an eigener schöpferischer Kunstleistung versagt geblieben ist, hat er in „nachempfindender Andacht fremder Kunstleistungen“ sich ausleben lassen; hervor-

zuheben sind seine schlichten Dialektdichtungen: E. Hempfeli Lieder. — Äußerst aufschlußreich für Burckhardt sowohl wie für den jungen Freund des reifen Mannes, Paul Heyse, ist der „Briefwechsel zwischen J. Burckhardt und Paul Heyse", den E. Petzet herausgegeben hat (München 1919). Die Briefe stammen hauptsächlich aus der Blütezeit von Burckhardts Schaffenskraft, aus den Jahren 1849/64, werfen aber in vereinzelten Nachläufern auch noch auf seine spätere Zeit helles Licht. Für Paul Heyse ergibt der Briefwechsel wesentliche Beiträge zur Kenntnis seiner Jugendgeschichte, zu wichtigen Grundzügen seiner Dichtung, zu seinem Verhältnis zu Italien und zu den Formproblemen seiner Kunst. Eine ausführliche Würdigung des Briefwechsels gibt Petzet selbst in den „Abhandlungen . . . . . Franz Muncker dargebracht" (München 1916). — Reich an fruchtbaren Resultaten ist die kleine Schrift von R. Mitchell, „Heyse and his precedessors in the theory of the Novelle. (New York University, Frankfurt a. M. 1916), die einen guten zusammenfassenden Überblick über die Entwicklung der deutschen Novellentheorie von Goethe und den Romantikern bis zu Heyse und Spielhagen gibt. Dabei werden einleuchtende Verbindungslinien gezogen und beachtenswerte Hinweise (so auf die bedeutende theoretische Arbeit Th. Mundts) gegeben.

Schließlich hat auch die Conrad Ferdinand Meyer-Forschung in den letzten Jahren eine wesentliche Bereicherung erfahren. An neu erschlossenem Material ist in erster Linie Adolf Freys zwei große Quartbände umfassende Ausgabe der Prosafragmente zu nennen: „C. F. Meyers unvollendete Prosadichtungen. 1. Teil: Erläuterungen u. Fragmente. 2. Teil: Die faksimilierten Handschriften." Die hier enthüllte Genesis bisher nur ungenau oder gar nicht bekannter Prosawerke dürfte hervorragend geeignet sein, Baumgartens Auffassung, Meyers Novellen hätten keine organische Gestalt, sondern nur eine dekorative Form, zu widerlegen. Die Erläuterungen des Herausgebers sind aus jener genauesten Kenntnis des Menschen und Dichters hervorgegangen, die in allen Veröffentlichungen des nunmehr auch dahingegangenen Züricher Gelehrten über den dichterischen Landsmann zutage trat und vor allem seiner biographischen Darstellung „C. F. Meyer und seine Werke" (3. Aufl. Stuttg. 1919) stets ihren grundlegenden Wert für die gesamte weitere Forschung verleihen wird. — Der von A. Langmesser herausgegebene „Briefwechsel zwischen C. F. Meyer und Julius Rodenberg" (Berlin 1918) ist für den Dichter selbst weniger ergiebig, da er ebenso wie die von A. Frey 1909 veröffentlichten beiden starken Briefbände jene innere Verschlossenheit Meyers zeigt, die kaum je über rein gesellschaftliche oder geschäftliche Dinge hinausgeht. Dagegen gewinnt man einen starken Eindruck von der taktvollen, klugen und feinen Persönlichkeit Rodenbergs und dem starken Anteil, den er mit seinem tiefen Verständnis, seinen vorsichtigen kritischen Bemerkungen und aufmunternden Anregungen an dem Lebenswerk Meyers hat. — An der Spitze der darstellenden Werke steht das eigenwillige, oft überpointierte, vielfach apodiktische, aber blickweite und zuweilen tief in die Gründe künstlerischen Schaffens eindringende Buch F. Baum-

gartens „Das Werk C. F. Meyers. Renaissanceempfinden und Stilkunst“ (München 1917). Für ihn ist — offenbar vom Standpunkt moderner formsprengender Gefühls- und Erlebnisdichtung aus gesehen — Meyers ganzes Zeitalter ein aus dem Historismus geborener „Renaissancismus“, seine Kunst die formelle Routine des Asthetentums! Es ist hier nicht möglich, sich mit Baumgarten näher auseinanderzusetzen. Ich verweise daher auf die eingehende, alle wichtigen Punkte klar charakterisierende Besprechung von Erich Everth (Ztschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwissenschaft Bd. 13, 1. Heft, S. 77/97). — Ein großer Teil von Baumgartens Ausführungen wird nachdrücklich in M. Nußbergers Werk „C. F. Meyers Leben und Werke“ (Frauenfeld 1919) widerlegt. Aus einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung des lyrischen Schaffens heraus weist Nußberger an der Hand einer bis ins einzelnste vordringenden Untersuchung den großen Erlebnisgehalt der Meyerschen Dichtung nach, die weit entfernt von „weltfremdem Ästhetentum“ den Tendenzen der Zeit gerade zu künstlerischem Ausdruck verhalfen. — Für das lyrische Schaffen des Schweizers liegt in W. Brechts Buch „C. F. Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung“ (Wien 1918) eine überraschende Aufhellung vor. Brecht deckt in seiner methodisch ebenso fruchtbaren wie vorbildlichen Untersuchung den bewußt arbeitenden und sorgsam abwägenden Kunstsinn Meyers bei der Zusammenstellung seiner Gedichtsammlung auf, wie er in einer solchen Ausprägung bisher wohl von niemand vermutet worden war, so daß tatsächlich die Anordnung „ein zweites unsichtbares Kunstwerk erzeugt, das in und zwischen den einzelnen Gedichten sein Leben führt“.

Dagegen vermag E. Sulger-Gebings Auslassung über „C. F. Meyers Michel Angelo-Gedichte (in den Abhandlungen zu Franz Munckers 60. Geburtstag, München 1916) trotz einzelner dankenswerter Hinweise und Nachweise nicht wesentlich über E. Kalischers Arbeit über „C. F. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance (Pal. LXIV, 1907) hinauszukommen. — Schließlich untersucht noch die Tübinger Dissertation von Wera Kostowa über „Die Bewegungen und Haltungen des menschlichen Körpers in C. F. Meyers Erzählungen“ (1915) in sorgfältig statistisch-tabellarischen Aufzeichnungen jene Sonderzüge des C. F. Meyerschen Darstellungsstiles, wobei eine Vergleichung mit G. Keller wertvolle Resultate ergibt.

Bibliographie

der in den Jahren 1920/22 erschienenen Werke und Nachträge

§ 1. Prinzipien und Methoden

S. v. Lempicki, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Göttingen 1920). — P. Merker, Der Ausbau der deutschen Literaturgeschichte (Jahrbücher f. d. kl. Altertum, 1920). — Ders., Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte (Ztschr. f. Deutschkunde. 16. Ergänzungsheft, Leipzig 1921). — E. Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk (Leipzig u. Berlin 1921).

§ 2. Allgemeine Literaturgeschichte

W. v. Unwerth und Th. Siebs, Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts (Grundriß der deutschen Literaturgeschichte I, Berlin 1920). — G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, 1. Teil München 1918, 2. Teil ebenda 1922. — F. Vogt, Geschichte der mhd. Literatur, I. Bd. 1922. — S. Aschner, Geschichte der deutschen Literatur. 1. Bd. Vom 9. Jahrhundert bis zu den Staufern (German. Studien H. 6., Berlin 1920). — F. Wilhelm, Zur Geschichte des Schrifttums in Deutschland bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts (Münchner Archiv H. 8. 1920). — W. Oehlke, Geschichte der deutschen Literatur (Bielefeld u. Leipzig 1919). — Ders., Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlagen (Halle 1921). — M. Schneider, Einführung in die neueste deutsche Dichtung (Stuttgart 1921). — A. Bartels, Die Jüngsten. Deutsche Dichtung der Gegenwart (Leipzig 1921). — W. Stammler, Geschichte der niederdeutschen Literatur (A. Nat. u. Geistesw. Leipzig 1921). — F. Schön, Geschichte der deutschen Mundartdichtung (Freiburg 1920). — E. Ermatinger, Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart (Leipzig 1921). — Ph. Witkop, Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche (Leipzig 1921 [2]). — K. Borinski, Deutsche Literaturgeschichte (2 Bde. 1921). — J. Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen u. Formen in fortgesetzten Längs- u. Querschnitten (Köln 1922). — L. Bianchi, Von der Droste bis Liliencron (Leipzig 1922). — R. Riemann, Von Goethe zum Expressionismus (Leipzig 1922). — K. Martens, Die deutsche Literatur unsrer Zeit (München 1921).

§ 3. Bibliographie

G. Baesecke, Deutsche Philologie. Wissenschaftliche Forschungsberichte III (Gotha 1920).

§ 4. Reformation und Humanismus

K. P. Hasse, Die deutsche Renaissance. 1. Ihre Begründung durch den Humanismus (Meran 1920). — Elvire Roeder v. Diersburg, Komik und Humor bei Geiler von Kaisersberg (German. Studien H. 9. Berlin 1921). — J. F. Schöberl, Über die Quellen des Sixtus Birck (Diss. München 1919). — O. Scheel, Taulers Mystik und Luthers reformatorische Entdeckung (Festgabe für J. Kastan zu seinem

70. Geburtstage. Tübingen 1920). — Käthe Hirt, H. Bullingers Spiel von Lucretia und Brutus 1533 (Diss. Marburg 1919). — P. Kalkoff, U. v. Hutten u. die Reformation (1920). — A. Hauffen, Johann Fischart, 2 Bde. (1921 f.).

§ 5. Barockzeitalter

Jakob Böhme, Sämtliche Werke. Großherzog Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. 6 Bde. Hrsg. von H. Kayser (Leipzig 1920). — E. Cohn, Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts (German. Studien H. 13. Berlin 1921). — K. Gassen, Sibylle Schwarz. Eine pommersche Dichterin 1621/38 (Greifswald 1921). — O. Kern, J. Rist als weltlicher Lyriker (Beitr. z. dtsch. Literaturwissensch. Nr. 15, Marburg 1920).

§ 6. Aufklärung

A. Schum, Studien zur deutschen Alexandrinertragödie nach dem Muster Gottscheds bis zum Erscheinen von Lessings Miß Sara Sampson (Diss. Würzburg 1919). — V. Bouillier, G. Ch. Lichtenberg (1742/99). Essai sur sa vie et ses œuvres littéraires (Paris 1914). — Lichtenbergs Briefe an J. F. Blumenbach. Hrsg. u. erläutert v. A. Leitzmann (Leipzig 1921). — Chr. F. Gellert, Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Unter Zugrundelegung der Erstausgabe von 1751 von Dr. K. Blanck hrsg. (Berlin 1921). — B. Seuffert, Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe (S.-B. d. preuß. A. d. W. philos. Kl., N. 7, 1921). — H. Tribolet, Wielands Verhältnis zu Ariost und Tasso (Sprache u. Dichtung, hrsg. v. Maync u. Singer, Bern 1920). — G. Witkowski, Lessing (Leipzig 1920). — R. Weinmann, J. W. Gleim als Erneuerer des altdeutschen Minnesangs (Ansbach 1920). — F. Naumann, Matth. Claudius und das Volkslied (Diss. Greifswald 1914). — M. Schulz, Heinrich Zschokke als Dramatiker (Diss. Breslau 1914).

§ 7. Sturm und Drang

M. A. Regli, Isaak Iselins ‚Geschichte der Menschheit'. Eine Vorarbeit zu J. G. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Diss. München 1920). — Luigi Filippi, La poesia di G. A. Bürger (Firenze 1920). — F. Kadner, G. A. Bürgers Einfluß auf A. W. Schlegel (Diss. Kiel 1919). — B. Brun, L'Oriantes de F. M. Klinger. Etude suivie d'une réimpression du texte de 1790 (Paris 1914).

§ 8. Klassizismus

F. W. Riemer, Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses hrsg. von A. Pollmer (Leipzig 1921). — W. Bode, Goethes Leben. 1. Bd.: Lehrjahre 1749—71; 2. Bd.: Der erste Ruhm 1771—74; 3. Bd.: Die Geniezeit 1774—76 (Berlin 1920/22). — Ders., Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte (2 Bde. Berlin 1918 u. 1921). — E. Ludwig, Goethe. Geschichte eines Menschen (3 Bde. Stuttgart 1920). — P. Hume Brown, The Life of Goethe (2 Bde. New York 1921). — B. Croce, Goethe. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von J. Schlosser (Wien 1920). — M. J. Wolff, Goethe (Aus Nat. u. Geistesw. 497, Leipzig 1921). — G. Brandes, Goethe, Berlin 1921. — J. Bab, Das Leben Goethes, Stuttgart 1922. — Klara Hofer, Goethes Ehe (Stuttgart 1920). — W. Bode, Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode (Berlin 1920). — Goethe [fälschlich zugeschrieben!], Joseph. Goethes erste große Jugenddichtung wieder aufgefunden und zum erstenmal hrsg. von P. Piper (Hamburg 1920). — B. Baginsky, Des jungen Goethe Lektüre während der Frankfurter Jugendzeit. Teil I: Schulbücher, Deutsche und französische Literatur (Diss. Breslau 1920. Teildr.). — G. Roethe, Die Entstehung des Urfaust (S.-B. d. preuß. A. d. W. 1920, philos.-hist. Kl.). — H. Brandt, Goethes Faust auf der kgl. sächs. Hofbühne zu Dresden. Ein Beitrag zur Theaterwissenschaft (German. Studien H. 8. Berlin 1921). — A. Trendelenburg, Goethes Faust erklärt (Berlin 1921). — Hans Gose, Goethes Werther (Bausteine 18, Halle 1921). — A. Hansen, Goethes Morphologie (Metamorphose der Pflanzen und Osteologie). Ein Beitrag zum sachlichen und philosophischen Verständnis und zur Kritik der morphologischen Begriffsbildung (Gießen 1920). — K. J. Obenauer, Goethe in seinem Verhältnis zur Religion (Jena 1921). — Th. Kappstein,

Goethes Weltanschauung (München 1921). — R. Zilchert, Goethe als Erzieher (Leipzig 1921). — B. Satori-Neumann, Geschichte des weimarischen Hoftheaters unter Goethes Leitung (Schriften der Ges. f. Theatergesch Bd. 30, 1920). — W. R. Pinger, Laurence Sterne and Goethe (Diss. California 1920). — Bornhausen, Schiller, Goethe und das deutsche Menschheitsideal (Leipzig 1920). — Schiller über Volk, Staat und Gesellschaft. Hrsg. von O. Günther (Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins 1920). — O. Wälterlin, Schiller und das Publikum (Diss. Basel 1920). — Th. Kappstein, Schillers Weltanschauung (München 1921). — G. Monius, Hölderlin als Philosoph (Diss. Erlangen 1919). — F. Seebaß, Zur Entstehungsgeschichte der 1. Sammlung von Hölderlins Gedichten (Diss. München 1919). — K. Viëtor, Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung (Deutsche Forschungen hrsg. von F. Panzer und J. Petersen. H. 3. 1920). — N. v. Hellingrath, Hölderlin. Zwei Vorträge (München 1921). — Die Briefe der Diotima, hrsg. von K. Vietor (Leipzig 1921). — Käthe Hengsberger, J. von Sinclair, der Freund Hölderlins (German. Studien H. 5. 1920). — R. Rohde, Jean Pauls Titan. Untersuchungen über Entstehung, Ideengehalt und Form des Romans (Palaestra 105, Berlin 1920). — W. G. Heckmann, Die beiden Fassungen von Jean Pauls „Unsichtbarer Loge" (Diss. Gießen 1920). — F. Sell, Jean Pauls Dualismus (Diss. Bonn 1920). — H. Remy, Jean Paul, Seele und Leib (Diss. Leipzig 1920). — F. Marcus, Jean Paul und H. Heine (Diss. Marburg 1920).

§ 9. Romantik

Anna Tumarkin, Die romantische Weltanschauung (Bern 1920). — J. Nadler, Die Berliner Romantik 1800—1814 (Berlin 1921). — M. Deutschbein, Das Wesen des Romantischen (Cöthen 1921). — A. Stockmann, Die deutsche Romantik. Ihre Wesenszüge und ihre ersten Vertreter (Freiburg 1921). — G. Mehlis, Die deutsche Romantik (1922). — J.-J. A. Bertrand, Cervantes et le romantisme allemand (Paris 1914). — M. Hasińsky, Tiecks Verhältnis zum jungen Deutschland (Diss. Breslau 1920). — W. Jost, Von L. Tieck zu E. Th. A. Hoffmann. Studien zur Entwicklungsgeschichte des romantischen Subjektivismus (Deutsche Forschung H. 4. Frankfurt 1921). — Bettina von Arnim, Sämtliche Werke in 7 Bänden hrsg. von W. Oehlke (Berlin 1921). — L. Brentano, Clemens Brentanos Liebesleben. Eine Ansicht (Frankfurt 1921). — W. Harich, E. T. A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers. 2 Bde. (Berlin 1921). — W. Mausolf, E. T. A. Hoffmanns Stellung zu Drama u. Theater (Germanist. Studien H. 7. 1920). — Elisabeth Reitz, E. T. A. Hoffmanns Elexiere des Teufels und Cl. Brentanos Romanzen vom Rosenkranz (Bonn 1920). — P. Hankamer, Z. Werners Schicksalsdrama „Der 24. Februar" (Diss. Bonn 1919). — F. Becker, Untersuchungen über den fünffüßigen Jambus in den Dramen Z. Werners (Diss. Straßburg 1919). — H. Schneider, Uhland. Leben, Dichtung, Forschung (Berlin 1920). — Ders., Uhlands Gedichte und das deutsche Mittelalter (Palaestra 1921). — K. Mutschler, Der Reim bei Uhland (Diss. Tübingen 1919). — H. Rogge, Die Urschrift von A. v. Chamissos Peter Schlemihl (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1919). — H. Bischoff, N. Lenaus Lyrik, ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik (2 Bde. Berlin 1920f.). — H. Uhlendahl, Fünf Kapitel über H. Heine u. E. T. A. Hoffmann (Diss. Münster 1919). — E. Spenlé, Henri Heine (Paris 1921). — A. Schellenberg, Heines französische Prosawerke (German. Studien H. 14. Berlin 1921). — C. F. Reinhold, Heine (Berlin 1920). — E. Mörike, Briefe der Liebe an seine Braut Luise Rau. Zum 1. Male vollst. hrsg. von H. W. Rath (Schriften der Gesellsch. der Mörikefreunde. Ludwigsburg 1921). — H. Kurz und E. Mörike, Briefwechsel. Hrsg. von H. Kindermann (Stuttgart 1919). — E. Mörike und M. v. Schwind. Briefwechsel. Hrsg. von H. W. Rath (Stuttgart 1920²). — Ilse Märtens, Die Mythologie bei Mörike (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Marburg 1921). — A. Fischli, Über Klangmittel im Versinnern, aufgezeigt an der Lyrik Mörikes (Sprache u. Dichtung. Bern 1920). — Wilhelm Waiblinger, Liebe u. Haß, ungedr. Trauerspiel. Nach dem Mskr. hrsg. von A. Fauconnet (Deutsche Literaturdenkmäler des 18. u. 19. Jahrhunderts Nr. 148. Berlin 1914). — F. Glück, Byronismus bei Waiblinger (Diss. Tübingen 1920).

§ 10. Die führenden Dramatiker des 19. Jahrhunderts

C. F. Reinhold, Heinrich v. Kleist (Berlin 1919). — O. Fraude, H. v. Kleists Hermannsschlacht auf der deutschen Bühne (Diss. Kiel 1919). — K. Gassen, Die Chronologie der Novellen H. v. Kleists (Forschungen zur neueren Litgsch., 55. Bd., 1920). — K. Wächter, Kleists Michael Kohlhaas, ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte (ebd. Bd. 52). — Meta Corssen, Kleists u. Shakespeares dramatische Sprache (Diss. Berlin 1920). — R. Smekal, Grillparzer und Raimund (Wien 1920). — E. Calow, Grillparzer u. die Bühne (Diss. Greifswald 1914). — H. Becker, Grabbes Drama Napoleon oder die hundert Tage (Leipzig 1921). — G. Büchner, Gesammelte Schriften. Hrsg. v. G. Lewy (2 Bde., Leipzig 1919). — W. Kupsch, Wozzek. Ein Beitrag zum Schaffen Georg Büchners (Germ. Studien, H. 4, Berlin 1920). — L. Brun, Hebbel. Sa personnalité et son œuvre lyrique (Paris 1919). — F. M. Campbell, The life and works of F. Hebbel (Boston). — Etta Federn, Friedrich Hebbel (München 1920). — A. Bartels, Hebbels Herkunft u. andere Hebbelfragen. Gründlich erörtert (Hebbel-Forschungen Nr. 9, Berlin 1921). — Frieda Knecht, Die Frau im Leben und der Dichtung F. Hebbels (Zürich 1920). — G. Hallmann, Das Problem der Individualität bei F. Hebbel (Beiträge zur Ästhetik XVI, Leipzig 1921). — F. Weiß, Hebbels Verhältnis zur Welt des Gegenständlichen und zur bildenden Kunst (Diss. Basel 1919/20). — A. Janßen, Die Frauen ringsum F. Hebbel. Neue Materialien zu ihrer Erkenntnis (Hebbel-Forschungen Nr. 8, 1919). — Léon Mis, Les œuvres dramatiques d'Otto Ludwig. 1re Partie (Lille 1922). — Ders., Les Etudes sur Shakespeare d'Otto Ludwig. Exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire (Lille 1922). — K. Boehme, Otto Ludwigs Trauerspielplan Maria von Schottland (Eisenberg 1921). — W. Isch, Otto Ludwigs Erbförster (Diss. Bern 1919/20).

§ 11. Das junge Deutschland und der Zeitroman

L. Maenner, Karl Gutzkow und der demokratische Gedanke (Historische Bibliothek hrsg. von der Redaktion der hist. Ztschr. 46. Bd. München 1921). — G. Droescher, G. Freytag in seinen Lustspielen (Diss. Berlin 1919).

§ 12. Realismus

Marie Silling, A. v. Droste-Hülshoffs Lebensgang (Leipzig 1920). — R. Wittsack, Immermann als Dramaturg (Diss. Greifswald 1914). — Elisabeth Spohr, Die Darstellung der Gestalten in Immermanns „Epigonen" (ebd. 1916). — H. Maync, Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte (München 1921). — A. Ineichen, Die Weltanschauung J. Gotthelfs (Zürich 1920). — E. Stimmel, Der Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie auf W. Raabe (Diss. München 1919). — E. Steiner, Theodor Storm (Basel 1921). — Gottfried Kellers sämtliche Werke in 14 Teilen. Hrsg. v. K. Höfer (Leipzig 1921). — C. Enders, G. Keller (Leipzig 1921). — Marie Hey, The story of a Swiss poet. A study of G. Kellers life and works (Bern 1920). — Fr. Jaeggi, G. Keller und Jean Paul (Diss. Bern 1914). — K. Beck, G. Kellers 7 Legenden (Germanist. Studien H. 2, 1919). — P. Schaffner, Der grüne Heinrich als Künstlerroman (Stuttgart 1919). — C. Wandrey, Theodor Fontane (München 1919). — Fontanes gesammelte Werke. 2. Reihe. Hrsg. v. E. Heilborn (5 Bde. Berlin 1920). — G. Kricker, Th. Fontane. Der Mensch, der Dichter und sein Werk (Berlin 1921). — H. Maync, Th. Fontane 1819—1919 (Leipzig 1920). — Kenneth Hayens, Th. Fontane, a critical study (London 1920). — M. Krammer, Th. Fontanes engere Welt (Berlin 1920). — M. F. Radke, Das Tragische in den Erzählungen von M. v. Ebner-Eschenbach (Diss. Marburg 1918). — Käthe Offergeld, M. v. Ebner-Eschenbach. Untersuchungen über ihre Erzählungstechnik (Diss. Münster 1918). — A. Bettelheim, M. v. Ebner-Eschenbach. Wirken und Vermächtnis (Leipzig 1920). — M. Janke, W. H. Riehls Kunst der Novelle (Diss. Breslau 1918). — H. Häberlin, Studien zur Novellistik W. H. Riehls (Diss. Zürich 1918/19). — H. Enz, Louise von François (Diss. Zürich 1918/19). — Gertrude

Lehmann, L. v. François. Ihr Roman „Die letzte Reckenburgerin“ als Ausdruck ihrer Persönlichkeit (Diss. Greifswald 1919). — K. H. Strobl, L. Anzengruber. Ein Lebensbild (München 1920). — A. Kleinberg, L. Anzengruber. Ein Lebensbild (Stuttgart 1921). — A. Bettelheim, Neue Gänge mit L. Anzengruber (Wien 1919).

§ 13. Neuklassizismus

Méjasson, Un poète catholique allemand, F. G. Weber (1914). — Luise von François und C. F. Meyer. Ein Briefwechsel. Hrsg. v. A. Bettelheim (2. verm. Aufl. Berlin 1920). — Scheffels Werke. Hrsg. v. F. Panzer (Leipzig 1919). — V. v. Scheffel, Briefe an Anton von Werner 1863—1886. Mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von dem Empfänger (Stuttgart 1915). — W. Grebe, Die Erzählungstechnik V. Scheffels (Diss. Münster 1919).

Verfassernamen

Ades, H. C. 118
Adler, F. H. 68
Adrian, K. 105
Alexander, W. 103
Amelung, H. 97
Andress, I. M. 73
Appelmann, M. 119
Armandoff, I. 102
Arnold, R. F. 18
Aschner, S. 132

Bab, J. 133
Bachmann, V. 87
Bächtold, J. M. 13
Baesecke, G. 2. 21. 132
Baginsky. B. 133
Bahder, K. v. 24
Baldinger, E. 117
Balk, N. 82
Balkenhol, A. 121
Bartels, A. 11. 18. 64. 132. 135
Bathe, J. 108
Baum, E. 65
Baumgard, O. 116
Baumgarten 130 f.
Baur, A. 30
Bebermeyer, G. 28
Bechtold, A. 52
Beck, K. 135
Beckenhaupt, K. 127
Becker, A. 25
—, F. 134
—, F. K. 59
—, H. 135
—, R. 57
—, V. M. 3
Behme, H. 107
Behrend, F. 128
Beschnitt, K. 62
Beik, H. 81
Bender, H. 112
Benz, R. 23 f. 41. 95
Berger, A. E. 32, 33
—, K. 83
Berneisen, E. 118
Berresheim, F. 83
Bertrand, J. J. A. 93. 134
Besse, K. 118
Beste, K. 109
Bettelheim, A. 135. 136
Betz, M. 44
Beyel, F. 127
Bianchi, L. 132
Biese, A. 11. 125 f.
Bischoff, H. 103. 134
Blanck, K. 133
Blankennagel, J. K. 106
Blatter, A. 26
Blum, F. 105
Bob, H. A. 46
Bode, W. 78. 133
Böhlich, E. 79
Boehm, F. 45
Boehme, K. 135
Bömer, A. 43
Bönneken, M. 124
Bohnenblust, G. 129
Bollert, M. 119
Bopp, I. M. 67
Borcherdt, H. H. 31 f. 53. 113 f. 115
Bormann, G. 69
Bornhausen 134
Bornstein, P. 111
Borwitz, W. 42
Bossert, A. 73
Bouillier, V. 66. 133
Bourmann, C. 51
Boy-Ed, I. 78
Brandes, G. 133
—, H. 27
Brandl, W. 39
Brandt, H. 133
—, O. 93
Braun, H. 109
Braune, F. 90
Brauweiler, E. 104
Brecht, W. 131
Brentano, L. 134
Breuer, M. 95
Brieger, Th. 32
van der Briele, W. 52
Brietzmann, F. 26
Brocks, E. 68
—, St. 85
Brown, P. H. 133
Brüggemann, F. 59
Brüstle, W. 71
Brun, L. 133. 135
Buchta, A. 97
Buchtenkirch, G. 107
Buchwald, G. 33
Bücher, W. 109
Bulling, K. 65
Burdach, K. 41 f.
Busse, L. 15

Caccia, N. 45
Calow, E. 135
Campbell, F. M. 135
Cardauns, H. 96. 97
Cassirer, E. 86. 106
Castle, E. 77
Church, H. W. 99
Coffmann, B. R. 60
Cohn, E. 133
Conen, F. 94
Consentius, E. 70
Corsen, M. 135
Creizenach, W. 14 f.
Croce, B. 133

Denk, O. 48
Deutschbein, M. 134
Didier, A. 44
Dikenmann, R. 63
Diener, W. 124
Dilthey, W. 5. 42
Dittrich, P. 42
Draeger, R. 123
Droescher, G. 135
Düsel, F. 68

Ebhardt, R. 112
Eckert, H. 82
Ehrismann, G. 132
Eichler, B. 46
Ekhardt. W. 101
Elkuß, S. 90
v. Els, H. 110
Enders, C. 119. 135
Engel, E. 5
Enz, H. 135
Ermatinger, E. 126. 132
Ernst, F. 91
—, J. 68
Ettlinger, M. 11

Faerber, L. 94
Fauconnet, A. 134
Fauth, G. 26
Federn, E. 78. 135
Fehn, A. 118
Feilbogen, F. 124
Filippi, L. 135
Findeis, R. 15
Finke, H. 92
Fischer, A. 49
—, B. 114
—, H. 42
—, M. 108
Fischli, A. 134
Fittbogen, G. 63. 108
Flad, E. 105
Flemming, W. 55
Floeck, O. 100
Fluck, H. 71
Franke, C. 35
Fraude, O. 135
Frenzel, J. 101
Fresdorf, H. 115
Feund A. 121
Frey, A. 130
Freye, K. 72
Freyer, M. 35
Fritz, F. 25
—, J. 32

Galaboff, K. S. 92
Galetti, G. 101
Garbe, U. 68
Gassen, K. 135.
Gattermann, H. 26
Geißler, H. 109
Geller, M. 120
Gerhardt, M. 84
Germann, R. 64
Geyer, A. 46
Giese, E. 36
—, F. 90
Glätzel, M. 116
Gluck, H. 122
Glück, F. 134
Goedeke, K. 17 f.
Götze, A. 22 f.
Gose, H. 133
Gräf, H. G. 75. 76
Grahl-Mügelin, W. 100
Gratopp, K. 126
Graub, J. 81
Grebe, W. 136
v. Grolmann, A. 78. 86
Groschwald, P. 65
Großendorf, H. 68
Gülzow, E. 98
Günther, H. 24
—, K. 67
Günther, O. 134
Gundolf, F. 77 f.
Gutzeit, M. 51

Häberlin, H. 135
Hähners, M. 123
Halbeisen, H. 120
Hallermann, J. 119
Hallmann, G. 135
Hammer, H. 94
Hankamer, P. 101. 134
Hannes, M. 103
Hansen, A. 135
Harich, W. 100. 136
v. Harnack, A. 32
Hartmann, J. 101
Hásinsky, M. 136
Hasse, K. P. 134
Hastenpflug, O. 126
Haubold, F. 136
Hauff, W. 44
Hauffen, A. 46. 133
Hausrath, A. 33
Hayens, K. 135
Haym, R. 89
Hecker, M. 76
Heckmann, W. G. 134
Heilborn, E. 128. 135
Heininger, F. 97
Heitmann, F. 121
Heitz, P. 27
v. Hellingrath, N. 86. 134
Hempel, P. 56
Hengsberger, K. 134
Henrich, A. 45
Hensold K. 117
Herrmann, M. 38
Herte, A. 34
Hertel, Th. 94. 125
Hertz, W. 129
Hes, E. 116
Hey, M. 135
Hillmann, D. 82
Hinnah, F. 118
Hintner, F. 36
Hirth, F. 104
—, K. 133
Höfer, C. 81. 135
Hönig, J. 129
Hoestermann, E. 112
Hövel, E. 54
Hofer, K. 111. 133
Hoffart, E 73
Hoffmann, K. E. 129
Hohenstatter, E. 117
Horowitz, J. 63
Horwitz, A. 91
Hradek, L. 109
Huch, R. 122
Hübner, A. 45
Hülle, I. 60
Hundertmark, O. 103
Hunziker, F. 126

Ilgner, H. 124
Ineichen, A. 135
Isch, W. 135

Jacobstroer, B. 120
Jaeggi, F. 135
Jahn, E. 67
—, W. 112
Janell, W. 44
Janentzky, K. 74
Janke, M. 135
Janko, S. L. 81
Jansen, W. 124
Janssen, A. 135
Jeß, H. 126
Johannesson, A. 84
Jost, W. 134

Kadner, F. 133
Kaindl, R. F. 45
Kaiser, I. 72
Kalbeck, M. 126
Kalischer, E. 131
Kalkoff, P. 32. 133
Kappenberg, H. 105
Kanter, F. 107
Kappstein, Th. 133. 134
Kauenhoven, K. 71
Kaufmann, P. 37
Kaulfuß-Diesch, K. 30
Kayser, H. 133
—, R. 97
Keerl, F. 123
Kempf, J. K. 123
Keller, A. 71
Kern, O. 133
Kilian, W. 117
Kindermann, H. 134
Kipka, K. 18
Klabund 11
v. Klein, E. 99
Klein, E. 119
—, G. 119
Kleinberg, A. 136
Kleineibst, R. 65
Klemperer, V. 120
Kloß, A. 105
Knecht, F. 135
Knellwolf, A. 43
Kober, A. 6. 16
Kobes, F. 126
Koch, A. 82
—, F. 116
—, M. 11

Köhler, A. 99
—, W. 30. 32
Köller, C. 98
Kölmel, A. F. 52
König, E. 44
Körnchen, H. 51
Köster, A. 38f. 125
Kohler, H. F. 122
Korff, H. 88f.
Koschmieder, A. 73
Krafft, E. 40
Krammer, M. 135
Krauß, A. 99
Krey, E. 126
Kricker, G. 128. 135
Krisch, P. 113
Krügel, P. 98
Krüger, H. A. 18
—, J. 92
Kuchanny, L. 43
Kürbs, H. 124
Kürfel, W. 92
Kupsch, W. 135

Laging, A. 66
Lang, L. 102
Langmesser, A. 130
Lefftz, J. 29
Lehmann, E. 87
—, G. 136
—, P. 41
Leitzmann, A. 65. 84f. 127. 133
Lemcke, H. 29
Lempicki, S. v. 132
Lenz, O. 87
Lepp, F. 26
Lewalter, E. 91
Lewy, E. 72
—, G. 135
v. d. Leyen, F. 2. 28
Lichtenstein, E. 60
v. Liebenau, Th. 28
Liederwald, C. 82
Liepe, W. 23. 64
Lindemann 11
Lindner, R. 115
Lippert, W. 61
Litzmann, G. 128
Löffler, K. 44. 70
Loofs, H. 70
Loose, E. 111
Ludwig, E. 133
Luckwald, E. 103
Lüdeke, H. 93
Luther, B. 108

Mählich, M. 114
Maemer, L. 135
Märtens, J. 134
Magon, L. 99
v. Manikowsk, F. 60
Marcus, F. 134
Marx, E. 64
Maus, Th. 27
Mausolf, W. 134
Mayne, H. 78. 135
Mazzuchotti, L. 93
Mechel, K. 39
Meier, G. 26
Meise, W. 84
Méjasson 137
Mendheim, M. 128
Merbach, P. A. 13
Merker, P. 8f. 28. 29f. 33. 44. 75. 113f. 132
Mestwerdt, P. 43
Metis, E. 117
Meumann, H. 127
Meyenburg, E. 70
Meyer, F. 60
—, R. M. 10f.
Meyer-Benfey, H. 62
Michael, W. 69
Michel, V. 2
Mis, L. 115. 135
Mitschell, R. 130
Möckel, K. 116
Mohr, F. 39
Monius, G. 134
Moormann, M. 117
Morris, M. 79
Moser, V. 22
Müller, B. A. 45
v. Müller, H. 99f.
Müller, H. 83
—, R. 83
—, W. 82
Müsebeck, E. 98
Muncker, F. 62
Mutschler, K. 134
Mutzenbecher, H. 104

Nadler, J. 4. 11f. 54. 77. 134
Nagl, J. V. 13
Naumann, F. 133
—, H. 22
Neubauer, L. 25
Neubert, F. 30. 82
Neuburger, P. 103
Niessen, C. 40
—, J. 97
Nietzki, M. 128
Nippold, E. 95
Nußberger, M. 131

Obenauer, K. J. 133
Oehlke, W. 62. 96. 132. 133
Offergeld, K. 135
Ostwald, W. 82
Ott, K. 27

Palgen, R. 101
Panzer, F. 136
Paul, G. 61
Payer v. Thurn 25. 109
Peters, M. 129
Petersen, J. 3. 17. 78. 107
Petitpierre, F. 116
Petrich, H. 49
Petsch, R. 16. 78
Petzet, E. 130
Pieper, A. 67
Piper, P. 133
Pinger, W. R. 134
Pfannkuchen, W. 82
Pfannmüller, L. 37
Pfeiffer, R. 44
Pfeil, L. 56
Plenio, W. 37
Plotke, G. J. 125
Pollmer, A. 133
Pompecki, L. 14
Preitz, M. 96
Prys, J. 51

Quentin, W. 46

Radke, M. F. 135
Rath, H. W. 104. 134
Rausse, H. 16
Regli, M. A. 133
Reinhold, C. T. 135
Reitz, E. 134
Remy, H. 134
Rhein, F. 105
Rhyn, H. 128
Richter, W. 37. 107
Riederer, F. 93
Riemer, F. W. 133
Riese, A. 29
Rockenbach, Th. 126
Roe, A. B. 50
Roeder v. Diersburg, E. 132
Röhl, H. 11
Roehle, M. 100
Roethe, G. 32. 45. 80. 133
Rohde, R. 134
Rogge, H. 134
Rosenbaum, A. 20
Rührmund, E. 46
Rummelt, F. 67

Saedler, A. H. 112
Saran, F. 80
Sarter, E. 81
Sartori-Neumann, B. 134

Sauer, A. 4. 77. 108f.
Scotti, A. 115
Schacht, R. 128
Schaffner, P. 135
Schairer, F. 72
Schallas, W. 127
Schauer, H. 58
Scheel, O. 34. 132
Scheid, N. 55
Scheidweiler, P. 90
Schellenberg, A. 134
Scherer, W. 9f.
Scherrer, M. 89
Schierbaum, H. 66
Schierding, H. 120
Schiff, J. 77
Schiller, H. 124
Schmidt, E. 114
—, G. 73
—, R. 26
Schmitz-Kallenberg, L. 72
Schneider, H. 101. 106f. 134
—, H. 102
—, F. 23
—, M. 132
Schnorf, H. 69
Schöberl, J. F. 132
Schön, F. 132
Schollenberger, H. 18
Scholte, J. H. 52. 53
Schramm, F. 48
Schreckenbach, P. 30
Schroeder, E. 49
Schröder, K. 59
v. Schröder, W. 50
v. Schubert, H. 33. 34
Schubert, P. 101
Schüddekopf, K. 95
Schulhof, H. 102
Schum, A. 133
Schulte, W. 110
—, H. A. 120
Schultz, F. 28
Schulz, M. 133
Schulze, W. 102
Schumann, G. 29
Schuster, M. 104
Schwaller, J. 39
Schwartz, H. 93
Schwetje, W. 118
Seebass, F. 134
Sell, F. 134
Semper, M. 82
Seuffert, B. 64. 133
Siebs, Th. 123. 132
Silling, M. 135
Siegen, K. 106
Singer, S. 13
Smekal, R. 135
Sommerfeld, M. 66
Spieß, O. 80
Spitta, F. 35
Spenle, M. 40
Spenlé, E. 134
Spohr, E. 134
Stamm, H. 126
Stammler, W. 70f. 72. 132
Stecher, M. 59
Steig, R. 96
Steinberg, H. 56
Steiner, E. 135
Sternberg, F. 54
Stimmel, E. 135
Stock, G. 102
Stockmann, A. 134
van Stockum, T. C. 63
Stöffler, F. 52
Stolle, K. 117
Strauß, B. 43
—, D. F. 43
Strich, F. 47
Strobl, K. H. 136
Stümcke, H. 56
Sturm, E. 71
—, W. 73
v. Stutterheim, K. 129
Subotic, D. B. 116
Sulzer-Gebing, E. 131
v. Sydow, A. 84

Tannenbaum, E. 112
Teichmann, M. 84
Teller, F. 107
Thalmann, M. 94
Thode, H. 31
Thomas, R. 128
Thieß, F. 82
Titze, H. 81
Törnvall, E. G. 53
Touaillon, Chr. 88
Treutler, A. 73
Trendelenburg, A. 133
Triebnigg, E. 40
Tribolet, H. 133
Tümpel, W. 49
Tumarkin, A. 134

Uhlendahl, H. 134
Unger, R. 5.
v. Unwerth, W. 57f. 132
Ulich, R 79. 119
Ulbrich, H. 59

Varney, F. 84
Vaternahm, O. F. 82
Velten, R. 48
Verweyhen, J. W. 11
Viëtor, K. 134
Vogel, P. 91
Vogt, F. 11
Vogt, F. 132
Volpers, R. 92

Wächter, K. 108. 135
Wälterlin, O. 134
Wagner, A. M. 70
—, K. 48
—, L. 98
Wahl, H. 65. 75
Wahle, J. 75
Walther, W. 32. 34
Wandrey, C. 135
v. Waldberg, M. 57
Walzel, O. 7f. 10. 16. 89. 103
Waters, G. 50
Wegner, F. 40
Weidling, F. 44
v. Weilen, A. 116.
Weimann-Bischoff, A. 127
Weinmann, R. 133
Weinschenk, G. 116
Weiß, F. 135
Wenter, J. G. 111
Wels, K. H. 48
Werner, R. M. 110f.
v. Werner, A. 136
Wernike, S. 37
Wesmeyer, R. 102
West, L. 116
Widmann, B. 96
Wiegand, J. 132
Wieneke, E. 92
Wilhelm, F. 132
Willige, W. 106
Wißmann, P. 128
Witkop, Ph. 14f. 132
Witkowski, G. 58. 133
Wittsack, R. 135
Wöhlert, H. 68
Wölfflin, H. 8
Wolf, G. 21f.
Wolff, A. 63
—, E. 81
—, M. J. 133
Woltereck, K. 95
Wolters, M. 28
Wüst, P. 127

Zacher, F. H. 27
v. Zastrow, H. 91
Zeidler, J. 13
Zeitler, J. 79
Zilchert, R. 134
Zincke, P. 85
Zinkernagel, F. 86
Zobel v. Zabeltitz, M. 110
Zwetz, R. 50

Sachverzeichnis

Ahasver 25
Alexis, W. 122
Allmers, H. 123
v. Alxinger, J. B. 65
Andreä, J. V. 51
Anzengruber L. 136
Arndt, E. M. 98
v. Arnim, A. 96. 97
—, B. 96
Arnold, G. 50
Aufklärung 57ff. 133
Avancini, N. 55

Balde, J. 45
Ballade 102. 119. 128. 129
Barock 45. 46ff. 133
Barocktheater 54
Bernhardi, S. 95
Bibelübersetzung 34f.
Bibliographie 17ff. 132ff.
Birch-Pfeiffer, Ch. 116
Birk, S. 132
Böhme, J. 133
Boltz, V. 39
Brandenburg 13
Brant, S. 27f.
Bremer Beiträger 61
Brentano, Cl. 93ff. 134
Brion, F. 133
Brinkmann, J. 125
Brockes B. H. 60
Buchholz, A. H. 52
Büchner, G. 119. 135
Bürger, G. A. 70f. 133
Bullinger, H. 134
Burckhardt, J. 129f.

Carl August von Sachsen-Weimar 75
Chamisso, A. v. 102
Claudius, M. 70. 133

Deutschkunde 3
Didaktik 56f.
Döbereiner, J. W. 77
Drama 14. 16. 38ff. 54ff. 57f. 68f. 106ff. 118. 133. 134f.
v. Droste-Hülshoff, A. 121. 135

v. Ebner-Eschenbach, M. 135
Eckermann, J. P. 77
v. Eichendorff, J. 102
Elsaß 24. 26. 27ff. 39. 44f. 46. 67
Empfindsamkeit 67ff.
epistolae obscurorum virorum 43
Erasmus 43. 45

Faust 133
Faustforschung 81
Faustsage 25
Fischart, J. 46
Fontane, Th. 128. 135.
Forster, G. 85
Fortunatus 24
v. François, L. 135. 136
Frauenroman 88
Freiligrath, F. 119
Freytag, G. 135
Frischlin, N. 44f.

Gattungsgeschichtliche Darstellungen 14f.
Geibel, E. 128f.
Geiler v. Kaisersberg 27
Gelehrtendichtung 47
Gellert, Chr. F. 133
Gerhardt, P. 49
Gerstäcker, F. 120
Gerstenberg, F. W. 70
Gesellschaftslied 48
van Ghetelen, H. 27
Gieseke, N. D. 61
Gleim, J. W. 133
Görres, J. 98
v. Goethe, A. 78
—, Chr. 76. 78. 133
—, J. W., 74ff. 92. 95. 121. 133f.
Göttinger Hain 68f.
Gotthelf, J. 122. 135
Gottsched, J. Chr. 60f.
Grabbe, Chr. D. 100. 135
Gregorovius, F. 129
Greif, M. 116
Grillparzer, F. 108ff. 135
Grimm, J. 96
Grimm, W. 96
v. Grimmelshausen, J. Chr. 52ff.
Gruner, J. S. 77
Gryphius, A. 55f.
Gutzkow, K. 116f. 135

Hafner, Ph. 65
v. Hagedorn, F. 60
v. Haller, A. 60
Hansjakob, H. 123
v. Hardenberg, F. 95
Hebbel, F. 110ff. 135
Heimatdichter 122f.
Heine, H. 103f. 134
Heinse, W. 116
Hensel, L. 96
Herder, J. G. 72f. 79. 133
Herwegh, G. 117
Heyse, P. 125. 126. 130
Historismus 115f. 118. 130f.
Hölderlin, F. 85ff. 134
Hölty, L. 69
Hoffmann, E. T. A. 99f. 134
Hoffmann v. Fallersleben 118
Holland 51
v. Horn, W. O. 124
Hoyers, A. O. 50
Huber, Th. 85
Humanismus 40ff. 132
v. Humboldt, C. 84
—, W., 84f.
v. Hutten, U. 43. 45

Illustration 28
Immermann, K. 135
Iselin, I. 133

Jacobi, F. 63
Jahresberichte 18ff.
Jesuitendichtung 54f.
Junges Deutschland 116ff. 135
v. Junkmann, W. 120

Keller, G. 126. 135
Kinkel, G. 119
Kirchenlied 49f.
Klassizismus 74ff. 133

Klein, I. L. 116
v. Kleist, H. 106ff. 134f.
Klinger, F. M. 71. 133
Klopstock, F. G. 67ff.
König, H. H. 120
Kurz, H. 134

Lafontaine, A. H. J. 67
Laube, H. 116f.
Lavater, J. K. 73
v. Lenau, N. 103. 134
Lenz, J. M. R. 72
Lessing, G. E. 61ff. 93. 133
Leuthold, H. 129
Lewin, R. 116
Lichtenberg, G. Chr. 65f. 133
Lindner, A. 116
Literaturgeschichte, allgemeine 9ff. 132
Literaturwissenschaft 132
v. Logau, F. 56
Ludwig von Anhalt-Cöthen 48
Ludwig, O. 113ff. 135
Lustspiel 42
Luther, M. 30ff. 45. 132
Lyrik 15f. 47ff.

Mameranus, N. 44
Mayer, H. 76
Meistersinger 36f. 40
Meißner, A. 118
Mereau, S. 97
Methoden 3ff. 134
Meyer, C. F. 130f. 136
Meyr, M. 122
Mörike, E. 104f. 134
Möser, J. 66
Montanus, J. 44
Mosen, J. 118
Müller, A. 90
Murner, Th. 27ff.
Musäus, J. K. A. 67
Mystik 50

Naogeorgus, Th. 45
Neidhart, H. 42
Neuklassizismus 128ff. 136
Neulateinische Dichtung 40ff.
Nicolai, F. 65f.
Niederdeutschland 27. 132
Novalis s. Hardenberg
Novelle 94. 130

Oesterreich 13. 77
Opitz, M. 48

Peutinger, K. 44
Pietismus 50
Pietsch, J. V. 60
Pirkheimer, W. 44
Pfeffel, G. K. 67
Prinzipien 1f. 132
Prutz, R. 117

Raabe, W. 124. 135
Rabener, G. W. 61
Raimund, F. 137
Realismus 121f. 135
Reformation 21ff. 132
Reimarus, H. S. 63
Religiöse Dichtung 16. 49f.
Renaissance 41f. 47. 132
Reuter, Chr. 58
—, F. 123
Richter, Jean Paul 87f. 134 135
Riehl, W. H. 135
Riemer, J. 52
Ringwaldt, B. 40
Rist, I. 56. 133
Robinsonaden 59
Roman 16. 23. 26. 51ff. 59f. 90. 119ff. 133
Romantik 12. 89ff. 127. 134.
Rückert, F. 99

Sacer, G. W. 56f.
Sachs, H. 36f. 46
v. Sallet, F. 103
Satirische Literatur 26. 56f.
Schack, Graf v. 119. 129
Scheffel, V. 136
Scheidenreißer, S. 44
v. Schenkendorf M. 99
Scherenberg, Chr. F. 119
Schiller, F. 71. 81. 83f. 121. 134
Schiltbürger 24
Schlegel, A. W. 73. 92f. 133
—, C. 92
—, D. 92
—, F. 84. 90ff.
—, J. E. 61
Schmeltzl, W. 40
Schnabel, J. G. 59
Schopenhauer, A. 82. 109. 135
Schubart, Chr. F. 71f.
Schücking L. 120
Schuldrama 39f.
Schwab, G. 102
Schwankbücher 24
Schwarz, S. 133
Schweiz 13. 26. 39. 69. 73. 126. 135
v. Schwind, M. 134
v. Sinclair, J. 116. 134
Solitaire, S. 103
Spangenberg, V. 39
Spener, Ph. 50
Spielhagen, F. 119f.
Sprachvereine 48
Spreng, I. 37
Stammeskunde 4
v. Stein, Ch. 78f.
Steinhövel, H. 42
v. Stolberg, F. L. 70
Storm, Th. 125. 135
Sturm und Drang 67ff. 133

Tauler 132
Terstegen, G. 56
Tieck, L. 93ff. 134
Toleranzgedanke 63

Uhland, L. 101f. 134
Utopie 59

Vischer, F. Th. 124
Volksbücher 23ff. 41
Volkslied 49
Voltaire 88
Voß, Chr. 85
—, J. H. 70

Waiblinger, W. 134
Wagnervolksbuch 25
Weber, F. W. 129. 136
Weise, Chr. 52. 57f.
Weltschmerzdichtung 102f.
v. Werner, A. 138
Werner, Z. 64. 100f. 134
Westpreußen 14
Wickram, J. 26
Wieland, Chr. M. 64f. 133
Wild, S. 39
v. Willemer, M. 76
Willkomm, E. 118
Winkler, P. 52
Wochenschriften 59
v. Wolzogen, K. 85
v. Wyle, N. 43

Zauper, J. St. 77
Zeitroman 116ff. 119ff.
Zeitschriften 19ff.
Zelter, K. F. 76
v. Zesen, Ph. 51
Zschokke, H. 67. 133

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

830.9 M56

a39001 007954731b

UNIV. OF ARIZONA
mn
Merker, Paul/Neuere deutsche Literaturge
3 9001 03835 5494